
WIDENER
HN NDbC 8
3 2044 019 268 176
HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
Digitized by Google



Sören Kierkegaard.

Ein literarisches Charakterbild.

Von

Georg Brandes.

> Was Tarquinius Superbus in seinem Garten mit den Mohnköpfen sprach, verstand der Sohn, aber nicht der Bote.
>
> Hamann-Kierkegaard.

Autorisirte deutsche Ausgabe.



Leipzig, 1879.

Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Ei

Sören Kierkegaard.

Ein literarisches Charakterbild.

Von

Georg Brandes.

> Was Tarquinius Superbus in seinem Garten mit den Mohnköpfen sprach, verstand der Sohn, aber nicht der Bote.
>
> **Hamann-Kierkegaard.**

Autorisirte deutsche Ausgabe.



Leipzig,
Verlag von Johann Ambrosius Barth.
1879.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Inhalt.

Druckfehler.

S. 40 Z. 11 v. u. Statt spanisches! lies spanisches ~!

Meine früheste Erinnerung in Betreff Kierkegaard's ist die, daß, wenn ich als kleiner Junge meine Hosen nicht glatt und sorgfältig über die damals üblichen langen Stiefelschäfte hinab zog, das Kindermädchen mir warnend zurief: „Sören Kierkegaard!" So hörte ich zum ersten Mal den Namen, welcher zur selben Zeit so laut den Erwachsenen in die Ohren klang. Die Karrikaturzeichnungen im Kopenhagener Witzblatte „Der Korsar" hatten Kierkegaard's Beine in Kreisen bekannt gemacht, zu denen sein Genie nicht hingedrungen war. Seine Hosen hatten bei uns eine eben so große Berühmtheit erlangt, wie in Frankreich zehn Jahre vorher Théophile Gautier's rothe Weste.

Der merkwürdige Mann war in Kopenhagen als ein Straßen-Original bekannt. Die Außenseite seines Lebens war wunderlich und monoton. Man konnte ihm in früher Morgenstunde auf den abgelegenen Pfaden längs des Stadtgrabens begegnen, für den er, humoristisch genug, eine Fischereimarke gelöst hatte, um ungestört denken und dichten zu können. Er hat später einmal solche Wanderungen im feuchten Morgennebel, im bethauten Grase geschildert, um die Zeit, wo der kalte Schauer, welcher den Sonnenaufgang verkündet, durch die Natur geht. Man konnte ihn alleine in seinem gemietheten Wienerwagen in fliegender Hast die Landstraßen Nordseelands

entlang oder in langsamem Trabe durch die Wälder Nordseelands fahren sehn, bei einem jener häufigen Ausflüge, die mindestens einen, öfters mehrere Tage in Anspruch nahmen, und von denen er ein paar in jedem Wintermonat und im Sommer monatlich sechs oder sieben unternahm. Er besuchte in Gribskov seinen lieben Otteveiskrog (Achtwegewinkel), dessen Name schon für ihn, den Verschlossenen, den Alle kannten und anredeten, etwas Anziehendes durch den Widerspruch hatte, welcher darin lag, daß ein Zusammentreffen von acht Wegen ein Winkelversteck bilden sollte. Dort setzte er sich hin, und es war ihm, als sei eine ganze Völkerschaft auf den acht Wegen ausgewandert und habe nur Einen vergessen, als hätten die acht Wege ihm alle Menschen entführt, um ihm nur seine eigenen Gedanken zurück zu bringen. Er, dem es so schwer fiel, sich selbst zu vergessen, der sich niemals ganz in die Natur, deren Studium er geringschätzte, versenken konnte, niemals in die Geschichte, für die ihm bei seiner scharf ausgeprägten philosophischen Anlage der rechte Sinn gebrach, kaum einmal in die Musik, in der er nur seine eigenen Ideale aufsuchte, fand ein Gefallen daran, sich selbst hier in der Einsamkeit als Centrum zu fühlen.

An einem anderen Tage konnte man auf der Östergade um die Mittagszeit zwischen zwei und vier Uhr im Menschenschwarme die hagere und dürre Gestalt mit dem gebeugten Haupte und dem Regenschirm unterm Arme verfolgen, die fast unabänderlich hier auf jener Promenade zu finden war, welche der Korso der halbfeinen Welt Kopenhagen's ist. Er grüßte jeden Augenblick nach rechts und nach links, unterhielt sich bald mit Diesem, bald mit Dem, hörte ein vereinzeltes Mal einen kleinen Gassenjungen „Entweder — Oder“ hinter sich her schreien, ließ

sich mit Krethi und Plethi ein, eben so zugänglich für Jeden hier auf der Straße wie unzugänglich in seinem Daheim, hier eben so verschwenderisch mit seiner Person wie sonst eifersüchtig dieselbe behütend, hier scheinbar seine Zeit vertändelnd wie zum Ersatz dafür, daß er sich zu Hause stets hartnäckig verleugnen ließ.

Aber, ging man dann eines Winterabends an seinem Hause vorüber, und fiel der Blick auf die lange Reihe erhellter Fenster, welche der von ihm bewohnten Etage das Aussehen gaben, als sei dieselbe illuminirt, so ahnte oder gewahrte man eine Flucht schön möblirter, sämmtlich geheizter Zimmer, in welchen der seltsame Denker auf und ab schritt unter einer Stille, die nur durch das Kritzeln der Feder auf dem Papier unterbrochen ward, wenn er stehen blieb, um einen Einfall in sein Manuskript oder eine Notiz in sein Tagebuch zu schreiben; denn in allen Zimmern fand sich Dinte, Feder und Papier.

So lebte er: spazieren gehend, fahrend, Gespräche führend, und vor Allem schreibend, immerzu schreibend. Er war fleißig wie Wenige, und sein ganzer Fleiß bestand darin, daß er schrieb. Er sprach nicht allein mit seiner Zeit, sondern mit sich selber mittels seiner Feder. Im Leben Weniger hat die Dinte eine so große Rolle gespielt. Er hinterließ ungefähr dreißig gedruckte Bände, die zusammen (nach seinem eigenen Ausdruck) fast „eine Literatur in der Literatur“ ausmachen, und eben so viele Bände dickleibige Tagebücher im Manuskript, und fast alles Dies ist im Laufe seiner zwölf letzten Jahre geschrieben. Solchergestalt, so wunderlich und monoton erschien die Außenseite eines Lebens, das innerlich vielleicht das bewegteste war, welches jemals in Dänemark geführt worden ist.

1.

Als im Jahre 1813 der reiche Wollwaarenhändler Michael Kierkegaard auf dem Neumarkt in Kopenhagen sieben und fünfzig Jahre und seine zweite Frau Anne (geb. Lund), sein früheres Dienstmädchen, fünf und vierzig Jahre alt war, bekam dies Ehepaar das siebente Kind, einen Sohn, Namens Sören. Addirt man das Alter der Eltern, so erhält man die respektable Zahl 102, eine so ansehnliche Zahl, daß oftmals zwei junge Elternpaare, wenn sie ihre Jahre zusammen zählen, keine so hohe Ziffer erreichen.

Sören Kierkegaard war das Kind alter Eltern; er wurde alt geboren, er wuchs als ein altkluges Kind heran, welches so früh insbesondere über sich selbst zu grübeln begann, daß es ihm in seinem späteren Leben vorkam, als sei er weder Kind noch Jüngling, d. h. weder bewußtlos noch sorglos gewesen. „Mein Unglück war," sagt er mit einer der geschraubten Wendungen, die er liebt, „gleichsam von der Geburt an und durch die Erziehung bestärkt das Unglück: nicht Mensch zu sein." Er meint damit, daß er Geist war, ein sehr anspruchsvoller und zu umfassender Ausdruck, um etwas Bestimmendes über einen Einzelnen auszusagen. Gewiß indessen ist's, daß Der, welcher ihn gebrauchte, mit schwerem Geblüte und Gemüthe zur Welt

kam; in alten barbarischen Zeiten hätte man vielleicht ein so wenig kindliches Kind für einen Wechselbalg angesehen, den die Kobolde in die Wiege gelegt.

Er sucht selbst nach den excentrischsten Worten der Sprache, um seinen ursprünglichen Zustand zu schildern. Er war, nach seiner eigenen Aussage, „zart, schmächtig und schwach, fast in jeder Hinsicht der Bedingungen beraubt, im Vergleich mit Anderen auch für einen ganzen Menschen gelten zu können, schwermüthig, seelenkrank, auf vielfache Weise tief, und durchaus mißlungen.“ Solch ein armes Koboldkind spielt nicht wie andere Kinder, ist niemals vergnügt oder lustig; es sieht einen mit großen, klugen, mitleiderregenden Augen an, weil es, wie Kierkegaard, „unter einem ursprünglichen Zwiespalt mit diesem Dasein seufzt.“ Es ist gleich vom zartesten Alter an sinnig und wird schweigend manche seltene Wehr oder Zierat schmieden, aber man necke es nicht, es ist von schalkhafter Natur, spöttisch in seinen Antworten, beißend witzig, wenn es gereizt wird. Es hat eine Seele ohne Sonnenschein, es lebt ein Leben ohne Frühling; aber es sieht scharf und es vermag Viel.

Der arme Spätling war nicht nur gebrechlich, sondern krank, sehr krank. Drei und dreißig Jahre alt, nennt er sich selbst seit frühester Jugend von einem „an Wahnsinn grenzenden Leiden“ verzehrt, das seinen Grund in einem Mißverhältniß zwischen Leib und Seele haben müsse. Dies Leiden, das er in seiner biblischen Ausdrucksweise seinen „Pfahl im Fleische“ nennt, war es, was jene brütende Schwermuth erzeugte, deren Nebel sein ganzes Wachsthum umhüllten. Aber aus diesen Nebeln brachen die Blitze der schalkhaften Ironie und Witzigkeit hervor. Er hatte jene Art von Witz, die man, wenn auch in viel

geringerem Grade, bei Buckligen, Hofnarren oder anderen schwachen und häufig verunglimpften Geschöpfen zu finden pflegt, die an einer unheilbaren Melancholie leiden; nur daß dieser Witz bei ihm stets Ideen diente, und beherrscht, durchsichtig, genial war, selbst wo er sich mit einem so schneidenden Hohn äußerte, daß die Welt seit Swift's Tagen kaum etwas Aehnliches gehört hatte. In den Knabenjahren offenbarte dieser Witz sich als jugendlicher Muthwille. Ein paar Anekdoten aus der Schulzeit charakterisiren die Art desselben. Der dänische Lehrer, Herr Storch, hatte sich verlobt, und der Gegenstand seiner Wahl hieß Charlotte Lund. Es sollte ein dänischer Aufsatz über ein selbstgewähltes Thema verfaßt werden, und Kierkegaard schrieb jetzt „Charlottenlund, die Reise dorthin und die Vergnügungen daselbst," mit Anspielungen auf die Verlobung und den Namen*). Der deutsche Lehrer, Herr Mathiesen, war so schwach, daß die Knaben sich Alles in seinen Stunden erlaubten. Eines Tages trieben sie es so weit, daß sie in der Klasse ein vollständiges Mahl mit gedecktem Tische, Butterbrot und Bier hielten, umher gingen und einander „Gesegnete Mahlzeit!" sagten. Herr Mathiesen wollte sich in seiner Verzweiflung beim Schulvorsteher beschweren, als die Knaben ihn umringten und dazubleiben baten. Sören Kierkegaard allein blieb auf seinem Platze sitzen und sagte nur: „Möchten Sie dann auch dem Professor sagen, daß es in Ihren Stunden immer so zugeht." Der Lehrer blieb.

*) Charlottenlund ist ein bekanntes Lustwäldchen am Sunde, wohin die Kopenhagener gern ihre Sonntagsausflüge richten.

2.

Es war der Vater, von welchem Kierkegaard sowohl seine Schwermuth, wie seinen Witz und seine Geistesgaben erbte. Der Mutter, welche er erst in seinem zwei und zwanzigsten Jahre verlor, gedenkt er, auffallend genug, nie mit einem einzigen Worte. Beide Eltern waren jütländische Bauern. Michael Kierkegaard hatte sich in seiner Kindheit dadurch ernähren müssen, daß er als Hirtenknabe auf den jütländischen Haiden die Schafe hütete. Er litt hier geistig und körperlich Mangel: hier war weder Schutz, noch Schirm, weder Schatten, noch Bäume, noch Menschen, nur eine kahle Fläche und die unvernünftigen Thiere. So ward sein Gemüth mit der Trauer und dem Gefühl der Entbehrung erfüllt, die sich in der Wehmuth unserer Volkslieder abspiegeln, so sog seine Seele die ganze stumme Melancholie der Haide in sich ein. Er verlor sich in die Grübeleien und Visionen, die bei Leuten entstehen, welche nur mit sich selber verkehren.

Es ist — aus zweiter Hand — eine Erinnerung an die Einsamkeit, Monotonie und Schwermuth der jütländischen Haiden, was uns aus Kierkegaard's Schriften entgegen weht. Die Haide ist ihr Naturhintergrund; die dumpf leidenschaftliche Bauernreligiosität, welche bei der Verlassenheit draußen in der Seele des Vaters erzeugt ward, ist ihre geistige Voraussetzung.

Aber schon mit zwölf Jahren kam der Vater nach Kopenhagen, und wurde bald ein großer Wollwaarenhändler, ein großer Gewürzhändler, nach den Verhältnissen damaliger Zeit ein sehr wohlhabender Mann. Man weiß, daß die religiöse Erwecktheit bei den jütländischen Bauern nicht eine beträchtliche Schlauheit im Handel, eine gewisse solide Kargheit und Sparsamkeit gegenüber dem Erworbenen ausschließt. Das war auch hier der Fall. Tag aus, Tag ein stand der alte grauhaarige, stets scharfsehende Wollwaarenhändler in seinem Laden, im gelben Rocke, den sammtenen Kniehosen, den blanken Schnallenschuhen, oder ungrischen Stiefeln mit Quasten, und legte Thaler zu Thaler. Ein kleiner Zopf im Nacken erhöhte noch sein altväterisches und spießbürgerliches Aussehen. Er war ein loyaler Mann, welcher König Friedrich VI., den Landesvater, verehrte, der ihm als Kronprinz die Erlaubniß ertheilt hatte, obschon er Wollwaarenfabrikant war, nicht allein mit chinesischen und ostindischen Artikeln zu handeln, sondern auch „mit den von Unseren Westindischen Eylanden kommenden Wahren, als da sind Zucker, raffinirt wie unraffinirt, Syrup und Kaffeebohnen, und selbige in großen und kleinen Partien an All und Jeden zu verkaufen.“ Er war ein frommer Mann, der fast immer in seiner ärmlichen Behausung lebte, der auf seinem Holzstuhle an dem kleinen weiß angestrichenen Tische saß und in seiner Postille und seinem alten oder neuen Testamente las, unangefochten von dem Rationalismus der Zeit in die Kirche ging und mit Erbauung und Andacht Mynster's Predigten hörte. Er war ein strenger Mann, der seine Töchter barhaupt, einen gestrickten Shawl über den Rücken gebunden, auf den Markt gehen und die Wirthschaftseinkäufe besorgen, der sie das Zeug der Brüder reinigen und das Haus in Ordnung halten ließ, da er

kein Dienstmädchen annehmen wollte, und der, selbst als seine Söhne Studenten geworden, ihnen selten oder niemals Geld für ihre kleinen Bedürfnisse gab. Kurzum: er sah zum König empor, achtete die Geistlichkeit hoch, und verehrte die Polizei. In seinen vier Pfählen war er ein Stück Haustyrann, und der breite Rücken des Vaters stellte sich lange hindernd zwischen Sören und die Welt.

Es läßt sich kaum leugnen: ein Hauch von der beklommenen Luft des Wollwaarenladens weht uns aus Kierkegaard's Schriften an, die bei all ihrer Tiefe, Scharfsinnigkeit und Wärme einen so engen geistigen Horizont haben. Es ist — im zweiten Gliede — des bei all seiner Begabung unselbständigen, eben erst vom „hölzernen Pferd" emancipirten gemeinen Mannes scheuer Respekt vor der ganzen überirdischen und irdischen Polizei, der uns in der übertriebenen und forcirten Ehrerbietigkeit vor König und Kanzlei, Censoren und Ministern, Excellenzen und Bischöfen begegnet, in welcher sich Kierkegaard fast sein ganzes Leben hindurch ergeht.

Doch jener alte ehrwürdige Spießbürger war, trotz seines regulären und prosaisch geschäftsmäßigen Aeußeren, ein Phantast, ein Dialektiker, und ein am Rande des Wahnsinns schwebender Hypochondrist. Die Häuslichkeit wurde dadurch für den Sohn eben so beängstigend, wie unheimlich anziehend. Zerstreuungen gab es keine. Aber wenn Sören um Erlaubniß, ausgehen zu dürfen, bat und in der Regel eine abschlägige Antwort erhielt, nahm ihn der Vater bei der Hand und schlug ihm zum Ersatz einen Spaziergang durchs Zimmer vor, wohin er wolle, nach Frederiksberg oder den Strandweg entlang. Da erzählte der Vater Alles, was es zu sehen gab. Sie grüßten die Vorübergehenden, die Wagen rollten an ihnen vorbei und über-

täubten die Stimme des Vaters. Das Obst der Kuchenfrau hatte niemals einladender ausgesehen. Der Vater erzählte Alles so genau und lebendig, daß Sören nach Verlauf einer halben Stunde müder und erschöpfter, als von einem wirklichen Spaziergange, war. Bald lernte er dem Alten die Kunst ab, und sie unterhielten sich mit einander auf der fingirten Wanderung; sie überboten einander, sie wetteiferten in Erfindung und in dem Bemühen, einander auf das ihnen unterwegs Begegnende aufmerksam zu machen.

Wenn man davon hört, glaubt man eine Scene aus Schack's „Phantasten" zu erleben. — Es ist kaum möglich, auf eine unnatürlichere Art ein Kind mit trefflichen Anlagen alles Wirklichkeitsgefühls zu berauben und ihm Reflexionssucht und Phantasterei einzuprägen. Niemand wird gewiß, nachdem er einen solchen einzelnen kleinen Zug vernommen hat, sich über das Blutlose, das Hirngespinnstartige in Kierkegaard's selbst noch so genial erfundenen erdichteten Gestalten, wie der Verführer Johannes oder der Quidam des Frater Taciturnus, verwundern. Seine Phantasie war und blieb eine Zimmerluftpflanze.

Es giebt andere große Männer, als Kierkegaard, deren Erziehung darauf angelegt schien, das Kind in ihnen zu vernichten. Es giebt einen anderen großen Mann unsres Jahrhunderts, dessen Vater gleichfalls schon von der frühesten Knabenzeit an einen überwältigenden Einfluß auf den Sohn übte. Ich denke an John Stuart Mill. Aber welcher Unterschied in jenen lehrreichen Spaziergängen, die Mill zwischen seinem vierten und siebenten Jahre täglich an der Hand seines Vaters unternahm, von denen er selbst erzählt, daß seine frühesten Erinnerungen an grüne Felder und wilde Blumen sich mit der Erinnerung an dieselben verknüpfen — und diesen unheimlichen Wanderungen auf

und nieder unter einer Zimmerdecke, wo Vater und Sohn wie zwei alte Kinder einander vorgaukelten, daß sie wirkliche Naturumgebungen sähen und Eindrücke von denselben empfingen. Der junge Mill mußte seinem Vater auf jenen Morgenspaziergängen Bericht über seine Lektüre erstatten, und mit Wärme erzählte der kleine hochherzige Knabe von der tapferen Vertheidigung der Malteserritter gegen die Türken oder vom Kampfe der aufständischen niederländischen Provinzen gegen die spanische Tyrannei — der arme kleine Wollhändlersohn hatte keinen Vater, dessen Hirn das gesammte Wissen seines Zeitalters umspannte, keinen Vater, der die ganze Wissenschaft jener Zeit seinem Sohne mundgerecht machen und seinen Sinn für Recht, Geschichte und Natur wecken konnte; er gab daher Nichts wieder, sein eigenes überhitztes Hirn brachte die blutlosen Schatten hervor, welche er an den Augen des Vaters vorüber gleiten ließ.

Außer daß er ein Phantast war, war der Alte ein Dialektiker, der eine bei einem ungebildeten Manne höchst ungewöhnliche Disputirfertigkeit besaß. Die formelle Denkvirtuosität, welche so blendend bei dem Sohne hervortreten sollte, scheint in der Anlage schon bei dem Vater vorhanden gewesen zu sein. Er muß Etwas von der Gabe eines Erasmus Montanus besessen haben, alles Beliebige beweisen und Alles auf die Füße oder den Kopf stellen zu können, Etwas von dem Talent, das man nicht selten bei unsern Politikern aus dem Bauernstande findet, mit einem gewissen ätzenden Scharfsinn eine Frage zu spalten und ihre einzelnen Seiten für sich allein auf fragmentarische und überlegene Art zu behandeln. Aber weit entfernt von jeder Selbstzufriedenheit mit seinen hervorragenden Gaben, war er hypochondrisch, litt besonders in seinen späteren Jahren unter dem Gefühle, zu Nichts nütze zu sein, und konnte

in Aeußerungen ausbrechen, welche bewiesen, daß er sich zu Zeiten als der Elendeste von Allen empfand. So ungefähr, denke ich mir, mag der eine oder andere von Cromwell's Soldaten, dieser oder jener Jerobeam-Lobeden-Herrn-meine-Seele oder Pimpleton-Gott-sei-mit-uns in den Stunden gewehklagt haben, wo die Gnade schwach in ihm war. Während der verhältnißmäßig glückliche junge Mill an der Hand seines Vaters in Wissenschaften eingeführt wurde, die zu bewältigen es wohl der Geisteskraft eines Mannes bedurfte, aber doch in Wissenschaften, weihte dieser finstere und phantastische Puritaner von der untersten Volksklasse sein armes Kind in all die Aengste und Kümmernisse ein, mit denen die christliche Orthodoxie, von einem in Skrupeln und Anfechtungen hinlebenden ungebildeten Manne verkündet, ein kindliches Gemüth erfüllen kann. In dem „Gesichtspunkte für meine Schriftstellerthätigkeit" heißt es: „Als Kind wurde ich streng und ernst im Christenthume erzogen, menschlich gesprochen: unsinnig erzogen; schon in der frühesten Kindheit hatte ich mich an Eindrücken überhoben, unter denen der schwermüthige Greis, welcher mir dieselben auferlegt hatte, selbst ohnmächtig ward — ein Kind, das unsinnig dazu angeputzt wurde, ein schwermüthiger Greis zu sein." Wer kann sich also darüber wundern, daß Augenblicke kamen, wo der Alte vor dem kleinen Sohne stillstand, ihn traurig ansah und jene Worte sprach, welche Kierkegaard niemals vergaß, und welche in dem Tagebuche „Schuldig? — Nichtschuldig?" in den „Stadien auf dem Lebenswege" ihren Platz gefunden haben: „Armes Kind! Du gehst in einer stillen Verzweiflung umher." Vater und Sohn scheinen sich Jeder für sich für die Schwermuth des Andern verantwortlich gemacht zu haben; der Sohn fürchtete, daß der

Vater über ihn trauere, und umgekehrt. Allein unter Alledieſem ward im Gemüth des Kindes ein Gefühl groß- gezogen, das bald das vorherrſchende bei ihm wurde: die Pietät, die ſchwermuthvolle Pietät.

3.

Zu Hauſe lernte der Knabe vor Allem gehorchen, phantaſiren und disputiren. Hier lernte er, in die chriſt- liche Orthodoxie wie in ein Kloſter eingepfercht, beten, Rechenſchaft von ſich ſelbſt fordern, in Angſt und Beben zuſammenſchauern, und unvermeidlich war es, daß ein ſo aufgeweckter Geiſt manchmal verlangende Blicke über die Kloſtermauer werfen und ſich Sehnſuchtswünſchen hingeben mußte, wie ſie in einem Kloſter erzeugt werden. In der Schule lernte das geniale Kind neue Unterwerfung und Folgſamkeit, nothgedrungene Selbſtvertheidigung und er- zwungene Verſtellung.

Wenn der Knabe aus jenem unterirdiſchen Daheim inmitten ſeiner Schulkameraden empor tauchte, mußte er nothwendig ein ungewöhnliches und lichtſcheues Gepräge tragen. Sein Weſen war ſtill, ſein Gang war lautlos. Er ſprach nie von ſeinem Daheim, führte nie einen Kame- raden dorthin. Seine plumpe und grobe Tracht, die ſich immer gleich blieb (eine Jacke mit kurzem Schoß, Schuhe und wollene Strümpfe), verſchaffte ihm den bezeichnenden Namen „der Chorknabe". Er war zu ſchwach und ſchmäch- tig, um zu Leibesübungen Luſt zu haben. Er war zu alt

und furchtsam, um an den Spielen und Balgereien der anderen Knaben theilzunehmen. Schlug Einer nach ihm, so machte er sich stets aus dem Staube; ward er jedoch auf's Höchste gereizt, so rächte er sich an den langen, robusten Jungen, selbst auf die Gefahr hin, eine tüchtige Tracht Prügel zu erhalten, wie Loke sich beim Gastmahle Aegir's an den Göttern rächt. Seine Waffen waren die des körperlich Schwachen: beißender Witz, schneidender Spott, blutige Ironie, welche seinen Gegner dem Gelächter preisgaben, — die Waffen, welche ihm sein ganzes Leben lang eigen blieben. Keiner seiner Mitschüler ahnte das Genie in ihm. Ich habe dafür das Zeugniß eines solchen, der mit ihm in derselben Klasse war. Er schwieg nämlich über Das, was ihn beschäftigte, ja, er nahm fast unwillkürlich seine Zuflucht zur Verstellung, um seine frühzeitige Schwermuth zu verhehlen. Er traute sich selbst eine ganz außerordentliche Gabe zu, in dieser Hinsicht zu betrügen, seiner Umgebung den Wahn beizubringen, als sei er voll Heiterkeit und Lebenslust, während er sich in Wirklichkeit einsam und unverstanden fühlte. Er hat sicherlich seine Fertigkeit hierin zu hoch angeschlagen, wie sehr er auch den Willen gehabt haben mag, zu täuschen. Stolz, wie er war, fühlte er, daß er von dem Augenblick an, wo er sein Inneres erschlösse, zu einem Opfer des Mitleids, „einem süßen Duft in dessen Nase“ (wie es in „Furcht und Beben“ heißt), erkoren sein würde, und diesen Gedanken vermochte er nicht zu ertragen. Er griff also zu Verstellung und Betrug wie zu einer Nothwehr, er griff dazu mit dem ganzen Hange, der ihm eigen war, sein Wesen zu verdoppeln, und man irrt wohl kaum, wenn man hierin den Keim der tief eingewurzelten Vorliebe für Mystifikation, Selbstverdoppelung und Versteckheit sucht, die sich durch

seine ganze Schriftstellerlaufbahn verfolgen läßt. Es giebt eine Art von allgemein menschlichem Jesuitismus, die man nicht allzu vorschnell verdammen darf, und der Niemand entrinnt, welcher, wie Kierkegaard, an die Zulässigkeit „einer teleologischen Suspension des Ethischen“ glaubt. Man spürt einige Funken eines solchen Jesuitismus schon sehr frühe in Kierkegaard's Leben. Er war — mit seinen Anlagen zu einer unbedingten Unterwerfung aus Ehrfurcht, mit seiner tief im Temperamente begründeten Neigung, das Religiöse die allgemeine sittliche Sphäre durchbrechen zu lassen — ein geborener Jesuit, ein protestantischer Jesuit, der sein eigener Papst war, aber der eigentlich nie daran zweifelte, daß der Zweck das Mittel heilige, wenn es sich um die höchsten Ziele handelte.

Indem jetzt der junge Gymnasiast zwischen dem Vaterhause und der Schule hin und her ging, vertauschte er in der Wirklichkeit nur die eine Tyrannei mit der andern. Die Schule ward nämlich von dem zu seiner Zeit bekannten Rektor Michael Nielsen geleitet, einem tüchtigen, aber beschränkten Schuldespoten ohne tiefere humane Bildung, der aber in der lateinischen Grammatik gründlich bewandert war. Er lehrte seine Zöglinge nur „blindlings gehorchen, bei dem blutigsten Unrecht schweigen, und lateinische Aufsätze schreiben.“ Folglich ward er für Kierkegaard ein Ideal. Welches Unglück für ein junges Genie wie Kierkegaard, von jenem Vater zu diesem Manne zu kommen, für den er schon durch die Erziehung daheim nur allzu sehr vorbereitet war! Er war im Elternhause schon zu Gehorsam und Respekt dressirt worden; doppelten Respekt und doppelten Gehorsam verlangte der Rektor. Er scheint durch seinen gewissenhaften, wenn auch nicht sehr freiwilligen Fleiß einer der Lieblinge des

Professors geworden zu sein. Allerdings aber scheint er, um sich in dessen Gunst zu erhalten, bisweilen zu Mitteln gegriffen zu haben, die minder gehorsame, minder regelrechte Knaben oftmals verschmähen: er war bekannt als ein Meister in der Kunst, den Lehrer durch Ablesen der Lektion unter dem Tische zu betrügen, wenn er seine Aufgabe schlecht gelernt hatte.

Es steht für mich außer Zweifel, daß die Aeußerungen des Assessors Wilhelm über seine Schulzeit in „Entweder — Oder" auf Kierkegaard's eigenen Erinnerungen beruhen: „Ich kam unter die anderen Knaben, hörte sie mit Verwunderung über ihren Lehrer klagen, sah das Merkwürdige geschehen, daß ein Zögling aus der Schule genommen ward, weil er sich mit dem Lehrer nicht zu stellen vermochte. Hätte ich nicht in früherer Zeit so tiefe Eindrücke empfangen, so würde ein derartiges Ereigniß vielleicht schädlich auf mich gewirkt haben. Jetzt war Das nicht der Fall. Ich wußte, es sei meine Aufgabe, in die Schule zu gehen, in die Schule, der ich einmal übergeben war; wenn auch Alles verändert würde, Dies konnte nicht verändert werden. Es war nicht allein Furcht vor dem Ernste meines Vaters, was mir diese Vorstellung beibrachte, sondern es war der erhabene Eindruck von Dem, was die Pflicht eines Menschen sei. Wenn mein Vater gestorben, wenn ich unter die Aufsicht eines Andern gekommen wäre, den ich hätte bewegen können, mich aus der Schule zu nehmen, so hätte ich es niemals gewagt oder ernstlich gewollt, es würde mir gewesen sein, als wäre der Schatten meines Vaters dann gekommen und mir in die Schule gefolgt; denn hier hatte ich wieder einen unendlichen Eindruck von Dem, was meine Pflicht sei, empfangen, so daß keine Zeit die Erinnerung daran verwischt haben würde, daß ich sei-

nen Willen verletzt hätte .... Wir trieben zu jener Zeit lateinische Grammatik mit einer Gründlichkeit und einem Eifer, die man in unserer Zeit nicht kennt. Durch diesen Unterricht erhielt ich einen Eindruck, der in anderer Weise gleichartig hiemit auf meine Seele wirkte. So weit ich mir Fähigkeit zutrauen darf, Etwas philosophisch zu betrachten, verdanke ich dieselbe diesen Eindrücken der Kindheit. Der unbedingte Respekt, mit welchem ich die Regel betrachtete, die Ehrerbietung, welche ich für dieselbe hegte, die Verachtung, mit der ich auf das kümmerliche Leben herabsah, welches die Ausnahme fristete, die in meinen Augen gerechte Weise, auf welche dieselbe in meinem Aufsatzbuche verfolgt und immer gebrandmarkt wurde, was ist Dies anders, als die Distinktion, welche jeder philosophischen Betrachtung zu Grunde liegt?"

Für Den, welcher selbst in vielen Stücken zu einer Ausnahme geschaffen war, kann eine solche frühzeitig eingepflanzte Ehrfurcht für die Regel als ein trefflicher Ballast auf der Reise durchs Leben erscheinen; allein dieser Ballast war zu schwer, er nahm zu viel Platz ein, und er hemmte weit mehr die freie Bewegung des Schiffes, als er dasselbe gegen das Kentern schützte. Man denke sich Kierkegaard in einer der besten englischen Schulen damaliger Zeit erzogen, in welcher die Selbständigkeit des Individuums gewahrt, in welcher keine Lakaien-Tugend verlangt oder verehrt wurde, und es wäre einige Hoffnung gewesen, daß jener erste Druck im väterlichen Hause hätte korrigirt werden können. Jetzt stieg jener Unterwerfungs- und Unterthänigkeitsgeist in dem Knaben ohne Gegengewicht zu einer bedauerlichen Höhe. Derselbe hatte freilich immer eine Richtung auf das Ideale oder doch auf Das, was ihm als ideal erschien, aber selbst die Ehrerbietigkeit des Vasallen

oder Höflings entbehrt ja nicht ihrer Idealität. Als erwachsener Mann läßt er eins seiner Pseudonyme sagen: „Gewiß, ich habe niemals gewünscht, Napoleon zu sein, wohl aber einer der beiden Kammerherren, welche die Flügelthür vor ihm öffneten, sich tief verneigten und die Worte ‚der Kaiser!‘ riefen!“ Er war zu geistig, zu schwärmerisch angelegt, um jemals ein platt unterthäniger Charakter werden zu können. Selbst wo er in seinem späteren Leben um der Unterthänigkeit willen dem Schlechten das Wort redet, wie in dem Falle, wo er an seinen Bruder Peter schreibt, der als Prediger seinem Vorgesetzten, dem Bischof Mynster, einem unmoralischen und unberechtigten Verlangen gegenüber den Gehorsam verweigert hatte, um ihn zum Nachgeben zu veranlassen, — selbst da ist es eine höhere Idee, die ihn leitet, wenn sie ihn auch zum Irrthum verlockt. Es macht unleugbar einen peinlichen Eindruck, Sören Kierkegaard seinem Bruder, der sich nicht zu überwinden vermag, Baptistenkinder gewaltsam zu taufen, in Erwägung geben zu sehn, ob es nicht besser wäre, sich schlecht und recht in einen Beamten, schlecht und recht in eine Gehorsamkeits-Maschine zu verwandeln.*) Aber schon durch die früheste Erziehung im Vaterhause und in der Schule waren all seine seltenen Anlagen zu Tugenden, seine Schwärmerei, seine Begeisterung auf falsche Fährte geleitet; Nichts davon stellte sich in den Dienst der Freiheit, Alles in den Dienst des kritiklosen Respekts, und so entwickelte er in unseren Tagen eine Reihe von unmodernen, rein feudalen Tugenden: die demüthige Treue eines

---

*) Es heißt in diesem Briefe: „Ich für mein Theil bin niemals froher, als wenn mir Jemand befehlen mag, zumal wenn es wirklich ein Vorgesetzter ist; denn ich halte es stets für leichter, der Gehorchende als der Befehlende zu sein.“

Vasallen, die Askese eines Mönchs, die Gewandtheit eines Scholastikers, sein ganzes Wissen zur Vertheidigung von außenher gegebener Dogmen und Glaubensvorschriften zu verwenden.

Die schlimmste Folge des Unterthänigkeitsgeistes ist jedoch der Hoffahrtsgeist. Die beiden sind Zwillingsbrüder. Wem bei großen Talenten die Gabe fehlt, mit Haltung aufzutreten, sich ohne viele Bücklinge geltend zu machen, Der tröstet sich damit, daß er sich im stillen Gemüthe desto mehr fühlt. Kierkegaard gebrach es sein ganzes Leben lang an jener sicheren Haltung den Vorgesetzten gegenüber, welche Männer mit geringerem Selbstgefühle, als er, häufig genug besessen haben. Man höre z. B., was für Sperenzien er macht, um einer persönlichen Begegnung mit seinem Gönner Christian VIII. auszuweichen, und wie er seine Ablehnung motivirt. „Wenn ich an den König schreiben könnte", sagt er in dem betreffenden Briefe, „so wäre Das Etwas für mich. Aber Das ist leider Nichts für ihn, denn wie sollte er Zeit finden, Dergleichen zu lesen? Mir geht's wie einem Hausmütterchen, das da wüßte, sie könnte den köstlichsten Eierkuchen backen, aber sie hätte keinen Teller, ihn aufzutragen: mein Geist ist gut genug, aber mir fehlt der Teller des Leibes." Die Mischung von Demuth und Selbstzufriedenheit, welche man hinter diesem anscheinenden Humor des erwachsenen Mannes erblickt, war schon vorbereitet im Gemüthe des Kindes. Es entwickelte sich bei dem genialen Knaben ein ungeheures Selbstgefühl, er begann sich frühzeitig für den begabtesten aller jüngeren Leute im Lande zu halten; ja, wenn man seinen eigenen kecken Aeußerungen Glauben schenken darf, so ist es ihm überhaupt „niemals eingefallen, daß ein Mensch lebe oder als sein Zeitgenoß geboren werden sollte, der ihm über-

legen sei oder werden würde." Die wahre Würde hat weder jene Demuth, noch diesen vergleichenden Stolz.

4.

Er wurde Jüngling, wurde Student, trat als der hochbegabte Sohn eines reichen Mannes in die Welt, bezog die Kopenhagener Universität, und begann, wie es nach einer solchen Erziehung zu erwarten stand, Theologie zu studiren, — ein Studium, das nicht geeignet war, den Autoritätsglauben, wozu die Keime gelegt waren, in ihm zu zerstören. Die junge Pflanze gerieth in eine ungünstige Atmosphäre nach der andern. Und nicht nur, daß Kierkegaard Theolog ward, sondern er lebte sein ganzes Leben hindurch in einem völlig theologischen und theologisirten Dunstkreise; zum mindesten drei Viertel seiner näheren Bekannten scheinen Theologen, Kapläne, Prediger, Bischöfe, Geistliche jeden Grades gewesen zu sein.

Wäre nun Kierkegaard nicht so eigenthümlich angelegt gewesen, so hätte er gewiß ohne sonderlichen Nachtheil Theologie studiren können. Die höchst zweifelhafte Wissenschaftlichkeit dieses Studiums, das allgemeine geistige Interesse, welches es erweckt, ohne es zu befriedigen, der Ausblick, den es in manichfacher Art auf die Humaniora eröffnet, sind vielleicht anregender und minder hemmend für einen selbständigen und strebenden Geist, als diese oder jene strenge Fachdisciplin. Kierkegaard's Begabung hatte außerdem, bei all ihrem Hange zum Respekt, den

großen Vorzug, tief polemisch, grundpolemisch angelegt zu sein. Es ließ sich erwarten, daß früher oder später der Zeitpunkt eintreten werde, wo er gegen seinen Unterricht und seine Lehrer revoltiren würde. Aber nun wollte das Schicksal, daß die Theologie gerade damals in Deutschland unter die Domänen der jene Zeitepoche beherrschenden Hegel'schen Philosophie enrollirt worden war, und daß Martensen als Professor die deutsche spekulative Richtung in der Theologie an die Kopenhagener Universität verpflanzt hatte. Da Kierkegaard jetzt so weit in seiner Entwicklung gelangt war, daß die vorauszusehende Auflehnung wider den Unterricht zum Ausbruche kam, gerieth er folglich durch diese Auflehnung in eine rein zufällige und rasch veraltete Polemik, die sich leider durch sein ganzes Schriftstellerleben erstreckt. Wäre auf der Kopenhagener Universität die orthodoxe Theologie damals in der Mode gewesen, so hätte man eine Art Hoffnung hegen können, daß die Orthodoxie sich ihm in einem ungünstigen Lichte dargestellt haben würde. Jetzt aber war die Spekulation Tagesparole, und so kam es, daß die spekulative Auffassung der Religion als des niederen Stadiums, der Philosophie als des höheren, Eins durch ihren Gehalt, nur verschieden durch die Form, insbesondere der von der Hegel'schen Rechten unternommene Versöhnungsversuch zwischen Wissen und Glauben, ein Gegenstand für seine endlosen Angriffe ward. Der spekulative Versuch, durch Umdeutungen eine Uebereinstimmung zwischen der Theologie des dritten und den philosophischen Resultaten des neunzehnten Jahrhunderts nachzuweisen, war aus dem Widerwillen unseres Zeitalters gegen die negative Kritik der vorhergehenden Epoche und aus der Neigung zu großen, umfassenden Synthesen entsprungen, war sodann aus der

rein politischen Rücksicht geltend gemacht, philosophiren zu können, ohne von den Uebergriffen der Theologen und der Regierungen beunruhigt zu werden, und war von Hegel selbst aufrecht erhalten worden, dem es am Ende seines Lebens von Wichtigkeit war, seine Lehre als gut königlich preußische Staatsphilosophie verbreitet zu sehen. Nichtsdestoweniger ward diese Doktrin von Kierkegaard ganz treuherzig als die buchstäbliche Meinung der Philosophen aufgefaßt, und ward solchermaßen Gegenstand seiner entrüsteten Proteste. Nicht gegen einen Strauß, nicht gegen einen Feuerbach führte er seine wuchtigen Hiebe, sondern gegen einen Marheineke, einen Martensen und ihre Schüler! Er gewahrte nicht, daß, während er auf dem Walle stand und die Festung gegen harmlose Spekulanten vertheidigte, die Freidenker hinter seinem Rücken eindrangen und den Platz eroberten.

5.

In Kierkegaard's fünfundzwanzigstem Jahre trat dann ein Ereigniß ein, das einen gewaltigen Eindruck auf ihn, und besonders auf die Pietät in ihm, machte. Es scheint, daß jene ursprüngliche Schwermuth, unter welcher er litt, durch einen Einblick, den er zu dieser Zeit in den Seelenzustand seines Vaters erhielt, ganz besonders konsolidirt oder verstärkt ward. Aus manchen Indicien geht hervor, daß Kierkegaard diesen oder jenen dunklen Punkt, dies oder jenes Vergehen in dem Leben seines Vaters ent=

deckte, das ihm als der Schlüssel zu der Gemüthskrankheit seines Vaters und zu seiner Religiosität erschien. Er nennt Dies auf der ersten Seite der mit Genehmigung seines Bruders veröffentlichten Tagebücher „das große Erdbeben" in seinem Leben, „die fürchterliche Umwälzung, die ihm plötzlich eine neue unfehlbare Auslegung sämmtlicher Erscheinungen aufnöthigte"; das hohe Alter des Vaters war kein Segen, sondern eher „ein Fluch," die Strafe Gottes lag über der ganzen Familie. An einer anderen Stelle heißt es: „Ich könnte vielleicht die Tragödie meiner Kindheit — die schreckliche Erklärung des Religiösen, die bange Ahnung mir in die Hand spielte, die meine Phantasie aushämmerte, mein Aergerniß an dem Religiösen — in einer Novelle, betitelt ‚die räthselhafte Familie', reproduciren. Sie würde ganz patriarchalisch idyllisch beginnen, so daß Niemand es ahnte, bis plötzlich jenes Wort darin erklänge — und Alles zum Entsetzen erklärte." In einem Entwurfe zu der Abhandlung „Der Begriff Angst," betitelt „Vokalisationen," kommt u. A. folgendes Beispiel vor: „Ein Verhältniß zwischen Vater und Sohn, wo der Sohn insgeheim Alles entdeckt, und es doch nicht wissen darf. Der Vater ist ein angesehener Mann, gottesfürchtig und streng; nur ein einziges Mal, in berauschtem Zustande, läßt er einige Worte fallen, die das Entsetzlichste ahnen lassen. Anders bekommt der Sohn es nicht zu wissen, und darf niemals den Vater oder einen anderen Menschen danach fragen."

Von welcher Art nun dies geheimnißvolle Vergehen gewesen sein mag, ist mir natürlich unbekannt. Allein Alles deutet darauf hin, daß es sich auf das Verhältniß zwischen den Eltern bezogen hat. Es scheint, daß der Vater durch seine Härte gegen die Mutter diese dazu ge-

trieben hat, sich an ihm zu vergehen, und daß er diese Härte später tief bereute. Das Eine und Andere in der Erzählung von Periander, welche in „Schuldig? — Nicht-schuldig?" den bezeichnenden Titel „Auswendig gelerntes Pensum" führt, und welche augenscheinlich nicht zufällig vom 5. Mai (Kierkegaard's Geburtstag) datirt ist, weist nach dieser Richtung. Und diese Vermuthung wird ferner durch die handschriftliche Notiz eines Zeitgenossen bestätigt, welche mir zur Verfügung gestellt worden ist, und in welcher es heißt: „Der Vater war außerordentlich streng darin, seine Kinder religiös zu erziehen. Es war ein wunderlicher, schwermüthiger Greis. Er konnte zu Mynster kommen und ihm sagen: ‚Ach, lieber Gott, ich mußte heute so viel an meine selige Frau denken ... ich dachte so lange an sie ... hier sind zweihundert Thaler, möchten Sie die nicht den Armen geben?'" Kierkegaard hatte die Idee, als könnten die Folgen dieses muthmaßlichen Vergehens sich auf die eine oder andere Weise vererben. Das frühe Einexerciren im Religiösen hatte seine Seele dermaßen zum Aberglauben gereift, daß die Vorstellung von dem Zorn eines Gottes über das ganze Geschlecht ihm nahe lag. Noch lange nachher dachte er daran, was „von dunklen Gedanken und schwarzen Leidenschaften" in ihm wohnte, in der Schilderung einer ganzen, dem Aussatz verfallenen Familie nieder zu legen. Der ergreifende Monolog des Aussätzigen in den „Stadien auf dem Lebenswege" ist offenbar als einziger Rest dieses Planes zurück geblieben.

Aber als eine direkte Umdichtung jener Begebenheit findet sich die kleine meisterhafte Skizze „Salomo's Traum" ebendaselbst. Sie beginnt damit, die Qual des Mitgefühls zu berühren, welche es für einen Sohn ist, sich seines

Vaters schämen zu müssen, und Salomo wird als der Glückliche gepriesen, dem das entgegengesetzte Loos beschieden war, zur Bewunderung für David begeistert zu werden. Allein Salomo erwacht einstmals Nachts durch ein Geräusch, das er im Schlafgemach seines Vaters hört: Schrecken ergreift ihn, er fürchtet, es sei ein Schurke, der David ermorden wolle. Er schleicht näher und hört verzweiflungsvolles Stöhnen. Es ist David, der sich in heimlicher Reue auf seinem Lager windet. Als Salomo wieder einschläft, träumt ihm, daß Gott nicht der Gott der Frommen, sondern der Gottlosen sei; dieser Traum wird das Schreckbild in Salomo's Leben, und die Skizze schließt mit den bedeutungsvollen Worten: „Und Salomo ward weise, aber er ward kein Held, und er ward ein Denker, aber er ward kein Beter, und er ward ein Prediger, aber er ward kein Gläubiger ... und er ward wollüstig, aber nicht reuig, und er ward zerknirscht, aber nicht erhoben; denn die Kraft des Willens hatte sich an dem überhoben, was über die Kräfte des Jünglings ging ... Aber wenn die Königin des Ostens, von seiner Weisheit angelockt, ihn besuchen kam, dann war seine Seele reich, und die weisen Reden flossen von seiner Lippe, wie die köstliche Myrrhe, die von den Bäumen Arabiens trieft."

Die Tagebücher zeigen, wie früh es Kierkegaard vorgeschwebt hat, diese Scene zu schildern und darzustellen, wie sowohl Salomo's Verständigkeit wie seine Wollust Konsequenzen des Großen in David waren, indem die Ahnung von David's Schuld die Energie des Sohnes erstickt, aber das Verständige und Phantastische in ihm weckt. Allein gleichzeitig beschäftigte er sich mit einer anderen poetischen Einkleidung derselben Katastrophe, und dazu hat er sich das berühmte Schicksal Antigone's aus der Tragödie

des Sophokles ersehen. Ihr Vater Oedipus hat, ohne seine Herkunft zu kennen, vom Schicksale bethört, das beklagenswerthe und widerwärtige Verbrechen verübt, seine Mutter Jokaste zu heirathen. Nun denkt sich Kierkegaard, sie habe die Schuld des Vaters erfahren. Er hat sein Phantasiebild in „Entweder — Oder“ in der Abhandlung ausgeführt, welche „Der Reflex des antiken Tragischen im modernen Tragischen“ betitelt ist. „Wie sie es erfuhr, liegt außerhalb des tragischen Interesses . . . In einem frühen Alter, ehe sie noch völlig entwickelt war, haben dunkle Hindeutungen auf dies furchtbare Geheimniß momentan ihre Seele ergriffen, bis die Gewißheit sie mit Einem Schlage der Angst in die Arme schleudert. Sie widmet ihr Leben der Trauer um das Schicksal ihres Vaters, um ihr eigenes“.

Für jeden Menschen würde eine solche Entdeckung ein Kummer sein. Für einen Menschen mit einer so stark entwickelten Pietät, wie Kierkegaard, war sie ein Schlag. Wie stellt sich nun sein Geist zu dieser „neuen Erklärung“ des Religiösen aus „geheimer Schuld“, aus Angst und Schreck vor unsichtbaren Mächten, die ihm in die Hand gespielt wurde? Sein Gemüth hatte schon die tiefe Falte angenommen, welche Nichts mehr ausglätten konnte. Weit entfernt davon, zu psychologischen Grübeleien über den Ursprung der Religiosität veranlaßt, noch weniger von derselben fortgescheucht zu werden, scheint Kierkegaard sich um so stärker und unheimlicher zu ihr hingezogen gefühlt zu haben. Man begreift, daß der Alte ihm fast noch lieber dadurch wurde, daß er, der ihm bisher ein Gegenstand des Respekts gewesen, jetzt zugleich ein Gegenstand seines Mitleids ward; seine Pietät für den alten Mann blieb unerschüttert, ja stieg bis zu einer an die Chinesen erinnern-

den Veneration für den Vater, dessen Andenken er bekanntlich einen Band seiner „Erbaulichen Reden“ nach dem anderen zueignete. Allein mit dem Gefühl für den Vater war auf das engste die Pietät gegen die Religion verknüpft, in welcher der Vater ihn erzogen hatte. Nicht daß er sich durch sein Verhältniß zu derselben glücklich fühlte, ganz im Gegentheil, der Vater hatte ihn aus Liebe höchst unglücklich gemacht; aber er hatte ihn wieder und wieder zur Treue gegen das Christenthum ermahnt.*) Es dünkt mir sogar höchst wahrscheinlich, daß ein persönliches Erlebniß der in der „Abschließenden Nachschrift“ geschilderten unheimlichen und unmenschlichen Scene zu Grunde liegt, wo ein Greis einem Kinde den furchtbarsten Eid darauf abfordert, daß er als Erwachsener fest am Glauben und an Christi Namen halten wolle. Der erste Entwurf dazu ist wieder eine Tagebuchsnotiz, und so abscheulich die Scene ist, findet Kierkegaard, der nicht viele Jahre nachher kaum starke Worte genug zu finden vermochte, um seine Entrüstung über das Konfirmationsgelübde auszusprechen, hier unter seiner sehr leichten Maske als Pseudonymus die Ablegung des Eides erhaben schön. Die Gestalt des Greises ist unzweifelhaft nach Kierkegaard's eigenem Vater gezeichnet.

*) „So liebte ich auf eine Weise das Christenthum: es war mir das Ehrwürdige — mich hatte es freilich, menschlich gesprochen, höchst unglücklich gemacht. Das hing mit dem Verhältniß zu meinem Vater zusammen, dem Menschen, den ich am höchsten geliebt habe — und was heißt Das? Dazu gehört eben, daß es Derjenige ist, der Einen unglücklich gemacht hat, — aber aus Liebe.“

6.

So war er bei dem Tode seines Vaters, im Alter von fünfundzwanzig Jahren, trotz einer Denkkraft, welche nicht davor zurückschrak, sich an irgend ein Problem zu wagen, durch die Pietät an eine Religion gekettet, die ihm bisweilen „als die unmenschlichste Grausamkeit erschien". Er wußte nicht, ob er sich ihre vernunftwidrigen Dogmen überhaupt je werde aneignen können; nur Eins stand ihm fest, daß er, nach welcher Richtung auch seine Entwicklung ihn führen möge, aus Pietät stets seine Zweifel verschweigen werde, so gefesselt durch die Pietät, daß er die Rücksicht auf dieselbe über die Pflicht, offenherzig zu sein, und über die Rücksicht auf das Wahre stellte. Seine Kindheitserinnerungen, seine körperliche Schwäche, seine Schwermuth, die Ermahnungen des Vaters und die geahnte Schuld desselben waren eben so viele Nägel, die ihn an die Lehre vom Kreuz schmiedeten. Allein gleichzeitig rief das grenzenlose Sehnen, seine Kräfte zu erproben, die brennende Genußsucht, welche unter dem Drucke der Einsperrung erzeugt wird, das unbestimmte Gefühl, eine gewaltige Genialität zu besitzen, und endlich tausend Klosterphantasieen, ihn in die Welt hinaus, welche ihm mit noch unerkannten Aufgaben winkte. Was er vollbringen sollte, war ihm noch nicht bewußt. Er grübelte vergebens über seine Bestimmung nach. Er suchte nicht die Wahrheit im Allgemeinen, nicht das an und für sich Wahre, sondern die Wahrheit, welche

für ihn Wahrheit sein könnte, die Idee, welche all seine Kräfte zu elektrisiren vermöchte. Allerdings war er noch weit davon entfernt, den schneidenden und sophistischen Satz zu formuliren, mit welchem „Entweder — Oder" schließt: „Nur die Wahrheit, welche erbaut, ist Wahrheit für dich". Aber er suchte eine Wahrheit, welche für ihn in dem Sinne Wahrheit wäre, daß sie die Idee sei, für welche er leben und sterben wolle.

So unfertig indeß seine Lebensanschauung noch ist, finden wir ihn doch beim Eintritt in das Mannesalter mit allen Eigenschaften ausgerüstet, aus welchen der Charakter sich bildet, und diese lassen sich bei ihm auf zwei Grundtriebe zurückführen: auf einen fast orientalischen Hang, sich der Abhängigkeit der Pietät zu unterwerfen, und auf den tiefsten Drang, eine stets rege Widerspruchslust, eine überströmende Spottsucht und Ironie in den Dienst der Sache zu stellen, an welche die Pietät ihn fesselte. Die Pietät involvirt das freiwillige Aufgeben der Kritik aus Ehrfurcht vor etwas Ehrwürdigem. Sie kann im Leben eine große und schöne Tugend sein. In der Theorie hat sie Nichts zu schaffen, und dort hat sie keinen Werth. Die Pietät ist etwas von der Frömmigkeit sehr Verschiedenes, obschon die Worte dem Buchstaben nach Dasselbe bedeuten: die Frömmigkeit ist unmittelbar ergriffen, sie faltet vertrauensvoll ihre Hände; die Pietät *will* keine Kritik anwenden, sie zerbricht absichtlich ihr kritisches Werkzeug. Kierkegaard besaß wenig Frömmigkeit, aber viel Pietät. In der Pietät verzichtete er auf einen Theil der ihm von Rechtswegen zustehenden kritischen Befugnisse. Zum Ersatz dafür verlangte er dann, in anderen Beziehungen außer dem Gesetz zu stehen.

7.

Im Jahre 1838 erschien Kierkegaard's erste Schrift: „Aus den Papieren eines noch Lebenden, wider seinen Willen herausgegeben von S. Kierkegaard." Wer sich von dem zugleich anspruchsvollen und räthselhaften Titel des kleinen Buches anlocken läßt, findet sich getäuscht. Während der Titel auf ein Stück pikanter Autobiographie in der Richtung eines mißlungenen Selbstmordsattentates oder Dergleichen hinzudeuten scheint, ist der Inhalt weder mehr noch minder, als der Versuch einer Charakteristik von H. C. Andersen als Romandichter, fast ausschließlich begründet auf einer vernichtenden Kritik seines damals eben erschienenen Romans „Nur ein Geiger." Und wer das Büchlein in dem Glauben aufschlägt, daß ein so planmäßiger und überlegender Schriftsteller, wie Kierkegaard, damit begonnen hat, den ersten Stein zu dem Gebäude zu legen, das er aufführen wollte, sieht sich nicht minder getäuscht. Das Buch scheint wirklich, wie die Vorrede andeutet, zunächst deshalb in die Welt geschickt worden zu sein, um einer Reihe langwieriger Erwägungen, ob es sich der Mühe lohne, mit demselben als Schriftsteller aufzutreten, oder nicht, ein Ende zu machen. Die kleine Schrift ist in keiner Weise ein glänzendes Debüt. Vergleicht man dasselbe — ich will nicht sagen mit dem De-

düt Oehlenschläger's oder Christian Winther's, die in ihren ersten Werken so vollkommen waren, sondern nur mit den ersten Veröffentlichungen Heiberg's oder Paludan=Müller's, so steht es weit dahinter zurück. Es verhält sich zu Kierkegaard's späterer Produktion etwa, wie Andersen's „Fußreise durch Amager" zu seinen Märchen. Dieser kritische Versuch ist, trotz der ungewöhnlichen Gaben, die er verräth, ein Anfängerversuch, fast unlesbar geschrieben in einer mit gelehrten, besonders theologischen Reminiscenzen gespickten, parenthetischen Sprache, reich ausstaffirt mit halsbrechenden hegelianischen Wendungen und Formeln. Der junge Schriftsteller steckt bis an den Hals in Hegel. Man denke sich, daß er nicht allein die allgemeine Neigung des Zeitalters, voraussetzungslos zu beginnen, sondern insbesondere den Ausgangspunkt der Hegel'schen Logik, die Kategorie „Sein = Nichts", in Frau Gyllembourg's Novellen wiederfindet, weil diese „mit einer Alltagsgeschichte (mit Nichts) beginnen."

Schon darin, daß er einer Buchrecension einen so prickelnden und geschnörkelten Titel giebt, verrathen sich indeß Kierkegaard's spätere Eigenthümlichkeiten. Sein ganzes Leben hindurch behielt er diese Vorliebe für einen humoristischen Barockstil, der sich zuweilen selbst des Titelblattes bemächtigt. Er war ein gothisches Genie. Und vertieft man sich jetzt kritisch in diese allererste Zelle, welche Kierkegaard's Produktionstrieb ansetzt, so findet man schon hier den Grundzug seines Wesens. Es scheint wunderlich, zu behaupten, daß diese erste ästhetisch=kritische Broschüre und die letzte Sammlung leidenschaftlicher Angriffe auf Geistlichkeit und Staatsreligion, welche den Titel „Der Augenblick" führt, mehr als stilistische Eigenschaften gemein haben. Aber sie haben die beiden Grundleidenschaften

Kierkegaard's: Pietät und Verachtung, mit einander gemein.

In der Broschüre gilt die Pietät (wie in den paar allerersten Journalartikeln gegen Orla Lehmann, welche zwei Jahre vorher in der „Fliegenden Post" standen) dem goldenen Zeitalter der dänischen Poesie in diesem Jahrhundert, dessen politische Schwäche, nach der Ansicht des Verfassers, durch seine ästhetische Stärke reichlich aufgewogen ward, und die Verachtung gilt den Männern der neuen Zeit im Allgemeinen, dem jüngeren Geschlechte, den Politikern, der Mitwelt.

Im „Augenblick" ist die Pietät dem Christenthume des Neuen Testamentes als der einzigen Inkarnation und Norm der Wahrheit zugewandt, und die Verachtung gilt der Geistlichkeit, der Christenheit, wiederum der Mitwelt. So große Wandlungen ein Schriftsteller wie Kierkegaard durchgemacht zu haben scheint, dessen Charakter und Schicksal es mit sich brachte, daß er beständig selbst zertrümmern mußte, was er mehr als irgend ein Anderer bewundert und vergöttert hatte (z. B. Hegel, Heiberg, Mynster, das Bestehende, die Kirche): in Wirklichkeit ist seine Geistesform immer dieselbe. Er hat in seiner Seele einen Hang zu demüthigem und glühendem Enthusiasmus, daneben und kraft desselben eine ununterbrochene Produktion von beredtem und vernichtendem Spotte, um „die Leidenschaft, die in seiner Seele war: die Verachtung" zu stillen, und er läßt in seiner ersten wie in seiner letzten Schrift dasselbe Geschütz verbitterten und fernhin treffenden Hohnes im Dienste der Pietät spielen. In der Broschüre sind es nur Flintenschüsse, im „Augenblick" wahre Artilleriesalven, aber das Pulver kommt aus demselben Fasse.

Es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit der fünf-

undzwanzigjährige Mann das Streben seines ganzen Zeitalters richtet und verdammt. Ueber die Hauptrichtung der Zeit, das Politische, spricht er wie in Frankreich zwanzig Jahre zuvor die Anhänger der weißen Fahne, welche durch das Wort Bourbon elektrisirt wurden. Sein Hohn ist noch durchaus nicht immer witzig. Bei Gelegenheit des alten Verses „Die Erde dröhnt von Ruhm, die Dänenrecken reiten dort zum Strauß" bemerkt er, das Surrogat der Jetztzeit — der ganzen Jetztzeit! — „das Trampeln auf der Diele mit langen Beinen", sei nur wenig nutz. Die frühere Periode ist ihm „die Granitformation", die gegenwärtige „die Flötz- und Torfformation". Kurz, er nimmt als ein Verherrlicher der jüngstvergangenen Zeit, als ein Verächter seiner eigenen das Wort, und hier, wie in seinen ersten Zeitungsartikeln, ist keine Spottglosse so höhnisch, daß er sich nicht für berechtigt hielte, sie wider diejenigen zu wenden, als deren Gegner er auftritt. Heiberg und Paul Möller, die Geistesaristokraten jener Zeit, hatten schon diesen Ton angeschlagen; ihr junger Schüler überbietet sie.

Hier im Beginn der Laufbahn Kierkegaard's nehmen wir sofort eine Seite seines Charakters wahr, welche von Bedeutung für seine Entwicklungsgeschichte ist. Er war, trotz all seines Bemühens, sich dem christlichen Liebesideale zu nähern, keine humane Natur, er besaß nicht die allseitige Humanität der großen kritischen Geister, eines Stuart Mill oder eines David Friedrich Strauß. Er war, bei all seiner eminenten Virtuosität, über jedes beliebige Thema zu philosophiren, keine philosophisch prüfende Natur, nicht auf seiner Hut gegen Vorurtheile, gegen Unbilligkeit, gegen voreiliges Verdammen. Er hatte sich mit der Terminologie des Hegelianismus ein gut Theil von dessen Tone angeeignet. Hier möchte man wieder ausrufen: welch ein Un-

glück, daß unsere ganze Kulturentwicklung es mit sich brachte, daß er bei solchen Anlagen jeder Einwirkung von England her verschlossen und auf lauter deutsche Eindrücke angewiesen war! Nichts würde für ihn heilsamer gewesen sein, als ein gründliches Sichversenken in die englische empiristische Philosophie; denn während die rationalistische Erkenntnißlehre zum Vorurtheile führt, führt die empiristische zu unbefangener Prüfung. Jetzt ging er von einem großen vorgefaßten idealen Begriffe des Schönen oder Rechten aus, gewahrte mit Leichtigkeit und Schärfe die Abweichungen vom Ideale, und säbelte sie mit Lachen und Spott nieder, ohne jeden ernstlichen Versuch, die Sache vom Standpunkte des Gegners zu betrachten.

Nach einer Einleitung von dem erwähnten polemischen Inhalt kommt Kierkegaard dann zu dem eigentlichen Gegenstande seiner Schrift, der Abstrafung des Sünders Andersen, der den Roman „Nur ein Geiger" verbrochen hat. Es erscheint als ein seltsames Spiel des Schicksals, daß Kierkegaard solchermaßen bei seinem Debüt sich einem ihm so ungleichen Repräsentanten derselben Generation gegenüberstellen sollte, — der Eine der am tiefsten nach innen gekehrte, der Andere der naivste Schriftsteller seiner Zeit, der Eine, dem eine so intensive, wenngleich lokale Berühmtheit, der Andere, dem ein so ausgebreiteter, über die alte und neue Welt hinfliegender Ruhm vorbehalten war! Welche Freude oder Ehre konnte Kierkegaard darin finden, daß er sich an dem armen wehrlosen H. C. Andersen, welcher damals noch das gehetzte Wild in der dänischen Literatur war, zum Ritter schlug? Welches Vergnügen konnte es der sinnreichen Spinne gewähren, diese arme Fliege in ihrem feingesponnenen Netze zu fangen?

Die Antwort ist, daß der Grundgedanke in Andersen's

Roman Kierkegaard an einem entscheidenden Punkte in seinem eigenen Gedankenleben verletzt, ihn fast persönlich empört hatte, weil etwas von dem Besten in ihm, sein Lebensmuth nach außenhin, dadurch irritirt ward. Was ihn erzürnte, war die Theorie, welche Andersen in Betreff des Genies aufgestellt hatte, eine Passivitätstheorie, daß das Genie der Pflege, liebreicher Umgebungen, einer gewissen lauen Wärme bedürfe, um Früchte anzusetzen, und daß es ohne diese Unterstützung zu Grunde gehen werde oder müsse. Kaum irgend eine Lehre konnte mehr geeignet sein, den Unwillen des Mannes zu erwecken, dem „es niemals irgendwie eingefallen war, daß er, selbst wenn er sich im Tollkühnsten versucht hätte, nicht siegen würde“. Hier stand ein junges Genie, eben im Begriff in's Leben hinaus zu treten, ein Genie, dessen Stirn (nicht davon zu reden, daß sie voll reicher und tiefer Gedanken war) beständig an einem gewissen wunderlichen Kitzel oder Jucken litt, von dem andere Stirnen Nichts verspüren: dem Drange, wider eine Wand zu rennen, und welche fest davon überzeugt war, daß dieser Prozeß nicht das Verderben der Stirn, sondern der Wand werden würde. Hier stand ein junges Genie, dessen Seele ein stets gespannter Bogen war, und nicht nur, wie die Andersen's, nach schimmerndem Ruhm, nach der Krone der Ehren lechzte, sondern mit endloser Sehnsucht nach der noch weit feineren Wollust; der Wollust des Schmerzes, dürstete, nach dem Genusse, verkannt, mißverstanden, gehaßt zu werden, die Wunden zu fühlen, welche nicht schmerzen, weil man sie im Eifer der Schlacht und der Begeisterung empfängt, die Wunden, welche zwar schmerzen, aber nicht tödten, weil der Held, der sie empfängt, zum Siege vorausbestimmt ist und überhaupt nicht erschlagen werden kann; — ein Genie endlich,

das in sich noch viel mehr von dem passiven Muthe des verzückten Märtyrers, als von der männlichen und sonnenhellen Kampflust des Kriegers besaß — und er sollte unbewegt von einem Mitgliede seiner eigenen Generation in einem Buche nach dem andern diese schlaffe Lehre von der Nothwendigkeit des Schürzenstipendiums für das Genie verkünden hören, er, der Titane, der in sich die Kräfte gähren fühlte, welche bald inmitten der Gleichgültigkeit der Mitwelt den zweiten Theil von „Entweder — Oder" auf den ersten, die „Stadien" auf „Entweder — Oder", die kolossale „Nachschrift" auf die „Stadien", den Pelion auf den Ossa, thürmen sollte! Nein, Das war eine Herausforderung, der Generation, welcher er angehörte, ins Gesicht geschleudert, und mit voller Leidenschaft entfuhr die erste energische Replik seinen Lippen:

„Was in Andersen's Roman zu Grunde geht, ist nicht ein Genie in seinem Kampfe, sondern ein Jammerlappen, von welchem versichert wird, daß er ein Genie sei, und welcher nur Das mit einem Genie gemein hat, daß er ein paar Widerwärtigkeiten erleidet, denen er sogar erliegt.

„Nein, was als ein feierliches Erbtheil von Geschlecht auf Geschlecht überkommen ist, die Vorstellung, daß das Genie aller Verhätschelung entbehren kann, daß das Genie zum Kampfe geboren ist, und daß es unter allen Umständen siegen muß, die Idee soll kein Engel, kein Teufel und kein larmoyanter Romanschriftsteller uns jemals zu rauben im Stande sein."

8.

„Wüßte ich nicht von mir," sagt Kierkegaard irgendwo, „daß ich ein echter Däne bin, so könnte ich zur Erklärung der Gegensätze, die in mir thätig sind, mich fast zu der Annahme versucht fühlen, daß ich ein Irländer sei. Diese Leute können es nämlich nicht übers Herz bringen, ihre Kinder ganz zu taufen, sie wollen doch etwas Heidenthum übrig behalten, und während man sonst das Kind ganz unters Wasser taucht, lassen sie ihm den rechten Arm frei, damit der junge Bursche mit ihm das Schwert schwingen und die Mädchen umarmen kann."

Es ist eine feststehende Thatsache, daß Kierkegaard in seinen reiferen Jahren mit Verdruß und Reue auf sein Jugendleben zurück blickte. Was er sich vorzuwerfen gehabt haben mag, ist mir nicht genau bekannt. Allein Andeutungen liegen doch vor. Zuerst starke Anfälle von Zweifel an der Wahrheit des Christenthums, namentlich in den Tagebüchern von seinem zweiundzwanzigsten Jahre. Der Christ wird hier als geistig taub für die Stimme der Vernunft bezeichnet, die Gefühle, mit denen er dem Tod ins Auge blickt, werden mit dem Zustande des Augenkranken verglichen, wenn ein Funke, den er beständig vor sich sieht, ihn verhindert, Das, was wirklich um ihn ist, zu sehen, und werden als eine Art „glücklicher Tollheit"

behandelt. „Allerdings,“ heißt es weiter, „wird man auf die vielen großen Scharfsinnigen und Tiefsinnigen hinweisen, welche Christen gewesen sind, aber theils muß ich mir diese oder jene kleine Ketzerei gegenüber diesen bedeutenden Namen vorbehalten, theils haben wir doch schon Leute gesehen, die in einer fixen Idee einen unvergleichlichen Scharfsinn bewiesen haben“. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß Kierkegaard auf Gedanken wie diese anspielt, wenn er davon spricht, daß er sich leider in seiner Jugend auf „den Weg des Verderbens“ verirrt habe.

Sodann ist es durchaus nicht unmöglich, daß die unsinnig strenge klösterliche Erziehung, welche er erhalten hatte, in den ersten Jünglingsjahren einzelne Ausschweifungen bewirkt hat, die er später bitterlich bereute und beklagte. Aber es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß dieselben deutliche äußere Umrisse gehabt haben. Er war zu geistig angelegt und zu sehr gewohnt, jede Handlung nach außenhin unterwegs durch einen Gedanken zu hemmen, als daß nicht Das, was er sich zum Vorwurf machte, weit eher eine Sünde in Gedanken, als in der That gewesen sein sollte. Er „dichtete sich“ in jede Existenz hinein. So lebte er acht Tage nur, um wie ein Geizhals zu fühlen und zu denken, und führte Dies bis zu den äußersten Konsequenzen durch. Ein andermal erklärte er, daß er eine ungeheure Lust habe, einen wirklichen Diebstahl zu begehen, und dann mit seinem bösen Gewissen und der Furcht vor Entdeckung zu leben. Die Aufzeichnungen von 1834 zu der Psychologie eines Meisterdiebes beweisen, wie früh dieser Gedanke ihn beschäftigt hat. So drehen auch in der Jugend seine Gedanken sich beständig um das Geschlechtsverhältniß; aber sein Leben war streng, obschon dämonische Triebe in seiner Seele brannten. In Gilleleie auf Seeland, wo er eine

Zeitlang wohnte und unter dem Namen „der tolle Student“ bekannt war, hatte er junge Mädchen durch die Art, wie er sie anblickte, wenn sie in sein Zimmer kamen, verwirrt und erschreckt. Aber kein unziemliches Wort folgte dem Blicke.

Wer an Kierkegaard's superlativische Ausdrucksweise gewohnt ist, wird sich daher nicht durch den Wortlaut seiner Bekenntnisse zu der Annahme verleiten lassen, daß er jemals ein verderbter Mensch gewesen sein kann. Die in dem „Gesichtspunkte für meine Schriftstellerthätigkeit“ vorkommenden Worte, daß die Abfassung all der vielen Bücher „die redlichen Versuche eines Bußfertigen waren, wo möglich, zum Ersatz für das Verbrochene ein wenig Gutes zu thun“, und die sich schon lange Jahre vorher im Juli 1839 angedeutet finden, wo der sechsundzwanzigjährige junge Mann ausspricht, daß die Verwendung seines ganzen Lebens im Dienste Gottes kaum hinreichen werde, sein Jünglingsleben zu entsühnen, überzeugen mich keineswegs, daß Kierkegaard in theoretischer Hinsicht nicht in seiner frühen Jugend auf reichlich so gutem Wege war, wie im entwickelten Mannesalter. Allein es ist nöthig, sich klar zu machen, welche praktische Mängel, welche Charakterschwäche es gewesen sein mag, die er später so stark an sich verurtheilt hat. Die Tagebuchsäußerungen geben uns Winke darüber; sie bezeichnen „Wankelmuth“, „glänzenden Wankelmuth“ als eine Eigenschaft des jungen Kierkegaard, sie gehen in ihrem gewöhnlichen superlativischen Stil so weit, ihn „den wankelmüthigsten aller Menschen“ zu nennen, sie deuten mit Einem Worte auf einen Naturgrund bei ihm hin, den Mancher nicht bei einem Schriftsteller vermuthen würde, dessen Streben ein so entschiedenes Gepräge hartnäckiger Festigkeit trägt. Mit Hilfe dieser Winke kann Jeder, der ein feines

Ohr für Dergleichen hat, Kierkegaard's eigenes Wesen und eigene Art und Weise als Jüngling aus den Ermahnungen des Assessors an den jungen Aesthetiker im zweiten Theile von „Entweder — Oder" heraus hören, zumal wenn man diese mit dem Bilde zusammenstellt, das in Kierkegaard's Dissertation von der Lebensanschauung und dem Verfahren des modernen, romantischen Ironikers gegeben wird.

„Es war einmal (heißt es im Tagebuche unter der Ueberschrift „Mein Urtheil über Entweder — Oder") ein junger Mann, reich ausgestattet wie ein Alcibiades; er suchte unter seinen Zeitgenossen vergeblich nach einem Sokrates, der ihn erziehen könnte. Da erhörten die Götter sein Gebet, und er ward selbst in einen Sokrates verwandelt."

Also ursprünglich ein Alcibiades, wenn auch nicht an Schönheit, so doch an Geist. Er ging durchs Leben als ein Zuschauer desselben. Er genoß es wie ein Drama, an welchem er nicht theilnahm. Wollte ihn Jemand in dasselbe hineinziehen, so dachte oder sagte er wie der Aesthetiker in „Entweder — Oder": Hochverehrte Zeitgenossen! Sie vergessen, daß ich mich draußen befinde, draußen „wie ein klitzekleines spanisches!" — Wer das Leben als Zuschauer anblickt, betrachtet es nach seiner Schönheit. Er hat Nichts wider das Böse, falls es scharf ausgeprägt und charakteristisch ist, er ist ein Freund der Tugend, wohlgemerkt wenn sie nicht fade, sondern groß in ihrem Stil und eigenthümlich in ihrem Ausdruck ist. Er ist ein strenger Kritiker derselben, weil es ihn ärgert, einen Typus geschädigt zu sehen. Wie Der, welcher kalt und ohne den Willen, zu helfen, bei einer Feuersbrunst steht, nicht gerade weil er fühllos ist, sondern weil er den Augenblick wahrnimmt, Beleuchtungseffekte auf den Ge-

sichtern zu studiren, und auch Das nicht wie ein Maler, der sich aus seiner Kunst einen ernstlichen Beruf macht, sondern wie ein Nero, der zu ewigem Dilettantismus verurtheilt ist, so, denke ich mir, hat er sich dann und wann versucht gefühlt, das Elend des Lebens und den Jammer der Menschen zu betrachten, und es ist wahrscheinlich, daß er dann in Augenblicken der Selbstprüfung und Selbstanklage ungewiß gewesen ist, ob er nicht wirklich die Lebensgeschicke auf solche Art betrachtete. Vielleicht war ihm im Grunde des Herzens eigentlich nur angst davor, daß er dahin gelangen könnte, auf seinen Nächsten und das Leben im Ganzen solchermaßen hinab zu sehen. Aber die Angst ist ja, nach seiner eigenen meisterhaften Entwicklung in seinem Buche darüber, „eine sympathische Antipathie und eine antipathische Sympathie" für ihren Gegenstand. Sie ist ein Schwindelzustand, in welchem uns die Selbstbeherrschung entschlüpft, und es ist kein großer Unterschied dazwischen, ob man beständig in der Furcht lebt, daß man dahin gelangen werde, ein reines Phantasieleben zu verbringen und die von Kierkegaard so sehr verabscheute „Dichterexistenz" zu führen, oder ob man wirklich eine solche führt. Er selbst stand als Jüngling außerhalb jeder Thätigkeit, jedes Berufes, jeder endlichen Aufgabe, nach denen er mit Verwunderung die Anderen greifen sah. Konnte man sich etwas Lächerlicheres denken, als sich den Athem aus dem Leibe zu rennen, um Lieutenant in der Infanterie oder Justizrath in einem Ministerium oder eine der tausend anderen Endlichkeiten zu werden, von denen das Leben eine schlechte Unendlichkeit darstellt! Um nicht der Frau zu gleichen, welche nur die Feuerzange aus dem brennenden Hause rettete, um nicht den praktischen Menschen zu gleichen, die, nach

dem bekannten Ausdruck in „Entweder — Oder," eben so Wenig aus der großen Feuersbrunst des Lebens retten, hielt er sich überhaupt jedem Rettungsversuche fern. Außerdem war er nicht dazu erzogen, jeden Tag sein Brot verdienen zu müssen, er fand stets einen gedeckten Tisch, stets Kleider von seinem Schneider, stets einen Wagen von seinem Fuhrmann, stets Obdach für seine Person — für das Geld seines Vaters. Keine Aufgabe lockte ihn länger, als einige Wochen oder Monate. Er füllte sein Pult mit Plänen: „Ich möchte eine Novelle schreiben — man könnte ein Drama verfassen" — und führte Nichts davon aus. Er ärgerte sich, wenn er einen Prediger hörte — „Prediger sein, ist Das Glaubensbegeisterung?" — er begann ein paar Monate lang den religiösen Vortrag zu studiren, er fühlte, daß er, wenn er Prediger wäre, im Vergleich mit Jenen wie ein Apostel würde reden können, und brachte es mittlerweile nicht einmal so weit, theologischer Kandidat zu werden. Er fühlte sich nicht unzufrieden bei diesem Leben, aber er fühlte sich zufrieden als absolut Malkontenter: Alles sei Eitelkeit! Arbeitsame und gedankenreiche Tage wechselten mit solchen ab, deren Stunden gänzlich von wechselnden Stimmungen absorbirt wurden. Er stand Morgens auf und fühlte sich hysterisch vor Melancholie, er versenkte sich in seine Wehmuth, bis er darin völlig heimisch und versunken war und nicht mehr den Wunsch hatte, einen Finger zu rühren, um sie abzuschütteln. Er „mochte gar Nichts." Allein dies stumpfe Wohlbefinden schlug in Verzweiflung um, er war nahe daran, vor Langerweile zu vergehen, fühlte sich aber doch dabei, weil er, der sich selbst langweilte, alle Anderen amüsirte. Sprach er in diesem Zustande mit Jemand, so trat er in einem tiefen Inkognito auf, war voller Lustig-

keit und Witz, satirisirte über Alle und Alles, sogar über Das, was er selbst respektirte: „der Witzteufel“ ging mit ihm durch. Gegen Abend drehte sich der Flügel seiner Stimmung mit einem Knarren, wie der Wetterhahn sich dreht, wenn der Wind umspringt, und gegen Abend war er ein Gott, der Morgens ein Sandkorn gewesen war. Er fühlte sich dann, wie recht nervöse junge Mädchen es zur Abendzeit thun, so voller Kraft, als könnte er den Montblanc ersteigen; er erstieg jedoch nicht den Montblanc, er ging hin, um den „Don Juan“ im königlichen Theater zu hören, und schwelgte jetzt in dem Genusse, all die Kräfte, welche tief unter der Eisrinde der Schwermuth in seiner Seele gohren, all die gebundenen elementaren Mächte in seiner Natur, sich entfesselt in der Musik tummeln zu hören.

Man denke sich nun diesen Zustand ästhetischer Betäubung stets durchkreuzt und durchblitzt von den religiösen Kindheitseindrücken, die ihn lehren, daß der Zustand, in welchem er lebt, Sünde sei, die Sünde: nicht tief und inbrünstig zu wollen; man denke sich die Ermahnungen des Vaters mit schweren Tritten die Treppen zu dem Traumpalaste, den er bewohnt, hinan steigen und an die Thür pochen, wie die Statue des Gouverneurs pocht! Da bereut er, da bricht er zusammen, um sich durch die Kraft des Entschlusses wieder zu erheben, da wählt er aus der Verzweiflung heraus sich selbst seinen Beruf, und zu allererst die ihm von seinem Vater vorgeschriebene Aufgabe. So sehr er darunter leidet, beschließt er, da der Vater todt ist, nach dessen Wunsche das theologische Examen zu machen. Er und der Vater waren in den letzten Lebensjahren desselben oft mit einander in Streit gerathen, weil die Zeit verstrich und Sören nicht Kandidat wurde. Der

Alte scheint sogar in einer gewissen Periode die Examensstudien des Sohnes dadurch haben fördern zu wollen, daß er seine Hand von ihm abzog, bis besonders durch den Eifer des Bruders Peter eine Versöhnung zu Stande kam, die übrigens, nach den Aeußerungen eines Zeitgenossen, dem Vater einige tausend Thaler gekostet haben soll. Jetzt, wo dieser nicht mehr unter den Lebenden weilte, war sein Wunsch dem Sohne heilig geworden, mit dem Todten konnte er nicht mehr disputiren. Bei seiner Erziehung faßt er die Examensablegung nicht einfach als eine Pflicht, sondern sogenannt religiös auf: es ist Gott von besonderer Wichtigkeit, daß er theologischer Kandidat wird. Es heißt im Tagebuche vom Mai 1839: „Ich kann doch nicht anders annehmen, als daß es Gottes Wille ist, daß ich meine Examensstudien mache, und daß es ihm angenehmer ist, wenn ich Dies thue, als wenn ich durch Vertiefung in diese oder jene Forschung zur Erkenntniß der Wahrheit gelangte. Denn Gehorsam ist ihm lieber, als die Fettigkeit des Widders.“ Er war so wenig gewohnt, irgend eine Pflichtarbeit vorzunehmen, daß ihm dies theologische Examen als etwas ganz Entsetzliches erschien. Wenn man sieht, wie er darüber stöhnt, daß er es machen soll, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß auch manche sonstige Leiden, die er selbst für so außerordentlich hielt, von der Art waren, wie andere Menschen, die nicht vom Schicksale verwöhnt sind, sie ohne allzu viel Geseufze ertragen.

9.

Er machte das Examen, als er siebenundzwanzig Jahre alt war. Und schon ein Jahr nachher reichte er zur Erlangung der Magisterwürde eine Abhandlung „Ueber den Begriff Ironie, mit steter Bezugnahme auf Sokrates" ein, welche nicht nur an und für sich eine hervorragende und vielverheißende Arbeit mit dem Gepräge einer selbständig forschenden Individualität ist, sondern worin schon in schwachen Umrissen die Anlage zu „Entweder — Oder", und damit die ersten Keime zu Kierkegaard's späterer Produktion zu spüren sind.

Es ließ sich erwarten, daß ein so egoistischer Schriftsteller, wie dieser, kein Thema zu einer Dissertation wählen würde, das in einem nur zufälligen Verhältniß zu seiner Persönlichkeit stünde. Das geschah auch nicht. Ich habe erwähnt, wie tief die Anlage zu polemischem Witz in seiner Seele lag, und wir finden auch, daß es sein erster Plan zu einer Dissertation war, die Satire bei den Alten zu behandeln. Aber die Satire als offener, direkter Spott hatte nicht die Verstecktheit, den Doppelsinn, welche zu seinem Wesen stimmten, auch nicht die Isolirtheit, welche seiner Natur entsprach. Die Ironie dagegen vereinigt die beiden Elemente, welche so nahe bei einander auf dem Grunde seines Wesens lagen: die Verstellung und den Witz.

Man kann zu Zweien gemeinschaftlich satirisiren, aber man ist allein mit seiner Ironie. Man meint, was man sagt, wenn man offen persiflirt, aber der Ironiker sagt gerade, was er nicht meint. Er ist isolirt durch das Nachinnnengekehrtsein, nach außenhin abweisend durch Verstellung und Mystifikation. Kierkegaard beschloß also, die Ironie in ihrem ältesten berühmten Repräsentanten darzustellen.

Und nicht genug, daß es ihm durch eine Mischung von Studium und Intuition gelang, Sokrates originell und scharf darzustellen, sondern von jetzt an begann er, sich selbst eine Maske nach der Physiognomie des alten Griechen zu bilden. Der als dänischer Kandidat der Theologie vermummte Alcibiades verschwand, und an seiner Stelle stand ein Sokrates da.

Allein, trotz all seines Sinns für die Griechen und seiner Freude an ihnen, war er ein ganz ungriechisches Phänomen, und in anderem Verstande ungriechisch, als Sokrates es war, von dem man sagen kann, daß er zum Theil die Selbstauflösung des hellenischen Geistes bezeichnet. Seine finstere Leidenschaftlichkeit war ungriechisch und unsokratisch, seine vorwiegende Lyrik, sein Rokokostil war unsokratisch und ungriechisch. Er hatte nicht die Abhärtung und die Kriegertüchtigkeit mit dem Soldaten von Potidäa gemein; er hatte zu wenig von der Ruhe, mit welcher der Philosoph bei der Aufführung der „Wolken" des Aristophanes sich von seinem Sitz im Theater erhob, damit man besser den Sokrates auf der Bühne mit dem Sokrates unter den Zuschauern vergleichen könne — er, welcher dem Lustspieldichter Hostrup einen gutmüthigen Scherz über die Absonderlichkeiten seines Stils schon so übel nahm. Er glich Sokrates nicht an Selbstbeherrschung; sie stimmen dagegen überein in ihrem Glauben an das Orakel von Delphi.

Die Unähnlichkeiten fühlte er selbst jedoch nicht. Aber er fühlte, daß er, wie Sokrates, freilich in einem sehr verschiedenen Zeitalter, das Naturstudium gering schätzte und sich für nichts Anderes, als die Moral, interessirte. Er fühlte, daß eine Ironie, wie die des Sokrates, den Sophisten gegenüber an ihrem Platze, und daß sie ihm, gegenüber vielem aufgeblasenen und unsoliden Wissen um ihn her, nothwendig war. Er fühlte das Schöne und Heilsame in Sokrates' ausholender Methode, welche die Menschen zum Selbstdenken zwang und alles Nachplappern ausschloß, und empfand selbst den Trieb, eine ähnliche einzuschlagen. Endlich mochte er sich, wie Sokrates, gern auf Straßen und Gassen herum treiben und sich mit All' und Jedem ins Gespräch einlassen, und er liebte es, wie der griechische Philosoph, seinen Ausgangspunkt von alltäglichen und volksthümlichen Gegenständen zu nehmen, um von dort aus zu den höchsten Problemen zu gelangen. Ich halte Letzteres für einen der schönsten und volksthümlichsten Züge in seinem Charakter und will mir nicht diesen Eindruck durch seine bekannte Behauptung zerstören lassen, daß er sich nur deshalb so viel in der Oeffentlichkeit gezeigt habe, um seinem eigenen Ansehen entgegen zu arbeiten und sich zu einer Alltagserscheinung zu machen. Hier liegt sicherlich eine Selbsttäuschung vor. So wenig er auch mit der Feder in der Hand seine Gedanken in einer dem gemeinen Mann zugänglichen Sprache zu entwickeln vermochte, hatte er doch einen echt philosophischen und echt sokratischen Drang, sich in das Menschengewimmel zu mischen, und zwar nicht nur, wie er in dem Schlußworte der „Stadien" andeutet, um Sprachstudien zu machen, sondern um die ganze untere Volksklasse kennen zu lernen und den Zirkel zu vergessen, den das Standeswesen um

jeden Einzelnen schlägt, oder, wie es in dem in Rede stehenden Buche heißt, „um gelegentlich einmal Mensch und nicht ewig Kanzleirath zu sein".

In dem Schlusse der Abhandlung über die Ironie liegt der Grundgedanke von Kierkegaard's epochemachendem Werke „Entweder — Oder": der Gegensatz zwischen der falschen Poesie, welche ihren gleißenden Schimmer über das Genußleben und die Genußphilosophie warf, die durch die deutschen Romantiker derzeit in Mode gekommen war, und derjenigen wirklichen Poesie, welche ihren Verklärungsglanz über das sittlich gesetzmäßige Leben mit seinem Kreise von Aufgaben und Pflichten verbreitet. In dem Abschnitt über die Form der Ironie, welche die romantische Schule in Deutschland mit sich brachte, wird gezeigt, daß die große Forderung ihrer Vertreter diejenige war: man solle p o e t i s c h l e b e n, eine Losung, die nicht allein als ein Protest gegen die spießbürgerliche Art der Durchschnittsmenschen, das Leben aufzufassen, sondern so zu verstehen sei, daß der Ironiker keinen Zweck haben, Nichts sein will. Ein Taugenichts wird solchermaßen (um an Eichendorff zu erinnern) die besonders poetische Figur. Das Bild des Ironikers, welches jetzt entworfen wird, ist genau das Schema, welchem der erste Theil von „Entweder — Oder" später Fleisch und Blut zu geben suchte. Der Ironiker kostümirt sich verschiedenartig, um sich selbst zu genießen. Er dichtet sich selbst und die Welt um ihn her; die ganze gegebene Wirklichkeit hat für ihn nur poetische Geltung; er suspendirt daher Moral und Sittlichkeit. Er verunendlicht sein eigenes Ich, er verflüchtigt es ästhetisch und metaphysisch; er lebt ganz und gar hypothetisch und konjunktivisch. Aber Das ist ja in kurzem Begriffe, in der undurchsichtigen Freimaurersprache einiger Fremdwörter ausgedrückt, Dasselbe,

was viele hundert Seiten lang von und über jenen jungen Aesthetiker entwickelt wird, in Bezug auf den sich unmöglich ein ehrliches Entweder — Oder anbringen läßt, weil er jedes Verhältniß zur Wirklichkeit des Lebens von sich abstreift und es vorzieht, räthselhaft für sich selbst und Andere in einer Art von Gedanken-Verzweiflung hinzuleben. Von dem Ironiker wird hier ferner gesagt, daß sein Leben jeden eigentlichen Zusammenhang, jede Kontinuität verliere, zur Stimmung herabsinke, in lauter Stimmungen zerfalle, daß er aber, um sich selbst zu behaupten, dichte, er sei es, welcher die Stimmungen hervorrufe. So sagt später in „Entweder — Oder" Johannes: „Freilich, liebe Kordelia, ist etwas Königliches in meinem Wesen, aber du ahnst nicht, was für ein Reich es ist, über das ich herrsche. Die Stürme der Stimmungen sind's. Wie Aeolus halte ich sie eingeschlossen im Berge meiner Persönlichkeit." Allein die Stimmung selbst hat deshalb keine Realität für den Ironiker, und er macht nur selten seiner Stimmung Luft, außer in der Form des Gegensatzes. Sein Kummer verbirgt sich in dem vornehmen Inkognito des Scherzes, seine Freude ist in Klagelaute gehüllt. So ist es in „Entweder — Oder" der Refrain des Aesthetikers, daß das Leben eine Maskerade sei, und so ist es ihm ein unerschöpflicher Stoff zu Amüsement, daß es Keinem gelungen ist, ihn zu erkennen.' Einer zärtlichen Hirtin reicht er schmachtend die Hand und vermummt sich im selben Augenblick in alle erdenkliche Schäfer-Sentimentalität; einen ehrwürdigen geistlichen Pater täuscht er mit einem Bruderkusse u. s. w., und was endlich Leid und Freud' betrifft, so ist es sein Lieblingsausdruck, daß der Unglücklichste der Glücklichste sei.

Indem das Leben des Ironikers sich nun so in wech-

selnde Stimmungen auflöst, wird, nach Kierkegaard's Darstellung in seiner Dissertation, die Langeweile die einzige Kontinuität, welche der Ironiker hat, — die Langeweile, „diese inhaltslose Ewigkeit, diese genußlose Seligkeit, diese oberflächliche Tiefe, diese hungrige Uebersättigung." Damit stimmt es überein, daß der Aesthetiker in „Entweder — Oder", jener ethisch neutrale Asa=Loke, seine Abhandlung „der Wechseltrieb" schreibt, um ein Hausmittel gegen die Langeweile zu geben, von welcher nach seiner Anschauung alle Menschen angesteckt sind. Es war natürlich, daß die romantischen Ironiker so viel mit der Langenweile, dem Wesen und der Ueberwindung derselben, zu schaffen hatten; denn sie stand in einem bestimmten Verhältniß zu ihren Idealen. Sie schwärmten für das Schöne, das uns dahin führt, die Zeit zu vergessen, und versetzten uns nach ihrer Definition in die Ewigkeit, und verschafften uns „eine Vorempfindung des seligen Lebens." Der Gegensatz hiezu ist der Zustand, wo die Leere der Anschauung so groß wird, daß wir auf die Zeit als Zeit achten, die Inhaltslosigkeit der reinen Zeit empfinden. Ihr Lieblingsstichwort war „der ewige Augenblick", Das will sagen: die Unendlichkeit, innerhalb des Moments als Fülle aufgefaßt. Der Gegensatz hiezu ist der Zustand, wo die Unendlichkeit innerhalb des Moments als Leere aufgefaßt wird, und Das geschieht eben bei der Langenweile, bei der unendlichen Langenweile. Gegen diese empfahlen sie, wie der Aesthetiker in „Entweder — Oder", den genialen Müßiggang als Gegengift.*)

Als Repräsentanten der Ironie behandelt Kierkegaard

*) Vgl. „Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, von G. Brandes," Bd. II, S. 84, wo das Verhältniß von „Entweder — Oder" zur romantischen Schule berührt wird.

besonders Friedrich Schlegel in seiner „Lucinde". Mit Leidenschaft protestirt er dagegen, daß die weichliche Genußsucht, die reine und echte Passivität, welche in diesem Romane gelehrt, geschildert und gepriesen wird, als eine Verwirklichung des Zweckes, poetisch zu leben, gelten könne. Man hat, sagt er, oft genug nachzuweisen gesucht, daß solche Bücher unmoralisch seien; aber man wird vergebens Ach und Wehe über sie rufen, so lange man den Verfasser behaupten und den Leser ruhig glauben läßt, daß derartige Schriften und das Leben, welches sie ausmalen, poetisch seien. Er deutet hier die Aufgabe an, zu zeigen, daß jeder Mensch poetisch leben kann, der es ernstlich will; er skizzirt: wenn man „poetisch leben" als identisch mit „genießen" statuire, so gehe der Ironiker des höchsten Genusses, der wahren Seligkeit verlustig, wo das Subjekt nicht träume, sondern in unendlicher Klarheit sich selbst besitze. Kurz, er stellt die Aufgabe, welche „Entweder — Oder" durch seine ganze Anlage zu lösen sucht, die doppelte Aufgabe: 1) die derzeitige Form von Frivolität dadurch zu vernichten, daß sie gerade dort, wo sie ihre Stärke zu haben glaubte, d. h. auf dem ästhetischen Felde, getroffen ward, indem man sie weniger als unmoralisch, denn als unpoetisch schilderte, und 2) das religiöse Leben gerade auf diejenige Art zu vertheidigen und zu preisen, welche einem in „das Poetische" vernarrten Zeitalter gefallen mußte, indem dasselbe nicht als moralisch, sondern just als poetisch geschildert ward, also mit der gleichen Taktik, welche Chateaubriand im Beginn des Jahrhunderts bei seiner Apologie des hinwelkenden Katholicismus angewandt hatte.

Es ist nicht zu Viel gesagt, daß der ganze erste Theil von „Entweder — Oder" andeutungsweise in der Ent-

wicklung der „Lucinde“, und der ganze zweite Theil gleichsam zusammengerollt in den Widerlegungen dieses Buches liegt. Ich habe anderwärts*) zu zeigen gesucht, daß Kierkegaard in Wirklichkeit nur höchst unvollkommen den eigentlichen springenden Punkt in Schlegel's Buche verstanden hat; aber dasselbe halte augenscheinlich sein eigenes Seelenleben elektrisch berührt, ihn erschreckt und in Folge dessen empört, und je mehr er fürchtete, von der Lebensanschauung, die hier skizzirt war, angezogen zu werden, desto minder bestrebte er sich, sie mit der abstrakten Sympathie des Kritikers zu verstehen, und desto schöner und lockender erschien ihm die Aufgabe, sie definitiv zu widerlegen und aus der Welt zu schaffen. Er hatte sie in seinem eigenen Innern durchlebt und war solchergestalt befähigt, sie weiter entwickeln und sie mit viel mehr Geist und Glanz ausstatten zu können, als sie in der „Lucinde“ besaß, und er verfügte, nachdem er sich innerlich von ihr befreit hatte, über all die Begeisterung und Leidenschaft, welche erforderlich war, um sie, unbestochen durch ihre blendende Ueberlegenheit, zum Tode zu verurtheilen und ihr einen Pfahl durchs Herz zu stoßen. So kam es, daß Kierkegaard veranlaßt ward, von dem Helden in der „Lucinde“, Julius, das Motiv zu der am sorgfältigsten ausgeführten Figur in „Entweder — Oder“, dem Verführer Johannes, zu entnehmen. In der Abhandlung über die Ironie ist schon der später so reich entwickelte Gegensatz zwischen Mozart's Don Juan und dem reflektirenden Verführer angedeutet. „Der Held der ‚Lucinde‘“, sagt Kierkegaard hier, „ist kein Don Juan (der durch seine sinnliche Genialität wie ein Hexenmeister Alles bezaubert; der mit

*) „Die Hauptströmungen ꝛc.“, Bd. II, S. 76.

einer unmittelbaren Siegesgewalt auftritt, welche zeigt, daß er Herr und König ist, einer Siegesgewalt, die kein Wort zu beschreiben vermag, aber von der ein paar absolut gebietende Bogenstriche Mozart's eine Vorstellung zu geben vermögen; der nicht verführt, aber von dem Alle verführt werden wollen, und, wenn sie ihre Unschuld zurück erhielten, nur den Wunsch hegen würden, noch einmal verführt zu werden; ein Dämon, der keine Vergangenheit, keine Entwicklungsgeschichte hat), sondern eine in der Reflexion befangene Persönlichkeit, die sich erst allmählich entwickelt." Gerade Dasselbe läßt sich Wort für Wort von Johannes in „Entweder — Oder" sagen, und selbst die lange, unbehilfliche Parenthese in der Dissertation erscheint in dem späteren Werke als das künstlerisch vollendete Wortfeuerwerk über Mozart's Don Juan, welches den Titel „das Musikalisch-Erotische" führt. Es war daher (nach dem Zeugniß des einzigen, einigermaßen vertrauten Freundes, den Kierkegaard damals besaß) auch gerade zu der Zeit, wo er seine Abhandlung „Ueber den Begriff Ironie" schrieb, daß er zur Klarheit darüber gelangte, was er wollte und in der Welt vermöchte.

Es kann daher auch nicht Wunder nehmen, daß man in dieser Abhandlung manche Stelle findet, in welcher der Verfasser sich selbst das Horoskop zu stellen scheint. Wo er von der berechtigten und erlaubten Ironie spricht, macht er u. A. auf diejenige aufmerksam, welche in der Pseudonymität liegt. Eine solche Mystifikation, sagt er, ist bisweilen nöthig in der Literatur, „wo man überall von einer Menge wachsamer Literaten umringt wird, welche Schriftsteller entdecken, wie Ursel Kuppelpelz Heirathspartien stiftet. Je weniger nun ein äußerlicher Grund (Familienrücksichten, die Rücksicht auf Beförderung, Aengst-

lichkeit u. s. w.) Einen zum Versteckspielen bestimmt; je mehr es eine gewisse innere Unendlichkeit ist, die ihr Werk von jedem endlichen Verhältnisse zu sich selber frei zu machen, sich jeder Kondolation von Unglücksgefährten und jeder Gratulation von der zärtlichen Sippschaft der Schriftsteller zu erwehren wünscht, — um so mehr tritt die Ironie hervor." Kierkegaard scheint hier schon seine spätere Selbstverwandlung in die zahlreichen Pseudonyme zu ahnen.

Allein unmittelbar vor diesem Beispiel von dem Rechte des Ironikers, die Mitwelt in Betreff seiner Persönlichkeit auf falsche Fährte zu leiten, hat Kierkegaard ein anderes, noch eigenthümlicheres aufgestellt. „In unserer Zeit", sagt er, „wo die bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse fast jede heimliche Liebesgeschichte unmöglich machen, wo die Stadt oder die Umgegend meistens schon viele Male das glückliche Paar von der Kanzel aufgeboten haben, ehe der Prediger es zum ersten Male that .... in unserer Zeit kann es wohl bisweilen dem Einen oder Andern nöthig scheinen, ein falsches Spiel zu treiben, wenn er nicht wünscht, daß die Stadt das rühmliche Geschäft übernehmen soll, für ihn zu werben, so daß er selbst sich nur mit dem gewöhnlichen Freiergesichte ad modum Peter Erich Matzen zu zeigen braucht, mit weißen Handschuhen angethan, und mit einer skizzirten Federzeichnung von seinen Lebensaussichten in der Hand."

10.

Am zehnten September 1840 verlobte sich Sören Kierkegaard. So bald man das hört, klingt es wunderlich. Es klingt, als sagte man: In dem und dem Jahre, an dem und dem Tage stieg der Säulenheilige Simeon Stylites von seiner Säule herab, bot einer jungen Dame den Arm und forderte sie auf, droben mit Platz zu nehmen, so schmal die Wohngelegenheit auch sei. Er verlobte sich mit einem jungen, hübschen Mädchen aus guter Familie, von kindlichem Gemüthe, den Jahren nach fast noch Kind. So seltsam es Einem vorkommt, wenn man seine spätere Vorliebe für entscheidendes, determinirtes Handeln erwägt, scheint er nicht daran gedacht zu haben, schnell zur Hochzeit zu schreiten. Vielleicht konnte man sich in Kopenhagen 1840 eine Ehe nicht ohne eine mindestens einjährige Verlobung geschlossen denken. Nur Heiberg hatte sich verheirathet, ohne der Oeffentlichkeit eine Andeutung davon zu geben, aber er hatte auch das Vaudeville „Die Unzertrennlichen“ geschrieben. Kierkegaard's Verlobungsgeschichte war — wie es bei Verlobungen so häufig der Fall ist — eine doppelte Leidensgeschichte. Selbst wenn gar keine besonderen Umstände vorhanden gewesen wären, war dies Verhältniß eine praktische Unmöglichkeit.

Er als junger Bräutigam! Er, die Sphinx, welche

gleich der von Aegypten, ein paar tausend Jahre in der Wüste gelegen und über dem Räthsel des Lebens gebrütet hatte, verlobt mit einem hübschen kleinen lebenslustigen Mädchen, das, rein und unschuldig wie die Sechzehnjährige in den „Stadien“, Nichts hatte, woran sie zu denken brauchte, „nicht eine Kommode oder einen Ständer besaß, sondern die unterste Schieblade in der Chatulle der Mutter benutzte, um die ganze Herrlichkeit zu verwahren.“ Er und sie! Es war das alte Märchen: die Schönheit mit dem Reh unter dem Arme, nur daß das Reh so klug, so anziehend, so unbeschreiblich interessant war, daß die Schönheit nicht müde werden konnte, ihm zuzuhorchen; denn das Reh war ja, wie im Märchen, keineswegs ein Reh, das Reh war — der Geist. Selbst wenn nichts Anderes entgegen gestanden hätte: man denke sich ihn, der jüngst seine Zeit und seine Freiheit so lieb gehabt hatte, daß er vor einem Examen und einer begrenzten Aufgabe im Leben zurück schauderte, durch eine Verlobung in das ganze Philisterthum des gesellschaftlichen Lebens hineingezogen, genöthigt, aus seiner Gedankenwelt in eine Mittagsgesellschaft zu gehen und zu hören — er, Simeon von der Säule, — wie seine und seiner Liebsten Gesundheit mit einem Lebehoch für das junge Paar ausgebracht wird!

Es gewährte sicherlich nur geringen Trost, daß sich reiche Gelegenheit zu humoristischen Beobachtungen bot, obschon „Entweder — Oder“ zeigt, daß er sie benutzt hat. Man kann sich ihn denken, wie er, selber verlobt, im Hause dieses oder jenes Betreffenden saß und zu sich sagte: „Wie in die Schneidergesellen-Herberge lauter Schneidergesellen kommen, so treffen sich hier lauter Verlobte. Wenn wir en masse versammelt sind, stellen wir, glaube ich, zehn Paare, außer den annektirten Bataillonen, die an den

großen Festtagen zur Hauptstadt kommen". Man denke sich ihn, wie er dort sitzt und, da sein Kopf so angelegt ist, daß er immer spekuliren, charakterisiren und distinguiren muß, aus Mangel an besserem Stoffe sich darauf beschränkt sieht, die verschiedenen Küsse einzutheilen, die er in den Ecken hört, wenn es „den ganzen Abend hindurch klingt, als ginge Jemand mit einer Fliegenklatsche umher." Und er theilt den Kuß nach dem Klange ein: „Bald ist er schnalzend, bald zischend, bald klatschend, bald knallend, bald dröhnend, bald voll, bald hohl, bald wie Kattun u. s. w., u. s. w." Glaubt mir, das Lächeln ist rasch der Wehmuth gewichen! Oder gesetzt, sie liebte den Tanz, so denke man sich ihn auf einem Balle, ihn, der niemals Kind oder Jüngling gewesen war. Wohl mochte er dann mit seinem Lieblingsdichter Paul Möller sagen:

Mir ist des jungen Krüppels Loos gefallen;
Wie gerne tanzt' er mit im Reigen dort!
Es schwenkt sein Herz sich mit den Schönen allen,
Allein sein Leib bleibt an demselben Ort.

Er tanzen, der durch jene furchtbare Kindheit gelähmt war — es wäre ein schwerfälligerer Tanz geworden, als der Sivard Snarensvend's mit dem Eichbaum am Gürtel! Hätte nichts Anderes, als Dies, einem Verständniß im Wege gestanden, so wäre er doch zu beklagen gewesen.

Allein es kam augenscheinlich noch manches Andere hinzu. Aus vielen Zeugnissen erhellt, daß er sich zu seinem eigenen Schrecken inmitten seines neuen Glückes enttäuscht fand. Er erstaunte darüber, daß, so sehr er sich nach dem jungen Mädchen sehnte, wenn sie nicht zugegen war, es ihm doch eigentlich ein größeres Glück gewährte, allein zu sitzen und an sie zu denken, als wenn sie da war. Er bedurfte ihrer nicht, um sie zu lieben, er beschäftigte

sich eben so gern mit ihr in der Erinnerung; ja, es war ihm zuweilen, als ob ihre Gegenwart nur störend auf ihn wirke. Er schrieb auch lieber an sie, als er mit ihr sprach. Er hatte zu innerlich, zu geistig gelebt, als daß diese sinnliche Nähe ihm nicht gewissermaßen zu Viel dünken sollte.

Oder war noch etwas Anderes im Spiele? Es war noch etwas Anderes im Spiele. Es war weder Mehr noch Minder, als daß er überhaupt mit dem Verhältnisse fertig war, ehe er es erlebt hatte, und nicht die Kraft fühlte (um uns eines seiner eigenen Ausdrücke zu bedienen), es zu wiederholen, nachdem er damit fertig war, und zwar deshalb, weil das liebliche junge Mädchen nur der Anlaß war, dessen er bedurfte, um Dichter zu werden. Daß sie nur der Anlaß dazu war, ist an und für sich dadurch bewiesen, daß das Verhältniß zu ihr ihn zum Dichter machte, so weit er es bei seinen Anlagen werden konnte, d. h. es koncentrirte die produktiven Kräfte in seiner Seele, gab den unsicheren bilderschaffenden Tendenzen in seiner Phantasie eine Richtung und einen Mittelpunkt. Er spricht Das geradezu in dem „Gesichtspunkt für meine Schriftstellerthätigkeit" aus, wo er das „Faktum" erwähnt, das ihn zum Dichter machte. Es erhellt außerdem aus vielen unfreiwilligen Bekenntnissen. Er selbst und kein Anderer hat jenen Herzensseufzer ausgestoßen, der aus dem Tagebuche in „Entweder — Oder" übergegangen ist: „Für mich ist Nichts gefährlicher, als mich zu erinnern", und jene schwermüthige Klage, die man in „Entweder — Oder" findet, und die in der „Wiederholung" abermals vorgebracht und variirt wird: „Nur die Liebe der Erinnerung ist glücklich".

Er selbst ist es auch, der den tiefen und schönen Vers Paul Möller's tief nachgefühlt hat, in welchem ein junger

Liebender sich alt träumt, sich in sein eigenes Alter versetzt, um dann „wie durch den Trichter eines ganzen Lebens“ das Glück seiner Jugend einzusaugen:

Da kommt ein Traum aus der Jugend mir
In des Alters Graun —
Und innige Sehnsucht verzehrt mich nach Dir,
Du Sonne der Fraun! —

eine der korrektesten Repliken, die man einem Phantasten in den Mund legen kann. Vermag er nicht das junge Mädchen in die Entfernung der Idealität zu rücken, so vermag er die Schönheit ihres Wesens nicht zu genießen. So vermochten die Romantiker die Schönheit ihres Vaterlandes nur durch wirkliches oder erdichtetes Heimweh recht zu empfinden.*) Kann er Heimweh nach dem Mädchen fühlen, so kann er sie, die er lieben möchte, lieben; allein dazu muß das Verhältniß gelöst werden. So steigt auch für den edlen Ritter von La Mancha die Schönheit und Tugend seiner Geliebten um einen Grad mit jeder Meile, die er sich von Tobosa entfernt. Nur durch die Erinnerung, zumal in starker Illusion, wird ein junges Mädchen die rechte Dulcinea, und was er bedurfte und unbewußt in seiner Geliebten gesucht hatte, war nicht eine Gattin, sondern eine Dulcinea, oder mit einem edleren und richtigeren Ausdruck: eine Beatrice. Wir finden nicht den mindesten Anlaß, ihn zu verdammen, wohl aber die ernstliche Aufforderung, den Versuch zu machen, ihn zu verstehen. Er war, so wunderlich es klingt, in diesem Verhältnisse die passive, das junge Mädchen die aktive Kraft. Er näherte sich ihr; in einem Nu befruchtete ihr Wesen sein Inneres. Von dem Augenblick an kann er Nichts

---

*) G. Brandes, „Die Hauptströmungen &c.“, Bd. II, S. 290 ff.

dafür, daß sie ihm unnöthig für sein Leben wird. Wie eine Blume, deren Pistill in einem einzigen Augenblick der Empfängniß von Blüthenstaub, den der Wind ihm von einer anderen Pflanze hergeführt hat, befruchtet worden ist, sich nun nach eigenen Gesetzen zu verwandeln, anzuschwellen, Frucht anzusetzen, eine ganze Reihe gesetzmäßiger Metamorphosen zu erleiden beginnt, ohne daß neuer Staub, den der Wind heran weht, das Geringste für das Leben der Blume zu bedeuten hat, käme er auch noch so oft und in noch so reichlicher Menge, so ward das junge Mädchen wider seinen Willen überflüssig für ihn von dem Augenblick an, wo er den entscheidenden Eindruck von ihr empfangen hatte.

Indeß, wäre nichts anderes Eigenthümliches in diesem Verhältnisse gewesen, so wäre Kierkegaard gewiß auch darüber hinweg gekommen. Er wäre dem Mädchen und seinem Vorsatze treu geblieben und hätte, wie der junge Mann in der „Wiederholung“, seine ganze Produktivität „unter der Scheere gehalten, Alles in Bouquets für sie zerschnitten.“

Aber ach! noch ein Stein des Anstoßes, und der ernstlichste, war zurück, jene brütende Schwermuth aus den Kindheitsjahren und das Leiden, welches ihr zu Grunde lag, ein Leiden, dessen eigentliche Natur Kierkegaard nirgends bezeichnet hat. Das Hospitalsjournal über seine letzte Krankheit giebt keine Aufklärung darüber, und eine Obduktion hat nicht stattgefunden. Aber auf jeden Fall ist es höchst wahrscheinlich, daß selbst die Rückenmarksentzündung, welche jene Lähmung hervorrief, die als Todesursache angegeben ist, ihn lange, ehe sie ihn fortraffte, in einem Zustande beständiger Kränklichkeit und Qual erhalten hat. Mehr als wahrscheinlich ist es, daß sie zugleich

noch mit irgend einem anderen, stark auf das Gemüth wirkenden Gebrechen verbunden war. Einem derartigen beständigen, fast angeborenen Leiden gegenüber giebt es nur drei Standpunkte: man kann, wenn man leidenschaftlich ist, klagen und sein Geschick verwünschen; man kann, wenn man Philosoph ist, sich mit Ergebung in das Unersetzliche und Unabwendbare waffnen, und man kann endlich, wenn man religiös ist, glauben, daß die Gottheit Einem dies Gebreste aus einer bestimmten Absicht verlieh, oder es gar als seine „Distinktion“ betrachten. Dies Letztere war der Standpunkt Kierkegaard's, und er gebraucht selbst das erwähnte Wort von jenem „Pfahl im Fleische.“ Es ist nicht deutlich, wie er, als er sich verlobte, sich zu diesem seinem Leiden gestellt hat. Allein wahrscheinlich hat er gehofft, seine Geliebte durch religiöse Einwirkung auf den Standpunkt bringen zu können, daß er mit ihr über seine Kränklichkeit reden, ihr die Bedeutung derselben klar machen könnte, und daß sie dann, wenn sie ihn liebte, wie er geliebt zu werden hoffte, einwilligen würde, ihn mit seinem Leiden und seiner Schwermuth zu heirathen. In dieser Absicht scheint er einen taktischen Plan zu ihrer religiösen Erziehung entworfen zu haben, der sich u. A. auf ein Arsenal gedruckter oder von ihm selbst verfaßter Erbauungsschriften stützen sollte. Er sagt selbst in seinem Tagebuche: während theologische Kandidaten gewöhnlich damit begännen, Religionslehrer des geliebten Gegenstandes zu sein, und damit endeten, sich mit ihm zu verloben, sei das Umgekehrte bei ihm der Fall. Er beginne als Liebhaber und ende als Seelsorger.

Allein seine Braut scheint zu jung und lebensfroh gewesen zu sein, als daß eine Vorlesung von Mynster's „Betrachtungen“ oder Dergleichen die beabsichtigte Wirkung

auf sie gehabt hätte. Der Eindruck wurde gewiß mit dem besten Willen aufgenommen, aber er glitt von dem jungen Gemüthe ab, und als Kierkegaard entdeckte, daß sie „ohne alle religiösen Voraussetzungen sei", da begann für ihn die Periode der harten Qualen. Von jetzt an liebte er wie Hernani in dem Hugo'schen Trauerspiele, der jeden Augenblick erwarten muß, die Töne des Hornes zu hören, das die Losreißung von seiner Braut verlangt. „Was den ganzen Schritt bestimmte", sagt er im Tagebuche, „war Reue über ein früheres Leben und Schwermuth."

Sie war nicht Die, welche das Schweigen seiner Schwermuth brechen konnte; sie ahnte nicht einmal, was in ihm kämpfte. Er konnte nicht reden; allein ohne sich auszusprechen, durfte er sie nicht besitzen; es blieb also Nichts anders übrig, als ein Bruch, ein Bruch unter traurigen, demüthigenden Bedingungen. Der Ordnung halber ging er noch zu seinem Arzte und frug ihn, ob jenes Mißverhältniß in seiner Konstitution zwischen dem Körperlichen und Seelischen sich heben lasse, „so daß er das Allgemeine realisiren könne" (was in seiner Sprachweise „sich verheirathen" heißen will). Da der Arzt eine sehr zweifelnde Antwort gab, war seine Wahl entschieden; er fühlte sich genöthigt, die Verbindung abzubrechen, welcher lebenslängliche Dauer zu geben sein höchster Wunsch gewesen war.*) Sie war und blieb „die Lust seiner Augen und

*) Ueber die Beschaffenheit des Leidens selbst giebt er in den Tagebüchern folgende Andeutung: „Obschon kein Freund von Mitwissern, obschon durchaus nicht geneigt, mit Anderen über mein Innerstes zu reden, meine ich doch und habe gemeint, es sei die Pflicht eines Menschen, nicht die Instanz zu überspringen, welche darin liegt, sich bei einem anderen Menschen Raths zu erholen;

das Begehr seines Herzens"; aber er zog „den größeren Schmerz", sie zu verlieren und aufzugeben, dem kleineren vor, sie „mit Unrecht" zu besitzen.

---

nur daß es nicht eine salbadernde Vertraulichkeit, sondern eine ernstliche und officielle Mittheilung werde. Ich habe daher mit meinem Arzt gesprochen, ob er meine, daß jenes Mißverhältniß in meinem Bau zwischen dem Körperlichen und dem Psychischen sich heben ließe, so daß ich das Allgemeine realisiren könne. Das hat er bezweifelt; ich habe ihn gefragt, ob er meine, daß der Geist im Stande sei, durch den Willen ein derartiges Grund-Mißverhältniß umzuschaffen oder umzubilden; er bezweifelte Das; er wollte mir nicht einmal rathen, meine ganze Willenskraft aufzubieten, da er die Vorstellung hat, daß ich das Ganze dadurch zersprengen könnte. Von dem Augenblick an habe ich gewählt. Jenes traurige Mißverhältniß mitsammt seinen Leiden (die zweifelsohne die meisten von Denen, welche wieder Geist genug gehabt hätten, das ganze Elend der Qual zu ermessen, zu Selbstmördern gemacht haben würden) habe ich als meinen Pfahl im Fleische, meine Schranke, mein Kreuz angesehen; ich habe gemeint, Dies sei der theure Preis, für welchen Gott im Himmel mir eine Geisteskraft verkauft habe, die unter Mitlebenden ihres Gleichen sucht."

In den Tagebüchern von 1843 finden sich schon unter der Ueberschrift „Anlage" einige hingeworfene Worte, die sich offenbar auf dieselbe Sache beziehen: „Ein Genie, ausgestattet mit allen möglichen Gaben, mit der Macht, das ganze Dasein zu beherrschen und die Menschen sich zu unterwerfen, entdeckt in seinem Bewußtsein einen kleinen festen Punkt, eine kleine Tollheit. Darüber wird er so erbittert, daß er sich zu tödten beschließt; denn dieser kleine Punkt ist für ihn Alles, er macht ihn zu einem dienenden Geiste, zu einem Menschen. Dieser kleine Punkt ist zugleich nicht etwas nur Aeußerliches (z. B. daß er hinkend, einäugig, häßlich ꝛc. wäre — Dergleichen würde ihn nicht beschäftigen), sondern hat ein Moment von Geist, und man sollte meinen, er ließe sich durch Freiheit aufheben; deshalb reizt er ihn."

Ich mache auf den unfreiwilligen Widerspruch aufmerksam, der in den Worten „in seinem Bewußtsein" und „etwas nur Aeußerliches" liegt. Kierkegaard hat offenbar das Gebrechen An-

Bis zu diesem Punkte ist Alles, wennschon betrübend, doch verständlich und verhältnißmäßig einfach. Allein hier tritt das für Kierkegaard's Geist und Schriftstellerlaufbahn absolut Bestimmende hervor.

Er konnte sich nicht überwinden, die wahre Erklärung des nur scheinbar verletzenden Schrittes zu geben, den er zu thun gedachte. Er hielt sich für so heiß geliebt, daß ein plötzlicher Bruch seiner Geliebten den größten, vielleicht tödtlichen Schmerz verursachen würde.

Um ihr also über das Schlimmste hinweg zu helfen, beschloß er ihr einzureden, daß er sie nicht liebe, daß er treulos sei, obschon er ihr in seinem Herzen so treu wie jemals war. Er scheint in dieser Absicht Monate lang Tag ein, Tag aus ein vorsätzlich ungereimtes und unliebenswürdiges Betragen ihr gegenüber beobachtet zu haben, um sie seiner überdrüßig zu machen und solchermaßen das Schmerzliche des Bruches in eine Befreiung für sie zu verkehren. Es gelang ihm nicht; sei es nun, daß er kein so großer Meister in der Verstellungskunst war, wie er annahm, sondern seinen selbstquälerischen Vorsatz nur mittelmäßig ausführte, oder daß das junge Mädchen trotz Alledem an ihm hing. Da hob er die Verlobung auf und brach damit sein gegebenes Wort, so sehr auch sein Stolz sich darunter wand und krümmte.

fangs rein abstrakt als eine nur im Gemüth vorhandene Krankheit auffassen wollen, später hat er gleichsam unbewußt vorausgesetzt, daß es zugleich von äußerlicher Natur sei.

Dieser Widerspruch, mit allen vorhergehenden Aeußerungen zusammen gehalten, deutet auf das Sexuelle als das in besonderem Sinne Körperlich-Seelische hin, welches ferner bei der Eingehung einer Ehe besonders in Betracht kommen mußte. Man vergleiche auch die Bemerkungen über Abailard im ersten Bande der „Hinterlassenen Papiere.“

Vergebens erklärte das junge Mädchen, daß es ihr Tod sein werde, vergebens belastete sich nach Kierkegaard's Ausdrucksweise „sein Gewissen mit einem Morde"; vergebens „wiederholte ein bekümmerter Vater feierlich die Versicherung, es werde des Mädchens Tod sein", — er mußte sich von dem Verhältnisse losmachen. Er mußte ihr als ein Betrüger erscheinen, so sehr ihn auch danach verlangte, ihr mitzutheilen, daß der Betrug, die Grausamkeit nur zärtliche Sorge sei.

Mehr als ein Mal fuhr ihm der Gedanke durch die Seele, zu ihr zurück zu kehren, sie seiner nie gebrochenen Treue zu versichern, ihr sein Benehmen zu erklären und sich dann mit eigener Hand umzubringen; denn mit ihr leben „in der ruhigen und vertraulichen Bedeutung, welche dies Wort hat," Das, fühlte er, könne er nicht. — Er that es nicht. Denn inmitten aller Qual war er dadurch in Anspruch genommen, daß alle Schleusen der Produktionskraft in seiner Seele geöffnet wurden.

Allein in dem Augenblicke, als Kierkegaard seine Verlobung aufhob, kam zu der furchtbaren inneren Kollision sein erster feindlicher Zusammenstoß mit der ihn umgebenden Welt. Zum ersten Mal kam seine feine, reizbare, nervöse Natur in feindliche Berührung mit dem Geklätsch der Leute, oder was man die öffentliche Meinung in Kopenhagen zu nennen pflegt. Sie spielte ihm übel mit. Gewisse Züge der Unvernunft oder Härte gegen seine Braut, die, so weit sie wahr waren, alle auf jenem Streben beruhten, das junge Mädchen seiner überdrüßig zu machen, sich ihr gegenüber in ein schlechtes Licht zu stellen und ihr so den Bruch zu erleichtern, durchliefen die Stadt, und die Menge, welche ja keinen Schlüssel zu jenen Wunderlichkeiten des Betragens hatte, leitete sie von den schlech-

testen Eigenschaften her, von Herzenskälte, von der Neigung, mit einem Menschenherzen zu spielen, um, wie es hieß, „Experimente mit demselben zu machen," Etwas, was die Spießbürger um so entsetzlicher fanden, je weniger sie einen klaren Begriff davon hatten, was sie eigentlich damit meinten. Kurz, das innigste Verhältniß seines Lebens ward auf den Secirtisch gelegt, sein Privatleben zergliedert, seine Braut beklagt, beschnobert, beurtheilt. Er litt darunter. Denn so geringen Schaden bloße Worte anrichten zu können scheinen, es war hart für ihn, zu wissen, daß der Name des Weibes, das ihm theuer war, der Name, den er selbst nicht einmal hören konnte, ohne, wie er sagt, einen elektrischen Stoß durch seinen Körper zu fühlen, im Stadtgeklätsch in einer Atmosphäre unreinen Athems von all diesen schwatzenden, geifernden Lippen sprang. Und es war hart für ihn, der ehrliebend und streng gegen sich selbst, und unter manchem Opfer, bei jeder Handlung redlich untersuchte, ob sie sich mit der Richtschnur vereinigen lasse, die er für sein Leben aufgestellt hatte, ob sie ausgeführt werden könne, ohne daß der Schild seiner Ehre einen Flecken erhielte — es war hart für ihn, Zeuge davon zu sein, wie eine ganze Stadt ihre Schmutzgefäße über diesen Schild entleerte. Es war hart, das vulgäre Urtheil über sein Benehmen in frechen und neugierigen Blicken zu lesen, hart, das Verstummen zu hören, welches andeutet, daß in dem Augenblick, wo man erschien, von unseren intimsten Angelegenheiten gesprochen ward.

Zerrissen von inneren Kämpfen, hielt er die Situation nur kurze Zeit aus. Er reiste bald nach dem Bruche nach Berlin. Allerdings schreibt er von dort, daß er vierzehn Tage lang Kopenhagen auf jede Weise herausgefordert habe, während Keiner ihm ein Wort zu sagen

wagte. Es wäre richtiger gewesen, zu sagen, daß er die Pein nur vierzehn Tage lang aushielt. Einen Hang zur Sebstbeschönigung überwand er überhaupt niemals ganz.

Gleichviel: seine Lage war schwierig, und sein Leid war groß. War er schuldig? Sein Glück hätte er ja so gern mit ihr theilen mögen; an seinem Unglück glaubte er sie nicht theilnehmen lassen zu dürfen. Sie verstanden einander nicht.

Hüten wir Nachlebenden, die wir in diese rein private Angelegenheit so gründlich eingeweiht worden sind, uns, geringschätzig oder kleinlich auf dieselbe hinzublicken! Sehen wir die Sache nach ihrer wahren Bedeutung an! Dies junge Mädchen ist mehr, als Kierkegaard's Braut; sieht man sie recht an, so wird man erkennen, daß sie seine Zeitgenossenschaft in Dänemark ist. Er näherte sich ihr von Anfang an in der besten Absicht, er unterhielt, fesselte, interessirte sie im höchsten Grade, und sie genoß seinen Witz, aber sie verstand nicht sein Leid und seine Schwermuth. Dann ging er, um ihr zu dienen, darauf aus, mißverstanden zu werden, für etwas Geringeres zu gelten, als er war, und er ward von ihr mißverstanden, wie von Jener — nicht ganz mit Unrecht; denn er sprach nicht mit der Stimme des rechten Bräutigams und hatte nicht dessen Autorität. Nachdem er der Bewunderte der Mitwelt wie seiner Braut gewesen war, suchte er der Seelsorger für die Mitwelt wie für Jene zu werden — allein die religiöse Empfänglichkeit fehlte, die Mitwelt verstand nur wenig, worauf er hinaus wollte, und man trennte sich ohne Versöhnung. Die Braut verheirathete sich bald nachher mit einem Andern, und die Mitwelt vergaß ihn schnell über geringeren Geistern.

Aber wie tief bewegt Kierkegaard's Leben fortan war,

dafür giebt die nun folgende gigantische Produktion das bündigste Zeugniß. Denn selbstverständlich ist in ihr kein Gefühl, keine Leidenschaft und kein Leid, die nicht im Herzen des Verfassers gelebt hätten. Die Fluth kann niemals höher steigen, als ihre Quelle lag. Und wie muß nicht Der mit Gefühlen und Gedanken beladen gewesen sein, der in wenig Jahren einer solchen Fülle davon einen so beredten Ausdruck geben konnte! Ja, er hat sogar mehr und tiefer gefühlt, als der gewöhnliche Leser ahnt. Denn das todte Papier ist kein williges Sprachrohr; es verstärkt nicht den Schall, es schwächt ihn ab. Was auf dem Papier den Eindruck eines Seufzers machen soll, muß in der Seele des Schreibenden ein Schluchzen gewesen sein. So muß der Schauspieler auf der Bühne scharf accentuirt sprechen, damit das Publikum ein Flüstern vernehme. Ueberall, wo das Gefühl echt und wahr, nicht übertrieben oder erlogen ist, ist es eine ganze Kette von Gemüthsbewegungen, die in den einzelnen bewegten Satz mündet. Zum Ersatz dafür ist freilich die Erregung meist weniger dauernd und angreifend bei Dem, welcher ihr Linderung zu schaffen vermag, indem er ihrem Ausdruck eine künstlerische Form verleiht.

Es giebt producirende Geister, welche vieler und großer Schicksale bedürfen, um ein kleines Werk hervor zu bringen. Das sind jene Poeten, die aus hundert Pfund Rosenblättern einen Tropfen Rosenöl erzeugen. Und es giebt andererseits Talente, deren Natur so fruchtbar, deren inneres Klima so tropisch ist, daß sie aus einem ganz alltäglichen Verhältnisse, das sie mit der höchsten Energie durchleben, eine ganze Reihe bedeutender Werke hervorspinnen. Sie gleichen jenen baumlosen Inseln in der Südsee, auf denen Passagiere eines vorüber segelnden

Schiffes einige Obstkerne vergessen, und die nicht gar viele Jahre nachher mit mächtigen Wäldern bedeckt stehen.

Kierkegaard gehörte zu der letzteren Art. Er war unempfänglich für die große Menge der Lebenseindrücke, weil ganz einzelne ihn frühzeitig dergestalt in Beschlag nahmen, daß er sie niemals loswerden konnte, und sie niemals neuen Platz machten. Er besaß den Drang des Dichters, sich zu vervielfältigen, aus dem Verschluß seiner Persönlichkeit eine Schaar verschiedener Gestalten hinaus zu senden, ohne zugleich die Kraft des Dichters zu besitzen, durch ein vollständiges Umschaffen seiner Lebenseindrücke ihnen ein selbständiges Leben außerhalb seiner selbst als Gestalten zu verleihen, die in einer Fülle ihm persönlich irrelevanter Formen oder in ihm persönlich fremden, bunt schillernden Situationen aufträten. Statt der Umschaffung des Lebenseindruckes fand nur eine leichtere Umdichtung statt; anstatt sich zu verwandeln, vermummte oder maskirte er sich. Er sammelte sich nie so stark wie der bloße Denker, er zersplitterte sich nie so stark, wie der eigentliche Dichter es thut. Das zeigte sich auf entschiedene Weise bei der Produktivität, welche auf die Trennung von dem jungen Mädchen folgte, dem er sein Wort verpfändet hatte. Man erstaunt über die Größe und Kraft des Geistes, der ein so vulgäres Ereigniß, wie eine rückgängig gemachte Kopenhagener Verlobung, zu einem Rahmen um eine ganze Welt von Gedanken, Schwärmereien und Poesien ausspannen konnte. So verstand Dido, nach der Sage, mit einer Ochsenhaut den riesigen Platz zu umschließen, auf welchem Karthago erbaut ward. Wieder und wieder grübelt er sich in seine Verlobungs- und Leidensgeschichte hinein und dichtet sich aus derselben heraus. Jedes ihrer Momente wird eine Abhandlung oder ein Buch.

Er greift mit tiefer Sympathie den Gram seiner Geliebten auf, er dichtet ihn zu dem Schmerz anderer Frauen um, er findet ihn wieder in dem Unglücksloose der von Dichtern und Komponisten geschilderten verlassenen und betrogenen Mädchen, und aus „Entweder — Oder" schallt uns ein ganzer Chorus klagender Weiber entgegen.

Er greift in das boshafte Stadtgeklätsch über ihn selbst als einen kalten, rücksichtslosen Experimentator und Betrüger hinab, und es ergötzt ihn, es gewährt ihm Behagen, diesen Teufel etwas besser an die Wand zu malen, als die Stadt es vermochte — so entsteht „das Tagebuch des Verführers", und mit Befriedigung giebt er der öffentlichen Meinung diesen Strohmann, damit sie nach ihm steche.

Er greift seine Dichtersehnsucht fern von der Geliebten auf, seinen Hang, sich ihrer zu erinnern, und bildet daraus den jungen Poeten in der „Wiederholung", welcher die Geliebte fesselte, „wie Prometheus, an den Felsen geschmiedet, während der Geier ihm die Leber zerfleischt, die Götter durch seine Weissagung fesselt".

Er greift sein früheres höchstes Verlangen auf, das Ideal, welches ihm vorgeschwebt hatte, sich zu einem musterhaften Ehemanne zu entwickeln, der das ritterlichste und glücklichste Hausleben führe — und Assessor Wilhelm's feste Gestalt entsteht aus diesem nebelhaften Sehnen*).

Er ergreift endlich die Wirklichkeit, den schwermüthigen Einsamen, dessen grenzenlose Sorge um die kleine Dame, die er liebte, ein so schlimmes Ende nahm, und er modelt den Helden des Frater Taciturnus daraus — die idealisirte, aber gewiß ziemlich wahrheitsgetreue Schilderung

*) „Es ist ganz gewiß," heißt es an einer Stelle seiner hinterlassenen Tagebücher, „daß mein Ideal gerade war, Ehemann zu werden und nur zu leben, um verheirathet zu sein."

des Vorgefallenen und Erlebten und des einsamen, ganz einer Idee gewidmeten Lebens nach dem Bruche.

Aber die Mitwelt soll alles Dies nicht als Bekenntnisse auffassen; ihre Neugier soll gereizt, aber vollständig auf falsche Fährte gelenkt werden. Es sind keine Bekenntnisse — nennen wir es Experimente oder Schattenrisse oder Abhandlungen oder dialektische Lyrik. Bald sind es alte, in einem Schranke gefundene Papiere, bald sind es Hefte, in einer eisernen Kiste vom Meeresgrunde heraufgefischt.

Auch ist nicht er der Verfasser dieser Sachen. Assessor Wilhelm, Frater Taciturnus, Johannes de silentio haben sie geschrieben.

Er hat sie nicht einmal herausgegeben. Victor Eremita oder der Buchbinder Hilarius haben sie zum Druck befördert.

Durch doppelte Reihen aufgepflanzter Pallisaden entfernt er sich von seinem Werke. Dasselbe geht ihn Nichts an, er weiß Nichts davon. Sein Verhältniß ist, sagt er selber, ganz anders, als das eines Dichters, welcher die Personen dichtet und doch in der Vorrede selbst der Verfasser ist. Er gleicht vielmehr einem Souffleur, welcher dichterisch Schriftsteller hervorgebracht hat, deren Vorreden, ja deren Namen wieder ihr Erzeugniß sind. So ist in den pseudonymen Büchern „nicht ein einziges Wort“ von ihm selber, er hat keine Ansicht über sie, außer als dritte Person, „keine Kenntniß von ihrer Bedeutung, außer als Leser, nicht das entfernteste Privatverhältniß zu ihnen“. Wo ist er denn in dem Werke? Er steht ganz außerhalb desselben. Was ist er denn als letzter Urheber davon? Er ist, antwortet er, „das Gleichgültige“, d. h. es ist gleichgültig, was und wie er ist; mit anderen Worten: er ist das Räthsel, das große Räthsel.

11.

Es ist ein großer Augenblick im Leben eines Schriftstellers, der Augenblick der Reife, der Augenblick, wo er an Bord eines von ihm selbst gezimmerten Schiffes geht, um die Welt zu umsegeln — wo er die selbstgefertigte Violine ergreift, um darauf eine von ihm selbst komponirte Melodie zu spielen. Das war Kierkegaard's Lage, als er im Jahre 1842 die Ausarbeitung von „Entweder — Oder" begann. Von diesem Augenblick an steht er mit seiner Schriftstellerei auf eigenem Grund und Boden, ohne Abhängigkeit von einem fremden Meister, und schaltet frei mit der Sprache als seinem eigenen Instrumente.

Von dem Zeitpunkte an, da er erfuhr, daß Sie verheirathet sei, fühlte er sich frei und als seinen eigenen Herrn. Man kann den dithyrambischen Ausbruch des jungen Dichters unter gleicher Situation in der „Wiederholung" als ein Zeugniß für Kierkegaard's eigene Gefühle bei dieser Gelegenheit betrachten: „Es ist vorüber, mein Nachen ist flott; in der nächsten Minute bin ich wieder dort, wo das Sehnen meiner Seele war, wo die Ideen mit elementarischer Wuth brausen, wo die Gedanken sich tobend erheben wie die Nationen bei der Völkerwanderung, wo zu anderer Zeit eine Stille wie das tiefe Schweigen der Südsee herrscht . . . Der Idee gehöre ich an. Wenn

sie mir winkt, folge ich, wenn sie mir ein Stelldichein giebt, warte ich Tage und Nächte, Niemand ruft mich zum Mittagsmahl, Niemand wartet mit dem Abendessen . . . Der Kelch der Berauschung wird mir wieder gereicht, ich athme schon seinen Duft ein, ich vernehme schon seine schäumende Musik — doch erst eine Libation für sie, die eine Seele gerettet, welche in der Einsamkeit der Verzweiflung schmachtete: gepriesen sei weibliche Großmuth! — Es lebe der Flug des Gedankens, es lebe die Lebensgefahr im Dienste der Idee, es lebe die Noth des Kampfes, es lebe der festliche Jubel des Sieges, es lebe der Tanz im Wirbel des Unendlichen, es lebe der Wellenschlag, der mich im Abgrunde birgt, es lebe der Wellenschlag, der mich über die Sterne empor schleudert!"

Jener Wellenschlag ist Nichts anders, als der mächtige Nachhall im Vorstellungsleben der Phantasie von dem in dem Verhältnisse zu Ihr wirklich Durchlebten. Ich habe Das als Thatsache hingestellt, aber ich nehme es auf mich, den Beweis dafür zu liefern. Von gewissen Gestalten, welche die Kierkegaard'schen Pseudonyme schildern, kann Jeder Das einsehen, sobald es einmal gesagt worden ist, so z. B. von seinen verlassenen Mädchen. Bei diesen will ich nur auf die feineren Züge aufmerksam machen, welche ein unkritischer Leser übersehen könnte. Allein dann kommen Gestalten vor, welche anscheinend durchaus Nichts mit Kierkegaard's Verlobungs- und Leidensgeschichte zu thun haben, welche trotzdem aber nur verständlich sind, wenn man sie auf diese zurückführt. Es dürfte sich zeigen, daß sie sowohl den rein ästhetischen und leidenschaftslosen Untersuchungen zu Grunde liegt, welche allzu wissenschaftlich scheinen, um Etwas mit dem Privatleben des Verfassers zu thun zu haben, wie den rein religiösen

Stimmungsbildern, die allzu fernliegende, allzu fremdartige Probleme zu erläutern scheinen, um in einer Beziehung zu seiner persönlichen Kollision zu stehen.

Ich nehme zuerst die Fälle, wo die Sache einfach ist. Belauschen wir hier seine Phantasie bei ihrer Arbeit, und sehen wir die Gestalten vor ihm entstehen und verschwinden. Marie Beaumarchais aus Goethe's „Clavigo"! Auch sie war nur verlobt und härmte sich zu Tode darüber, daß die Verlobung aufgehoben ward. Auch ihr Gram hatte seine Ursache in einem Betrug. Auch ihre Freunde und Verwandte sind mit der Charakteristik Clavigo's bei der Hand, daß er ein Schurke war. Allein ihr Herz findet keinen Trost in dieser leeren Erklärung. Das Leid ihrer unglücklichen Liebe ist, daß der Schmerz nicht seinen Gegenstand zu finden vermag. Der Zweifel, ob es ein Betrug war, ist die Unruhe in demselben. Immer wieder muß sie sich fragen: War er ein Betrüger? war er kein Betrüger? Und ihr Herz muß ihn abwechselnd freisprechen und verurtheilen.

So wird er selbst in diesem Verhältnisse Clavigo. Wie so Clavigo? Zum ersten durch sein Verhältniß zu den Umgebungen, denen er immer verdächtig gewesen ist: „Der Umgebung fällt es nicht schwer, zu denken, daß Clavigo ein Betrüger war; denn dieselbe hat ihn nie geliebt .... und in so fern sie vielleicht Etwas von ihm hielt (was Goethe in Betreff der Schwester andeutet), wappnet dies Interesse sie gerade wider ihn, und dies Wohlwollen, das vielleicht ein wenig Mehr als Wohlwollen war, wird ein trefflicher Brennstoff, um die Flamme des Hasses zu unterhalten." Sodann weil Clavigo nur eine Idee, einen Gedanken, seine geistige Macht, kein junges Mädchen liebt. Zwischen ihm und Clavigo sind die

ganz abstrakten Aehnlichkeitspunkte vorhanden: das Verdammungsurtheil der Umgebungen und die Liebe zu Idee und Geist. Allein Clavigo ist im Uebrigen zu erbärmlich, zu klein, — er verwirft dies Symbol.

Ein anderes Bild taucht auf. Während seines Aufenthalts in Berlin gleich nach Aufhebung der Verlobung war er, um Vergessenheit für sein Schicksal zu suchen, ins Theater gegangen, um den „Don Juan“ zu hören, nach seiner eigenen Aussage buchstäblich das einzige Mittel, mit Hilfe dessen er seine Reflexion vergessen konnte. Er hat die Ouvertüre und die ersten Scenen gehört. Elvira tritt ein, eine Sängerin aus Wien, und siehe da, es ist Sie, deren Andenken er flieht. Im Gang, in der Größe, in der Kleidung eine auffallende Aehnlichkeit mit ihr. Das giebt ihm Anlaß, sie unter Elvirens Zügen zu schildern.*) Elvira scheint freilich sicher genug sein zu müssen, daß Don Juan sie betrogen hat, aber sie verlangt bei ihrem unruhig umherschweifenden Leben stets gleichsam einen noch stärkeren Beweis dafür. Der Sporn der Reflexion bringt sie dahin, das Paradox ins Auge zu fassen, ob sie ihn lieben könne, trotzdem er sie betrog. Er hatte gerade geträumt, daß seine Geliebte es eben so mache. Auch sie konnte ihn also nicht vergessen, ihn selbst in ihrem Hasse nicht verdammen; sie war nur allzu bereitwillig, ihm zu vergeben. — So wird er denn selbst in diesem Verhältnisse Don Juan. Wie die ganze Generation junger Dichter in Frankreich, Deutschland und Rußland, war er mit

*) „Sie hat im Gang, in der Größe, der Kleidung (schwarzes Seidenkleid, bloßer Hals, weiße Handschuhe) eine auffallende Aehnlichkeit mit einer jungen Dame, die ich gekannt habe. Das ist doch ein merkwürdiger Zufall. Ich mußte mir ordentlich etwas Gewalt anthun, um diesen Eindruck zu verscheuchen.“



seinem Gedanken beständig um dies Ideal gekreist. Musset's berühmte Stanzen, Gautier's Jugendpoesieen, Grabbe's Drama, Lenau's Fragment, Lermontow's „Held unserer Zeit" stellten nach Byron's Vorgange den Typus in moderner Gestalt dar. In der dänischen Literatur hatten sich Heiberg und Paludan-Müller mit dieser Aufgabe befaßt. Die Dichter träumten derzeit von Don Juan, wie die Politiker sich heut zu Tage mit Bismarck beschäftigen. Zwischen sich und Don Juan findet Kierkegaard die abstrakte Aehnlichkeit: die Größe, die dämonische Ueberlegenheit über die Geliebte. Daher die Replik: „Als die Götter auf der Erde wandelten und sich in schöne Frauen verliebten, waren sie damals den Geliebten treu? Nein, und doch fällt es Keinem ein, zu sagen, daß sie sie betrogen."

Aber zog Kierkegaard schon das Moment der geistigen Ueberlegenheit dem jungen Mädchen gegenüber hervor, so mußte sein Gedanke sich natürlich von Don Juan zu Faust wenden, der so erprobt im Wissen, so erfahren an Kenntnissen war, und der nicht bloß geliebt, sondern gedacht hatte. Aber war er Faust, so wurde ja sie in dem Verhältnisse Margrete, ein armes kleines Mädchen, das gebrochen und verlassen wird. Eine Aehnlichkeit fand er indeß: die religiöse Nichtübereinstimmung, wie sie in jener berühmten Scene hervortritt, wo Gretchen Faust nach seinem Glauben befragt. Diese mußte umgedichtet werden. Denn Gretchen hat ja fast die Gewißheit von Faust's absolutem Unglauben, und Gretchen ist aufrichtig und einfältig religiös. Und er dichtet dieselbe um. Er schildert zwar Faust als Zweifler, aber als einen Kierkegaard'schen Zweifler, Das will sagen als einen, der sich heimlich vor seinem eigenen Zweifel ängstet, und deshalb ein Gelübde ewigen Schweigens in Betreff seines Unglaubens abgelegt

hat. Weit entfernt, Gretchen ihren Glauben nehmen zu wollen, bestärkt er sie auf alle Weise in demselben. Aber dann ist er ja ein Heuchler? Nein, antwortet der Verfasser mit einer etwas gezwungenen, aber für Vieles in seiner eigenen Schriftstellerei charakteristischen Wendung: Was er als Zweifel vorbringt, Das wirkt auf sie als unverbrüchliche Wahrheit. Und jetzt kommt der Hauptpunkt. Jetzt verliert Gretchen Faust und mit ihm den Glauben, den er ihr einprägte. Sie vermag nicht an eine Lehre zu glauben, welche Den, der sie bekennt, zu solchen Schritten verleitet. Es könnte wohl scheinen, als wenn Das, was er lehrte, nicht minder wahr bliebe, weil er selbst nicht daran geglaubt und nicht danach gehandelt hat. Und doch ist es so für sie. Denn durch ihn glaubte sie daran.

So sieht man schon alleine durch einen Blick auf die kleine Abhandlung „Schattenrisse“ (in „Entweder — Oder“), wie Kierkegaard die verschiedenen Momente des bis dahin bedeutungvollsten Ereignisses seines Lebens mit Fleisch und Blut bekleidet. Clavigo ist die Idee, welche ihn von dem jungen Mädchen fortreißt, — Elvira ist die Bewunderung der Betrogenen für den Geliebten als Den, welcher allen Männern überlegen ist, — Faust endlich ist durch eine künstliche Umdichtung die Furcht, daß Gretchen mit ihrem Liebhaber nicht allein ihren Seelsorger, sondern den Glauben selbst verlieren möchte, in dem er sie zu bestärken suchte.

12.

In all diesen Fällen war es leicht, das literarische Studium in psychologische Beobachtung umzusetzen. Ich wähle jetzt einen Fall, wo das Bekenntniß sich in dem tieferen Inkognito einer wissenschaftlichen Abhandlung verbirgt. Der Aufsatz, welcher den Titel führt: „Der Reflex des antiken Tragischen in dem modernen Tragischen", ist gewiß eine der unpersönlichst gehaltenen Abhandlungen in „Entweder — Oder". Die Idee desselben läßt sich in einer rein ästhetischen Diskussion behandeln; ich selbst habe schon 1862 in einer Preisschrift über die Schicksalsidee der Griechen einen kleinen Beitrag zu dieser Diskussion geliefert. Der Grundgedanke der Kierkegaard'schen Abhandlung ist in der Kürze der, daß die griechische Tragödie den Helden oder die Heldin unter den Folgen einer Schuld leiden ließ, die mehr auf dem Geschlechte als auf dem Einzelnen ruhte; daß die moderne Tragödie des wahrhaft Tragischen in dem Augenblick verlustig gehe, wo sie den Einzelnen aus der Verbindung mit Familie und Geschlecht heraus isolire und ihn seines Glückes Schmied und seines Unglücks Urheber sein lasse; daß aber die Tragödie das in Wahrheit Tragische zurück gewinnen würde, wenn sie wieder das antike Element der Pietät in sich aufnähme, mittels dessen der Charakter eben in einem Verhältnisse zur Gesellschaft und zum Geschlecht stehe.

Ueber den wissenschaftlichen Werth der Abhandlung will ich hier nur so Viel bemerken, daß die ganze naturwissenschaftliche Auffassung des Individuums in der modernen Zeit uns längst dahin geführt hat, allem Ererbten die Bedeutung beizulegen, welche der Verfasser nur dem geistig Ueberkommenen beigelegt wissen will. Wir trennen nie mehr das Individuum vom Geschlechte oder von der Gesellschaft, die es erzogen hat, wir sehen niemals das Geschlecht der Unthat des Individuums gegenüber für völlig unschuldig an, sondern messen ihm seinen Theil der Schuld daran bei; wir betrachten niemals das Individuum als absolut verantwortlich für seine Handlung, sondern fassen seine Verantwortlichkeit immer als relativ auf.

Ich habe schon erwähnt, wie Kierkegaard sich in dieser Abhandlung eine neue Antigone konstruirte, in deren Busen er seine eigene Seelenqual über den Einblick in das Geheimniß seines Vaters niederlegte; man sollte daher denken, daß in dieser Frauengestalt kein Raum für das andere große Grundfaktum seines Lebens übrig sei. Es gab kaum eine Möglichkeit, auch sie zu einem verlassenen und betrogenen Weibe, wie Elvira und Gretchen, zu machen. Aber da sie nicht das geliebte Weib werden kann, so muß sie er selbst, der liebende Mann werden. Er läßt seine Antigone lieben und mit dem Geliebten brechen, den sie in das Geheimniß ihres Lebens, das mit dem des Vaters zusammenfällt, nicht einweihen darf, und mit dem sie nach ihrer Auffassung keine rechte Ehe schließen kann, ohne ihm dasselbe anzuvertrauen. Antigone spielt also hier die Rolle des Mannes.

Wie richtig diese Auffassung ist, sieht man aus einer Tagebuchsnotiz: „Ich könnte wohl einen Schluß für meine Antigone finden, wenn ich sie zu einer Mannsperson machte.

Er verließe dann die Geliebte, weil er sie nicht im Verein mit seinem eigenen Schmerz behalten könnte. Um Das in rechter Art zu thun, müßte er seine ganze Liebe zu einem Betrug gegen sie machen; denn sonst erhielte sie auf eine ganz unverantwortliche Weise Theil an seinem Leiden. Diese Kränkung riefe den Zorn der Familie wach; ein Bruder z. B. träte als Rächer auf. Ich würde dann meinen Helden in einem Duell fallen lassen."

Er führte bekanntlich diesen Plan nicht aus, er konnte ihn nicht ausführen, weil es wieder die Clavigo-Geschichte mit einem Zusatze von Frater Taciturnus geworden wäre. Aber wenn man die Werthe einsetzen will: das geheimnißvolle Schicksal des alten Wollwaarenhändlers für das des Oedipus, Kierkegaard für Antigone, und Kierkegaard's Geliebte für Antigone's Verlobten, so wird man leicht hinter der wissenschaftlichen Hülle und der Vertauschung der Geschlechter das uns jetzt wohlbekannte Thema entdecken, das aber- und abermals variirt wird.

13.

Eigentlich interessant wird jedoch die Wiederauffindung des aus Kierkegaard's persönlicher Handlungsweise entnommenen Motives erst dann, wenn wir die einzige von seinen vier ersten pseudonymen Schriften ins Auge fassen, in welcher keine Liebes- oder Verlobungsgeschichte vorkommt, — diejenige unter ihnen, welche am bestimmtesten den Uebergang zu seiner religiösen Produktion bildet, und welche durch den alttestamentarischen Schimmer, der über ihr und ihrer Verherrlichung Abraham's als Vaters des Glaubens ausgegossen war, den vornehmen und behutsamen Bischof Mynster bewog, sich mit der einzigen Recension hervor zu wagen, die er über ein Kierkegaard'sches Werk geschrieben hat. Sehen wir „Furcht und Beben" kritisch an, so zeigt es sich, daß dies Buch in einem ähnlichen Verhältniß zu dem Alten Testamente steht, wie die Abhandlung über Antigone zur Antike. Die Mythen Griechenlands und die altchaldäischen Sagen sind für den Verfasser nur die wechselnden und reichen Kostüme, in die er seine persönliche Leidenschaft und seinen persönlichen Schmerz hüllt.

„Es war ein früher Morgen. Abraham stand zeitig auf, er ließ die Esel satteln, verließ sein Zelt, und Isaak mit ihm, aber Sara blickte ihnen aus dem Fenster nach, durchs Thal hinab, bis daß sie sie nicht mehr sah."

Das klingt biblisch genug, und der Verfasser hat nach Vermögen den Erzählungsstil des Alten Testaments nachgebildet, indem er jenes „bis daß" benutzt, dessen phantastische Wirkung Kierkegaard an einer ähnlichen Stelle im Buche Judith so sehr bewunderte.

„Sie ritten stumm vier Tage lang. Auch am Morgen des vierten Tages redete Abraham kein Wort, aber er erhub sein Auge und ging alleine mit Isaak an der Hand den Berg hinan."

Ist nun hier wirklich von Abraham und Isaak die Rede? Sehen wir zu! Abraham versucht, Isaak das Bevorstehende klar zü machen. Aber Isaak vermochte ihn nicht zu verstehen, seine Seele vermochte sich nicht zu erheben, er umfaßte Abraham's Knie, er fiel ihm flehentlich zu Füßen. — Da war Abraham genöthigt, zum Betrug zu greifen. Er packte Isaak an der Brust, warf ihn zur Erde und sprach: „Einfältiger Knabe! glaubst Du, es sei Gottes Befehl? Nein, es ist mein Gelüst!" Und Isaak schrie in seiner Angst zu Gott um Erbarmen. Allein Abraham sagte bei sich selber: „Herr im Himmel, ich danke Dir; es ist doch besser, daß er mich für einen Unmenschen hält, als daß er den Glauben an Dich verlöre!"

Man lese den letzten Theil der „Stadien", und man wird finden, daß es genau dieselbe Geschichte des schmerzlich Bekümmerten ist, der sich seiner Geliebten als einen Unmenschen darstellt, um ihr das Leid zu lindern, das er ihr nothgedrungen selber zufügen muß, und das er ihr so herzlich gern ersparen möchte. Daher stehen unter diesem ersten Stimmungsanlauf zu Abraham's Preise die jetzt klar durchsichtigen Worte:

„Wenn das Kind entwöhnt werden soll, schwärzt die Mutter ihre Brust; es wäre ja Sünde, daß die Brust

lieblich aussehen sollte, wenn sie dem Kinde nicht mehr gereicht werden darf. Dann glaubt das Kind, die Brust habe sich verändert, aber die Mutter ist Dieselbe, ihr Blick ist zärtlich und liebevoll wie immer. Wohl Dem, welcher keiner schrecklicheren Mittel bedurfte, um das Kind zu entwöhnen!"

Und zum zweiten Male nimmt die Stimmung einen Anlauf, und der Verfasser hebt von Neuem an:

„Es war ein früher Morgen. Abraham stand zeitig auf . . . . Stumm legte er die Scheite zusammen, band Isaak, stumm zog er das Messer; da gewahrte er den Widder, den Gott erkoren hatte. Den opferte er, und kehrte heim. — — — Von dem Tage an wurde Abraham alt; er konnte nicht vergessen, daß Gott Solches von ihm verlangt hatte. Isaak gedieh wie vorhin; allein Abraham's Auge war verdunkelt, er sah keine Freude mehr."

Das ist das Insgerichtgehen des Einsamen mit Gott, nachdem er nutzlos all jene Qualen erduldet hat; denn er trauerte darüber, einen Mord auf dem Gewissen zu haben, und siehe da, Keiner starb. Gott wollte gar nicht, daß Jemand stürbe, Gott verlangte nicht einmal das Opfer eines Widders. Keiner starb, und sie heirathete einen Andern.

Und zum dritten Mal setzt sich die Stimmung in Schwung:

„Es war ein stiller Abend, da ritt Abraham alleine hinaus, und er ritt zum Berge Moriah; er warf sich auf sein Angesicht, er bat Gott, ihm seine Sünde zu vergeben, daß er Isaak habe opfern wollen . . . . Er vermochte nicht zu begreifen, wie es eine Sünde sei, daß er Gott habe das Beste opfern wollen, was er besaß, Das, wofür er gern viele Male selbst sein Leben gelassen hätte."

Was ist Dies anders, als der Schwindel in Kierkegaard's Hirn, wenn die Augenblicke kamen, wo er selbst das Ganze nicht mehr zu verstehen vermochte, wo er abwechselnd sich der Schuld gegen sie anklagte, und wiederum nicht begriff, wie es irgendwie Sünde sein könnte, daß er ihr entsagt habe, wenn er es nach der redlichsten und schmerzlichsten Ueberlegung für seine Pflicht hielt. „Es ist", sagt er einmal in den Tagebüchern, „die schwerste Anfechtung, wenn ein Mensch nicht weiß, ob der Grund seines Leidens Gemüthsschwäche oder Sünde ist".*) Das ist ein „Schuldig? — Nichtschuldig?", ein ängstliches Fragen des bekümmerten Schwermüthigen, ob er recht oder unrecht gegen die Geliebte gehandelt hat, welches nur Ruhe in dem Gedanken findet, den die Schlußpredigt in „Entweder — Oder" behandelt, daß gegen Gott der Mensch immer Unrecht habe.

Und zum vierten Mal wird das Gemüth zum Preise Abraham's gestimmt:

„Es war ein früher Morgen, Alles war zur Reise gerüstet im Hause Abraham's .... Sie ritten einträchtiglich mit einander, Abraham und Isaak, bis daß sie zum Berge Moriah kamen. Allein Abraham bereitete Alles zum Opfer, ruhig und mild, aber indem er sich wandte und das Messer zog, sah Isaak, daß Abraham's Linke sich verzweiflungsvoll ballte, daß ein Zittern seinen Leib durchfuhr — allein Abraham zog das Messer.

*) „allein, in einer Sinnlosigkeit des Daseins, ohne mich, selbst wenn ich es wollte, einem Einzigen verständlich machen zu können — was sage ich: mich einem Einzigen verständlich machen? nein, es gab Zeiten, wo es mir nicht daran fehlte, so daß man nicht sagen konnte: ‚es fehlte mir nur daran', Zeiten, wo ich mich nicht einmal mir selbst verständlich machen konnte", heißt es in dem „Gesichtspunkte für meine Schriftstellerthätigkeit."

„Da kehrten sie wieder heim .... aber Isaak hatte den Glauben verloren.“

Er verlor den Glauben. Was ist Dies anders, als dieselbe Furcht der Bekümmerniß, welche in „Entweder — Oder“ unter dem Titel „Margrete“ ausgesprochen wird, die Furcht, daß Margrete, wenn Faust sie opfert, den Glauben an die Lehre verlieren werde, deren Bekenner sich so grausam benimmt. Und weder Faust noch Abraham vermag dem armen geopferten Kinde eine höhere Religiosität zu geben, die es in seiner Krise stärken könnte.

Darauf folgt als Refrain unter diesem letzten Stimmungsanlaufe:

„Wenn das Kind entwöhnt werden soll, hat die Mutter das stärkere Nahrungsmittel bei der Hand, damit das Kind nicht umkomme. Wohl Dem, welcher die stärkere Nahrung bei der Hand hat!“

Und wenn es noch eines ferneren Beweises bedürfte, was für ein Opfer, was für eine Prüfung und für ein Betrug hinter dieser Darstellung von Isaak's Opferung, Abraham's Prüfung und Abraham's nur gedachtem Betruge zu suchen sind, so reden die Beiträge zur Erläuterung von Abraham's Kollision, welche der Verfasser in eben demselben Buche giebt, lautstimmig genug: drei Kollisionen, welche vor einer Hochzeit entstehen.

Zuerst eine griechische Anekdote: der Bräutigam, dem die Auguren ein Unglück weissagen, das aus seiner Heirath hervorgehen werde, ändert plötzlich seine Absicht in dem entscheidenden Augenblicke, wo er die Braut abzuholen kommt. Was soll er jetzt thun? Schweigen und Hochzeit halten, da es mit der Verantwortlichkeit geschähe, das Unglück auf das Haupt seiner Geliebten herab zu ziehen? Schweigen und nicht Hochzeit halten? „In dem Falle muß

er sich zu einer Mystifikation verstehen, durch welche er sich selbst in seinem Verhältnisse zu ihr vernichtet." Oder soll er reden? Ja, das muß er, wenn er es kann. Aber gesetzt nun, er könnte nicht reden, Das heißt sich nicht verständlich machen, wenn er auch redet! gesetzt, der Wille des Himmels wäre ihm nicht öffentlich durch einen Auguren kund gethan, sondern privatim zu seiner Kenntniß gelangt — dann stehen wir bei dem Paradox, bei Abraham, dann könnte er nicht reden, wenn er auch noch so gern wollte.

Der zweite Beitrag ist eine nordische Sage: die Sage von Agnete und dem Meermanne. Der Meermann ist ein Verführer, den Agnete's Unschuld besiegt hat. Der Umstand, daß er Meermann ist, „bezeichnet eine menschliche Präexistenz, in deren Konsequenz sein Leben befangen ist". Er weiß, daß Agnete ihn liebt. Könnte er ihr diese Liebe entwinden, so wäre er gewissermaßen gerettet. Aber wie? Darauf zu rechnen, daß ein offenherziges Geständniß ihren Abscheu erwecken würde, dazu ist der Meermann zu verständig. Er will daher alle finsteren Leidenschaften in ihr zu schüren suchen, sie verspotten, verhöhnen, ihre Liebe lächerlich machen, wo möglich ihren Stolz reizen. Er will sich selbst keine Qual ersparen. Mit Hilfe des Dämonischen will also der Meermann der Einzelne sein, der als der Einzelne über das 'Allgemeine hervorragt. Daß er außerhalb der allgemeinen Regel der Pflicht steht, peinigt die Geliebte und ihn selbst, es ist die Analogie oder das Gegenstück zu Abraham's Paradox. Analoger würde der Fall sein, wenn er, wie Abraham, nicht reden könnte, sondern zum Schweigen verpflichtet wäre. Der Unterschied zwischen ihm und Abraham ist der, daß Abraham nicht durch Sünde „der Einzelne" ward, sondern dadurch, daß er der Auserwählte Gottes war. Allein

indem wir den Meermann verstehen lernen, nehmen wir einen neuen Anlauf, Abraham zu verstehen.

Der dritte Beitrag ist eine jüdische Legende: die Geschichte von Sara und Tobias im Buche Tobiä. Sara ist das junge Mädchen, dem man sieben Männer nach einander gegeben hatte, die alle in der Hochzeitsnacht starben. Dies wird umgedichtet: sie ist ein junges Mädchen, das niemals geliebt hat, jetzt aber den Tobias von ganzem Herzen liebt. Dennoch ist sie unglücklicher, als irgend Jemand, denn sie weiß, daß der böse Dämon, welcher sie liebt, ihren Bräutigam in der Hochzeitsnacht tödten wird. Es wird hervorgehoben, daß ein Dichter sicherlich das Hauptgewicht auf den Heldenmuth des Tobias legen würde, sein Leben in einer so augenscheinlichen Gefahr aufs Spiel setzen zu wollen, allein Sara erscheint doch dem Verfasser als eine Heldin in weit größerem Stil durch ihren Glauben, daß das Wagestück, sie zu heirathen, gelingen wird. „Denn welche Liebe zu Gott gehört nicht dazu, sich heilen lassen zu wollen, wenn man so von Anbeginn ohne Schuld verpfuscht worden, von Anbeginn ein mißlungenes Menschheitsexemplar ist! Welche ethische Reife, dem Geliebten ein solches Wagestück zu gestatten! Welche Demuth einem anderen Menschen gegenüber!“ Die Analogie mit Kierkegaard's eigener persönlicher Kollision liegt hier auf der flachen Hand. Allein indem wir den Glauben Sara's bewundern, daß der Geliebte nicht durch die Hochzeit sein Leben einbüßen wird, sind wir so nahe wie möglich daran, Abraham zu bewundern, der sich noch im letzten Augenblick nach dem Widder umsah, bereit, Isaak zu opfern, aber doch beständig hoffend und glaubend, Gott werde ihn Isaak behalten lassen. Sara befindet sich von Anfang an in dem Paradox, zu welchem Abraham in

seinem Alter gelangt. Zu Naturen wie Sara zu sagen: „Weshalb verkörperst Du nicht das Allgemeine und verheirathest Dich?“ würde ein Spott sein; denn solche Naturen befinden sich, nach Kierkegaard's Definition, „von Grund aus im Paradox“. Daß sie trotzdem den Versuch dazu wagt, beweist die Stärke ihres Glaubens.

Hier stehen wir bei Kierkegaard's ursprünglichem Glaubensideale: der Hoffnung auch für dieses Leben. Deshalb heißt es in seinem Tagebuche: „Hätte ich Glauben besessen, so wäre ich bei ihr geblieben“, und deshalb schreibt er ebendaselbst: „Der Glaube hofft auch für dieses Leben, aber, wohlgemerkt, kraft des Absurden, nicht kraft des menschlichen Verstandes . . . . Der Glaube ist daher, was die Griechen den göttlichen Wahnsinn nannten. Das ist nicht bloß eine geistreiche Bemerkung, sondern Etwas, das sich geradezu durchführen läßt.“ Deutlich genug hat in Kierkegaard's Beurtheilung seiner eigenen Handlungsweise von Anfang an ein unsicheres Schwanken stattgefunden. Bald ist ihm dieselbe als ein Zeugniß für den wahren Glauben, für das absolute Verhältniß zum Göttlichen erschienen, und in diesen Augenblicken hat er sie mit der That Abraham's zusammen gestellt, bald hat es ihn bedünkt, als würde der rechte Glaube ihn veranlaßt haben, die Geliebte zu heirathen und nicht mit ihr zu brechen. Aber nach nicht gar langer Zeit scheint die erste dieser Anschauungsweisen die zweite verdrängt zu haben, und immer bestimmter setzte sich die Vorstellung in ihm fest, als habe er, wie Abraham, Gott das Opfer des Liebsten gebracht, was er besaß.

14.

Ich will mich nicht auf die Frage einlassen, ob man mit der Veröffentlichung von Sören Kierkegaard's hinterlassenen Papieren und Tagebüchern eine Indiskretion begangen hat. Er scheint übrigens selbst diese Herausgabe gewünscht zu haben. Eben so wenig will ich hier im Allgemeinen die Frage erörtern, ob einem Schriftsteller mit einem solchen Einblick in seine persönliche Lebensführung, wie er hiedurch eröffnet wird, gedient sein kann. Nur so Viel: ich finde es durchaus berechtigt, durchaus natürlich, daß jeder Schriftsteller, so weit es ihm möglich ist, den Frieden seines Privatlebens zu schützen sucht, daß er rücksichtslos seine eigenen Papiere verbrennt oder deren Vernichtung nach seinem Tode anordnet; ich halte es ferner für höchst zweifelhaft, ob man das Recht hat, sobald der Schriftsteller seine Augen schloß, Briefe von ihm zu veröffentlichen, die einen durchaus konfidentiellen Charakter tragen; allein darüber kann kein Zweifel sein, daß der Kritiker, wenn derartiges Material einmal gedruckt und von anderen Händen veröffentlicht in der Literatur vorliegt, in seinem Rechte ist, dasselbe zu benutzen und zu deuten, ja, daß er eine Unterlassungssünde von unverzeihlicher Art begehen würde, falls er die einmal vorliegenden Dokumente nicht berücksichtigte. Vor

Allem gilt Dies bei einem so persönlichen Schriftsteller wie Kierkegaard, dessen dunkle Schriften an vielen Stellen unverständlich sind ohne die Winke, welche uns die Tagebücher geben, ja, dessen Pseudonyme „schreiben, um mißverstanden zu werden". Wenn ich daher mit Sorgfalt das persönliche Element in diesen Schriften nachweise, so geschieht es fürwahr weder aus Neugier, noch um die Neugier Anderer zu befriedigen, sondern weil man bis zu diesem tiefst liegenden Punkte eingedrungen sein muß, um all diese Schriften als Ausstrahlungen von einem Mittelpunkte zu verstehen. Erst wenn man zu der schaffenden Formel gelangt ist, begreift man all diese verschiedenen Konstruktionen. Und wie man in der Naturwissenschaft zeigt, daß die scheinbar verschiedensten organischen Formen, als Fisch, Vogel, Hund, Mensch, sich auf eine und dieselbe Grundform embryonischer Bildung zurückführen lassen, so gewährt es Interesse, bei einem großen Schriftsteller, wie Kierkegaard, zu verfolgen, wie es ein und dasselbe Grundthema ist, das in einem großen Theile von „Entweder — Oder", in der „Wiederholung", den „Stadien", „Furcht und Beben" derartig variirt wird, daß Das, was im ersten Stadium Don Juan und Elvira ist, sich in seinem letzten Stadium zu Abraham und Isaak verwandelt zeigt, ohne deshalb anders, als rein formell, umgebildet worden zu sein.

Kierkegaard hinterließ bekanntlich nicht allein ein kolossales und nicht leicht zu überschauendes literarisches Monument, sondern außerdem einen architektonischen Plan zu dem ganzen, weit ausgedehnten Gebäude, mit Hilfe dessen jede Einzelheit desselben sich an ihren Platz einordnen ließ. Die Frage liegt nahe, ob der Plan wirklich vor dem Gebäude existirt hat; die zweite ist noch nicht

aufgeworfen worden: ob der Plan wirklich mit dem Gebäude überein stimmt?

Beide Fragen müssen, so scharf gestellt, unbedingt mit Nein beantwortet werden, obwohl Kierkegaard sicher sehr bald, nachdem er „Entweder — Oder“ geschrieben hatte, sich über seine Absicht und sein Ziel als Schriftsteller klar geworden ist und seinen Plan gefaßt hat. Das für den Kritiker Interessante ist indeß nicht der abstrakte Plan, sondern die Art der Entwicklung, welche Kierkegaard von dem einen Gedanken und dem einen Werke zum anderen führt. Ich bemühe mich deshalb nicht so sehr, die logische Idee, um welche sich das Werk nach der Meinung des Verfassers zusammen schließt, oder die religiöse Idee, in deren Dienste es stehen soll, als vielmehr die primären, konstituirenden Bestandtheile desselben klar zu machen.

Es interessirt mich deshalb auch nicht so sehr, zu untersuchen, in wie weit die verschiedenen ästhetischen Arbeiten — deren Berechtigung Kirkegaard selbst nur dadurch geltend zu machen weiß, daß er sie „eine nothwendige Entleerung“, „einen frommen Betrug“ nennt — sich als vorbereitende oder absichtlich irreführende Einleitung in die religiöse Schriftstellerei vertheidigen lassen; aber es interessirt mich ungemein, die paradox-religiöse Idee von selbst und ganz natürlich aus einer der zahlreichen dichterischen Umschreibungen der Qualen der Verlobungsgeschichte hervorbrechen zu sehen, zu denen wir von Marie Beaumarchais und Clavigo an stufenweise gelangt sind.

Wie die Verlobungsgeschichte das entscheidende Ereigniß in Kierkegaard's Jugendleben ist, so ist in derselben jene Täuschung des jungen Mädchens, das absolute Verschweigen des Geheimnisses und der Gefahr, ihr das Leben zu rauben, der entscheidende, der springende Punkt. Unter den zahl-

reichen Versuchen, Dies in Umdichtungen auszudrücken, schwingt oder schraubt Kierkegaard sich zuletzt zu einer Höhe empor, auf welcher er Abraham sich gerade gegenüber erblickt, der auch eine Zeitlang „einen Mord auf seinem Gewissen" hatte, keinem Fremden seine Handlungsweise erklären konnte, und beinahe Den, welchen er am innigsten liebte, getödtet hätte. Auf seinem einsamen Standorte erblickt er Abraham, der ja zu allen Zeiten für den Vater des Glaubens gegolten hatte. Auch er hat sich also in Glaubensnöthen befunden, befindet sich noch darin. In ein ganz eigenthümlich beschaffenes Unglück getaucht, hatte er sich kraft des Hanges seiner Natur zur Verstecktheit in Schweigen gehüllt, sich schmerzlicher Verkennung ausgesetzt, am schlimmsten gegen Die gehandelt, der er das Beste hätte erweisen mögen, alleine, „fast mit der menschlichen Sprache wider sich". Er war in diesem Zustande zu einem viel tieferen Gefühl der Verantwortlichkeit gelangt, als das Geschlecht um ihn her es besaß. Eine komplicirte Leidenschaft wie die, welche ihn durchglühte, war wohl geeignet, durch Vergleichung sein Auge für die Unpersönlichkeit und Leidenschaftslosigkeit seiner Umgebungen zu öffnen. Es war die Zeit des philosophischen Nachschwatzens in der Wissenschaft und des politischen Nachschwatzens in der Politik. Die ästhetische Periode Dänemarks war gerade im Begriff, in ihr Grab zu steigen, die politische Periode daselbst im Begriff, sich aus ihren Windeln zu schälen, und diese Kombination brachte eine unheimliche Mischung des Greisenhaften und des Kindischen hervor, in welcher Kierkegaard nichts Solides zu entdecken vermochte. Die Menschen waren, nach seiner Anschauung, unpersönlich geworden: Menge, Bande, Publikum, Generalversammlung, Klub. Er war ein einzelner, isolirter Mensch, allein mit sich selbst

und seiner Verantwortlichkeit, denkend mit seinem eigenen Hirn, handelnd auf eigene Hand. Er hatte jüngst selber so tief ein einzelnes Lebensverhältniß durchlebt, eins von denen, in welchen andere Menschen am meisten und kläglichsten zu pfuschen pflegen, ein Liebesverhältniß, und hatte es so ernst genommen, daß er von demselben aus Alterthum und Gegenwart, die großen Hauptgestalten der Poesie und Kunst, das alte Hellas und das alte Palästina zu verstehen meinte. Er hatte empfunden, was man aus einem mit Inbrunst geführten Leben lerne.

Indem er seinen Zustand mit dem des Glaubensvaters vergleicht, fühlt er, daß die furchtbar angreifende Krise, welche er überstanden hat, gerade die des Glaubens ist. Es ist also dieser Glaube, den das heutige Geschlecht zu einfältig für sich befunden und verlassen hat, den die Philosophen als einen zurückgelegten Standpunkt, nur geeignet für die Entwicklungsstufe gedankenloser und kindlicher Menschen, betrachten — dieser Zustand, welcher alle Kräfte der Seele mit der äußersten Leidenschaft anspannt, einer Leidenschaft, wie Der sie empfindet, der sich, Wasser tretend, auf einer Tiefe von siebenzigtausend Faden oben erhalten soll. Er fühlt sich als einen Entdecker oder vielmehr einen Wiederentdecker. Er hat den Glauben wieder entdeckt, zu welchem das heutige Geschlecht den Weg vergessen hat. Er hatte freilich stets das Religiöse hochgeachtet, er hatte zu demselben wie zu dem Ueberlieferten, Gegebenen, der erhabenen, ehrwürdigen Tradition empor geblickt, und er hatte seit seinem ersten Hinaustreten in die Welt, aus Pietät gegen den Vater, Beweisgründe dafür aufgesucht. Aber in seiner frühen Jugend hatte er „auf eine rein äußerliche Weise“, im Grunde „ganz außerhalb des Christenthums stehend, für die Wahrheit desselben gekämpft“. Nie

zuvor hatte er, wie jetzt, das Religiöse in seiner ganzen primitiven Ursprünglichkeit empfunden. Es war ihm, als habe er die Quellen des Glaubens entdeckt. Er, welcher eigentlich niemals fromm gewesen war, er fühlte zu seiner Beschwichtigung, daß der Glaube für den Intelligenten und Gebildeten eigentlich gar nicht die stille Frömmigkeit sei. Er, welcher stets leidenschaftlich gewesen war, ja mehr als Das: welcher die Leidenschaft vergöttert hatte, er fühlte mit Berauschung, daß der Glaube eine Leidenschaft, die höchste Leidenschaft, ja daß Dies die Definition des Glaubens sei. Er, welcher stets das Schwerste hatte tragen und das Schwierigste vollbringen wollen, er sah wie ein St. Christophorus mit dem Genusse des Schmerzes ein, daß der Glaube das Schwerste, das Schwierigste von Allem sei. Er hatte auf neuen Wegen das alte Wunderland wiedergefunden.

15.

Dürften wir jetzt nur wirklich sicher sein, daß er dies gefunden hatte!

Ich mache kein Hehl aus meiner Ansicht, daß er eine Verwechselung beging. War es auch wirklich das alte Mirakelland der Tradition, zu welchem er auf neuen Wegen gekommen war? Es erschien bekanntlich eine Zeit, wo die Menschheit mit dem alten Landwege nach Indien, den sie Jahrtausende gekannt hatte, unzufrieden geworden war, und wo einzelne kühne Geister sich auf den großen

unbekannten Ocean, auf die Tiefe von siebenzigtausend Faden, hinaus begaben, in der Hoffnung, den Seeweg dahin zu finden. Einer von ihnen, der Kühnste der Kühnen, und eben so verständig wie kühn, ging nach den fehlgeschlagenen Versuchen vieler Anderer an Bord und segelte lange, ohne etwas Anderes als das weite Meer zu erblicken, aus welchem ihm nur der Zweifel, jemals auf diesem Wege nach Indien zu gelangen, entgegen rauschte. Endlich nach tausend Gefahren und Sorgen erscholl der Ruf „Land"! Der Weg schien gefunden. Aber siehe! es war nicht das Indien der alten Welt, es war die neue Welt, es war Amerika, wohin man gekommen.

Fand Kierkegaard, als er den alten naiven Landweg zum Glauben verließ, fand er auf jenem Schiffe, das er selbst gezimmert hatte, den ungebahnten Weg der Reflexion zu demselben? Nein, in dem Augenblicke, da er „Land!" rief, war es in Wirklichkeit nicht das Indien der Tradition, wohin er gelangt war, sondern das Amerika der Persönlichkeit, der großen Leidenschaft, der großen Selbständigkeit.

Seine unverkennbare Größe ist, daß er dies Amerika entdeckte; seine unheilbare Tollheit war, daß er hartnäckig fortfuhr, dasselbe Indien zu nennen. Die Größe und die Tollheit liegen, wie manches Mal, so dicht bei einander, daß einige Kritik erforderlich ist, um sie zu unterscheiden. Aber Kierkegaard hat auf jeden Fall seinen Namen unter den Namen Derer eingeschrieben, die primitiv eine jener großen elementaren Wahrheiten wiederentdeckt haben, an welche das Menschengeschlecht nach Verlauf einer gewissen Zeit stets erinnert werden muß, welche stets mit viel Mühe und Lebensgefahr von Neuem entdeckt werden müssen, und welche so einfach scheinen, daß man, wenn

sie Einem von Neuem eingeprägt worden sind, sich darüber wundert, wie sie der Menschheit jemals haben aus dem Gedächtniß kommen können.

Die Entdeckergeister fühlen stets, daß ihre Mitwelt nur Augen für die eine Seite der Weltkugel hat, sie leiden stets unter der inneren Empfindung, daß in dem allgemeinen Gleichgewicht Etwas, ja eine ganze neue Welt fehle; sie machen sich, wie Victor Hugo es in einem Gedichte geschildert hat, auf den Weg, um jenes Gegengewicht zu finden, das Niemand kennt oder entbehrt, und die Mitwelt beklagt ihre fixe Idee, während sie die kühnen Segler aus dem Gesichte verliert. Da tauchen sie plötzlich wieder empor, und wie ein Taucher mit seiner Perle in der Hand aus der Tiefe steigt, tragen sie die neue Welt in ihren Händen.

Kierkegaard's neue Welt war die Idee: der Einzelne; „der Einzelne“ war die kostbare Perle, die er seiner Zeit darbrachte.

Es war gewiß groß und schön, daß er in einer leidenschaftslosen Zeit mit voller Ursprünglichkeit wieder entdeckte, was die Leidenschaft werth ist, daß er in einem schlaffen und phrasenhaften Zeitalter die Welt daran erinnerte, was Inbrunst sei, daß er in jener Justemilieu-Periode, wo die Menschen mit noch größerer Selbstzufriedenheit, als zuvor, in Komités und auf Generalversammlungen schwatzten, einander nachäfften, Schuld und Verantwortlichkeit auf einander abwälzten und den Nebenmann vorschoben, wo es die eigene Haut zu wagen galt, — es war groß und schön, daß er in jener Zeit das Wort „der Einzelne“ nannte, Gehör dafür verlangte, und auf eindringliche Weise für Jeden, der darauf hören oder nicht darauf hören wollte, geltend machte, daß man durch diesen Eng-

paß Einer nach dem Andern wandern könne, daß das entartete Geschlecht gezwungen und getrieben werden müsse, wieder ein aufrichtiger und ernster Menschenschlag zu werden. Es war eine große und gute That, daß er in jener Zeit, wo fast Keiner mit seiner Person für seine Ueberzeugung einstand, wo liberale Politiker den Kampf für ihre Ansichten lieber aufgaben, als daß sie sich der Gefahr aussetzten, ein Amt zu verlieren, wo eine gut besoldete Geistlichkeit, ohne durch eine Warnerstimme beunruhigt zu werden, sich auf die todten Märtyrer als Leute von gleicher Art wie sie selber berief, von Neuem seine Generation an das Alleinstehende eines freiwilligen Leidens für die Wahrheit mahnte.

Aber es war eine seltsame Blindheit, eine Krankheit, fast eine Geistesverwirrung von ihm, zu glauben, daß jenes Amerika der großen Selbständigkeit das alte Wunderland der Tradition sei, daß der Einzelne identisch mit dem Christen, daß jene Inbrunst eine rein specifische sei, die eine besondere positive Religion gepachtet habe, oder, um zu unserm Ausgangspunkte zurückzukehren, daß seine eigene ethische Kollision irgendwie Aehnlichkeit mit der des Patriarchen Abraham im Alten Testament habe.

Allerdings ist es schön, die kräftige lyrische Begeisterung für den Vater des Glaubens hervor sprudeln, sie wie einen Springquell aus seinen Werken empor steigen zu sehn; aber seine Begeisterung für den Glauben ist nicht Glaube selbst, seine Begeisterung für Abraham war nur eine sekundäre, war nur eine der Formen, in welche der innere Advokat in seiner Brust sein Vertheidigungsplaidoyer in dem Processe „Schuldig? — Nichtschuldig?" kleidete.

Der unkritische Leser, welcher sieht, daß ein großer,

ein tief denkender Schriftsteller in unseren Tagen eine derartige, fast hysterische Bewunderung für Abraham hegt, sagt naiv bei sich selber: Welch ein Glaube an das Alte Testament noch in unserer Zeit! und an denjenigen Theil davon, welcher nach Auslegung der Theologen durch die Legende von der Opferung des Sohnes das Neue Testament weissagt und vorbildet! Der kritische Leser sieht, daß Kierkegaard, indem er ein Loblied auf Abraham singt, in Wirklichkeit seine eigene Handlungsweise in einem kritischen Zeitpunkte idealisirt, und daß das Alte Testament hier nur eins der vielen Instrumente ist, auf denen er die Melodie spielt, welche er im Beginn seiner Schriftstellerthätigkeit aber- und abermals variirt.

Es ist recht schön, Abraham zu bewundern. Aber es giebt keinen redlichen Menschen, welcher aus Gewohnheit oder Gemächlichkeit Dasjenige bei Abraham groß nennen wird, was er ganz anders stempeln würde, falls es in unseren Tagen geschähe, falls es z. B. von einem armen ungebildeten Handwerksburschen verübt würde. Was wir bei einem griechischen Feldherrn bewundern, die Kraft, mit lächelndem Heldenmuthe für sein Vaterland zu sterben, Das bewundern wir auch bei einem linkischen finnländischen Rekruten wie Sven Dufva*). Kierkegaard, der auf die Pfaffen nicht gut zu sprechen ist, setzt (in „Furcht und Beben") den Fall, daß der eine oder andere Kirchgänger, welcher naiv genug wäre, die schlechten Predigten der Pfaffen für Ernst zu nehmen, „ein Mann, der an Schlaflosigkeit litte", nach Haus ginge und es wie Abraham machen wollte; er denkt sich die tragikomische Scene, welche

*) In „Fähnrich Stahl's Sagen" von J. L. Runeberg. Siehe Runeberg's Gesammelte Werke, deutsch von Hans Wachenhusen (Leipzig, Lorck 1852), Bd. I, S. 54 ff.

erfolgen würde, wenn der Redner seine ganze geistliche Würde sammelte und ausriefe: „Abscheulicher Mensch, Abschaum der Gesellschaft, welcher Teufel hat Dich so besessen, daß Du Deinen Sohn ermorden willst!“ Kierkegaard's eigenes Buch ist durchaus keine schlechte Predigt. Allein, machen wir das Gedankenexperiment, daß ein Handwerksbursch — d. h. ein Mitglied derjenigen Klassen, rücksichtlich derer man noch voraussetzen kann, daß sie etwas Derartiges ausführen würden, wenn sie es, nachdem sie davon geträumt, als das Rechte erkennten — nehmen wir an, daß einem Handwerksburschen „Furcht und Beben“ in die Hände fiele, und daß er Tag und Nacht an die Lobpreisung Abraham's als des großen Musterbildes für das Menschengeschlecht dächte. Nehmen wir an, daß er in einer Nacht träumte, Gott verlange von ihm, daß er ihm seinen Sohn opfere, oder, wie er es in seiner biblischen Sprache ausdrücken würde, nehmen wir an, Gott habe sich ihm im Traume offenbart, zu ihm gesprochen und verlangt, daß er seinen Sohn opfere. Nehmen wir ferner an, daß er, obschon widerstrebend, sich entschlösse, dem Geheiß zu folgen, ein Messer schärfte, um seinem Kinde den Hals abzuschneiden, Scheitholz aufstapelte, um die Leiche zur Ehre Gottes zu verbrennen, und daß nun seine Absicht noch rechtzeitig entdeckt und er in Untersuchungsarrest abgeführt würde. Wie würde wohl das Urtheil über ihn lauten? Zuerst das Urtheil der Richter? Es ist wohl wenig zweifelhaft, daß ihm nur die Wahl zwischen der Irrenheilanstalt und dem Zuchthause bliebe. Sodann das Urtheil der öffentlichen Meinung, der Damen, der Spießbürger, der Geistlichkeit? Ich denke mir, die Damen würden sagen: „Gott, wie schrecklich!“ die Spießbürger: „Er ist ja toll!“ die Geistlichkeit: „Es ist eine unglückliche

Verirrung und sehr zu beklagen!" und dann würden sie am nächsten Sonntag in der Kirche wieder Abraham bewundern und sich am Montag wieder in Wehklagen und Verdammungsurtheilen und schlechten Witzen über Freidenker und Freidenkerei ergehen.

Die Geschichte von Abraham ist eine der mancherlei alten und schönen Legenden, in welchen das Menschengeschlecht auf seiner Wanderung durch die Weltgeschichte seine Erinnerung an den Uebergang der Menschenopfer der ältesten Zeiten in Thieropfer niedergelegt hat; aber ist es redlich, ist es gesund, ist es sittlich, Abraham als das große Musterbild für die Menschheit und als den Vater des Glaubens zu preisen, wenn man sich seiner doch nur bedienen will, um eine leidenschaftslose Mitwelt auszuschmählen und seine eigenen inneren Erfahrungen in ein elektrisches Licht zu stellen?

Ein Zweifel ist wohl gestattet.*)

*) Es ist die obenstehende kritische Entwicklung von Kierkegaard's „Furcht und Beben," welche das norwegische akademische Kollegium in dem Communiqué, das den Journalen zugeschickt wurde, um meine Ausschließung von den Universitätshörsälen in Christiania zu rechtfertigen, (auf Grund eines beiläufigen schwedischen Zeitungsreferates über meine Vorlesungen in Stockholm) als „eine höchst anstößige Behandlung einer der wichtigsten und schönsten biblischen Erzählungen" zu bezeichnen sich erlaubt hat. Es ist besonders charakteristisch, daß das geehrte orthodoxe Kollegium bei dieser Gelegenheit das Wort „schön" anwendet. Man könnte nicht leicht ein besseres Zeugniß für die schönselige Haltlosigkeit der modernen Orthodoxie, als dieses, vorbringen. Mit welchem Rechte das Kollegium dem inspirirten Wort Gottes gegenüber zwischen wichtigen und unwichtigen Erzählungen zu sondern wagt, lohnte sich schon zu erfahren. Vor Allem jedoch darf man wohl fragen, mit welchem Recht es sich erdreistet, diesen ästhetischen Maßstab an das Heilige zu legen, mit welchem Recht es von „schöneren"

Um jedoch zu verstehen, daß Kierkegaard Dies thun konnte, müssen wir bei der eigenthümlichen Konstruktion seines Verstandes verweilen. Es war ein Verstand, der nicht rastete, bis er an seine Grenze kam. Ich habe den Ausdruck gebraucht, daß seine Stirn an einem Kitzel litt, den sie nur befriedigen konnte, indem sie gegen eine Wand rannte. Man könnte auf ähnliche Weise von seinem Gefühlsleben sagen, daß er eigentlich nicht die Lust empfand, ehe sie sich dem Schmerz näherte und sich in denselben verwandelte — der Schmerz ward ihm eine Lust. So verhielt es sich auch mit seinem Verstande, er fühlte denselben nicht recht, bevor er auf das Paradoxe stieß.

In der täglichen heiteren oder scherzenden Unterhaltung war das Paradox im leichteren Sinne des Wortes ihm eine Art Lebensbedürfniß, das Salz oder die Würze des Gesprächs. In seiner Betrachtung der allgemeinen Verhältnisse des Lebens fand er eine Art Befriedigung darin, so zu sagen relative Paradoxe zu entdecken, Erscheinungen, welche für diesen oder jenen Gemüthszustand als ganz unfaßlich erscheinen mußten. (So heißt es in „Entweder — Oder", daß für die Liebe ein Betrug das absolute Paradox sei.) Denn er theilte die Verachtung der ganzen romantischen Periode gegen das Aufklärungszeitalter und den daraus hervorgehenden Haß gegen das Verständliche als trivial. Das bloße Wort Paradox wirkt

---

und „minder schönen" Früchten der göttlichen Inspiration zu sprechen und den Schein zu erregen wagt, als vermehre oder vermindere sich das Aergerniß, je nachdem man sich an Fakten von größerer oder geringerer Schönheit und Zierlichkeit vergriffe. Das Kollegium hat seine eigene Rechtgläubigkeit durch diesen liebäugelnden und ängstlichen Appell an das ästhetische Gefühl des Publikums in bedenklicher Weise gestempelt.

belebend auf sein ganzes Nervensystem, hat einen lieblichen Klang in seinen Ohren. Vierundzwanzig Jahre alt, schreibt er in sein Tagebuch, das Paradox sei „das eigentliche Pathos des intellektuellen Lebens“, und je abnormer sein Leben sich gestaltet und seinen Umgebungen eine Außenseite zeigt, welche darauf berechnet ist, irre zu führen, desto mehr scheint es ihm seinen Mittelpunkt im Paradoxen zu haben. Deshalb heißt es in seinem Tagebuche: „Es ist einer der schwierigsten ethischen Zweifel: wenn ich dadurch, daß ich Etwas verschweige, einem anderen Menschen einen Schmerz ersparen kann, habe ich dann das Recht dazu, oder erfreche ich mich eines Eingriffs in seine menschliche Existenz? In diesem Punkte liegt das Paradox meines Lebens; gegen Gott habe ich immer Unrecht — aber ist es ein Verbrechen gegen Menschen?“

Zuerst hatte das Paradox, das nach seiner Auffassung das Kennzeichen der großen Denker war, für ihn keine andere Bedeutung als die rein humane gehabt, das Paradox war „der unausgetragene große Gedanke.“ Aber in dem Maße, in welchem seine Eigenthümlichkeit sich entwickelt, erhält auch das Paradox für ihn eine stets krassere und buchstäblichere Bedeutung. Einige Jahre später heißt es (in den „Philosophischen Brocken“), das Paradox sei die Leidenschaft des Gedankens, und der Denker, welcher ohne Paradox sei, sei wie der Liebhaber ohne Leidenschaft: ein jämmerlicher Patron. „Aber,“ fährt er fort, „die höchste Potenz jeder Leidenschaft ist stets, ihren eigenen Untergang zu wollen, und so ist es auch die höchste Leidenschaft des Verstandes, den Anstoß zu wollen, obschon der Anstoß auf die eine oder andere Weise sein Untergang werden muß.“ Er stellte sich den Verstand als nicht rastend vor, bis derselbe aus seinen eigenen Gesetzen heraus

und bis an den Rand der Tollheit, „des göttlichen Wahnsinns“, gelaufen sei. Aber es würde eine Bewegung wie die des Mannes sein, der hin und her spränge, um seinem eigenen Schatten zu entspringen. So unmöglich Dies ist, so unmöglich ist es für die menschliche Vernunft, den Sprung aus ihren eigenen Gesetzen heraus und ins Paradoxe hinein zu machen. Daß das Paradox sich nicht denken läßt, hat am wenigsten zu sagen; das Unglück ist, daß es sich nicht begrenzen, sich nicht von Unsinn und Selbstwiderspruch unterscheiden läßt. Es läßt sich nicht davon unterscheiden, es läßt sich weder denken noch ohne jeden Gedanken in krampfhafter Inbrunst festhalten, denn es ist, als antirationell, unvereinbar mit der Natur des menschlichen Wesens und des menschlichen Gedankens, — unter allen Verhältnissen unvereinbar.

Es ist jetzt mehr als zehn Jahre her, seit ich in einer kleinen Broschüre „Der Dualismus in unserer neuesten Philosophie“ die Lehre von dem Paradoxen ad absurdum, wohin sie gehört, zu führen versuchte. Ich sprach dort die Ueberzeugung aus, daß die Zeit kommen würde, wo die Philosophen von dem Paradoxen und der Rolle, die es gespielt, sprechen werden, wie die Chemiker heut zu Tage vom Phlogiston und dem Glauben daran sprechen; ich gestand, daß ich nur geringen Respekt für die Pflege der Kategorie des Paradoxen bei den Männern hätte, die nach Kierkegaard seine Worte wiederholt haben. Allein in Kierkegaard's eigenem Munde flößt diese Lehre mir Respekt ein, den Respekt, welchen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit einflößen. Er mußte überhaupt vermöge der Natur seines Denkens das Paradox entdecken. Das Paradox ist nicht die Leidenschaft des Gedankens, aber es war die Leidenschaft *seines* Gedankens. Denn sein Gedanke, so

gewaltig derselbe auch war, war nicht normal; er war krank, er litt an einer Krankheit, die ich nur so bezeichnen kann: es war Lyrik, es war Enthusiasmus in sein Denken eingedrungen. Aber Lyrik und Enthusiasmus, so herrliche Dinge sie an und für sich und als Triebkräfte hinter dem Gedankenleben sind, sind doch eine Entzündung für den Gedanken. Der Gedanke selbst ist kalt, wenn er gesund ist, wie das Gefühl warm, wenn es natürlich ist, aber es ist schlimm, wenn den Gedanken eine Inflammation befällt. Das Feuer, welches die Maschine treibt, wird gefährlich, wenn es den Weg zur Maschine selbst findet, und Dasselbe gilt vom Feuer der Begeisterung. In Kierkegaard's Gedanken entwickelten sich Selbstmörderinstinkte und Selbstmördertendenzen; derselbe suchte die höchsten Stätten auf, um sich hinab zu stürzen.

Ein Gedanke, in den Lyrik und Begeisterung gefahren sind, hat eine Gluthhitze der Entzündung, eine göttliche Raserei, ein Feuer, einen Schwung, einen Flug, eine Schnellkraft, „bald in den Abgrund hinab, bald über die Sterne empor“, wie kein anderer menschlicher Gedanke sie besitzt. Aber er ist nicht das Instrument, mit welchem sich die höchste Wahrheit ergreifen läßt; er ist nur das Werkzeug, mit welchem der Geist ein unverstandenes Paradox umfaßt. Er hat seine Rolle in der Wirklichkeit ausgespielt; denn das Paradox kann wohl die Leidenschaft des Gedankens genannt werden, aber nur wenn man hinzufügt, daß es nicht die ewige Leidenschaft des Gedankens ist, sondern seine historische Leidenschaft war. Das Paradox ist der Kreuzzug des Gedankens; allein wir leben nicht mehr im Zeitalter der Kreuzzüge, sondern in dem der intellektuellen Bildung.

16.

Man soll indeß nicht vergessen, daß Wenige in Dänemark so Viel zur Förderung und zum Wachsthum eben dieser intellektuellen Bildung beigetragen haben, wie Der, von welchem wir reden. Er ist, wie ich einmal an anderer Stelle gesagt habe, der Tycho Brahe unserer Philosophie; er irrte sich in seiner Ansicht über den Mittelpunkt des Weltsystems; er war an vielen Punkten in dem Aberglauben seiner Zeit befangen, aber er hat unser Geistesleben mit einer Fülle selbständiger Beobachtungen und Ideen bereichert.

Ein Rückblick ist nothwendig, um uns davon zu überzeugen.

„Entweder — Oder" erschien im Februar 1843, und mit diesem Buche, dem übrigens mit reißender Schnelligkeit „Furcht und Beben", „Die Wiederholung", „Philosophische Brocken", „Ueber den Begriff Angst", „Vorreden" und achtzehn „Erbauliche Reden" folgten, die alle in demselben und dem folgenden Jahre erschienen, macht Kierkegaard Epoche in der dänischen Literatur. Schon der Titel war ein Genieblitz, welcher den Leser reizte, seine Neugier weckte und ihm eine Wahl zu stellen schien. Wo immer man den ersten Theil aufschlug, leuchteten Einem Funken von Geist und Witz entgegen, hier Aus-

brüche einer koketten und bestrickenden Melancholie, dort die wildesten Dithyramben einer selbstvergessenen und Alles vergessenden Begeisterung, weiterhin Tagebuchsaufzeichnungen eines dämonisch überlegenen Geistes, der mit einer eigenthümlich frostigen, krystallklaren Leidenschaft Frauen und Männer als Gegenstände für seinen Genuß und sein Gelächter betrachtete, und der geschmeidig, kalt und blitzend wie eine Stahlklinge in alle Menschen, mit denen er in Berührung kam, einzudringen und aus ihnen hinaus zu schlüpfen vermochte. Es war eine Persönlichkeit, welche die festesten und unverbrüchlichsten Grundsätze der Moral mit derselben Ruhe und Geringschätzung zwischen ihren Fingern zermalmte, mit der jener starke König ein Hufeisen zerbrach, und welche leichten Ganges in einer Art nüchterner Berauschung über die Herzen hinweg schritt, die sie auf ihrem Wege zertrat. Und durchblätterte man dann den zweiten Theil, so begegnete man überall strengem Ernste, ruhiger Würde, einer Sicherheit, die ihre Stärke in ihrer Begrenzung suchte, einer Charakterfestigkeit, die sich weder vom Feuerwerk der Geistreichigkeit blenden, noch von den Hirngespinnsten einer überlegenen Begabung umgarnen, noch durch die Jongleurkünste des Witzes verblüffen, noch durch kecke Haltung imponiren ließ, sondern bescheiden, stolz, tiefsinnig, in sich selbst versöhnt war.

Es war nicht nur ein neues Buch, sondern eine neue Art von Buch, das hier vorlag. Selbst abgesehen von dem Reichthume des Inhalts, mußte das besondere Verhältniß der beiden Theile zu einander die größte Aufmerksamkeit und das höchste Interesse erwecken, da der zweite Theil den ersten nicht fortsetzte, sondern ihm widersprach und ihn widerlegte, der erste Theil auf den zweiten nicht vorbereitete, sondern ihm trotzte. Die beiden Theile

bildeten gleichsam eine Ode und eine Palinodie, gleichsam einen kolossalen Replikenwechsel zwischen zwei Personen eines unabgeschlossenen Dramas, von denen die erste das Genie, die zweite der Charakter war. Das ganze Buch glich einem zusammengewachsenen Zwillingsberge mit zwei himmelan ragenden und gleich hohen Zinnen.

Untergeordnete Umstände trugen ihr Theil dazu bei, das Aufsehen, welches das Werk erregte, noch zu vermehren: zuerst der Umfang desselben; denn die erste Verwunderung über das Buch galt dem Umstande, daß es einen dänischen Schriftsteller gab, welcher im Stande war, ein Werk von 54 enggedruckten Großoktavbogen in eigenem Verlage herauszugeben; sodann die Pseudonymität, weil es unter den bisher aufgetretenen Schriftstellern nicht eben viele gab, zwischen denen man wählen konnte, und weil man in Betreff der noch unbekannten Autoren bei der vollständigen Stille, die der Veröffentlichung vorausgegangen war, jedes Leitfadens ermangelte, — etwas um so Ungewöhnlicheres, als hier zu Land Freunde und Verwandte, Journalisten und Literaten lange vorher eingeweiht zu sein und Andere einzuweihen pflegen. Es hätte jedoch kaum dieser Reizmittel bedurft, um das Buch zu einem Ereignisse zu machen. Die Idee desselben war eben so einfach wie groß, die nämlich: im ersten Theil Fragmente einer Genußphilosophie und eines Genußlebens zu geben, im zweiten Theil das sittliche Leben und dessen Schönheit darzustellen, und auf dem Titelblatte dem Leser zuzurufen: „Nun wähle!“ Am Schlusse der beiden Abhandlungen, welche den zweiten Theil bilden, wurde dann noch, ohne daß die Leser sonderlich darauf achteten, einer dritten, vermeintlich höheren Lebensanschauung Raum gemacht.

Wollen wir uns den mächtigen Eindruck, welchen das

Buch auf die Zeitgenossen machen mußte, lebhaft vergegenwärtigen, so brauchen wir uns nur die Wirkung ins Gedächtniß zu rufen, welche es bei der ersten Lektüre auf uns selbst übte. Ich für mein Theil machte die erste Bekanntschaft desselben mit achtzehn Jahren, und ich erinnere mich noch genau des überwältigenden Eindrucks. Nie zuvor war ich in der dänischen Literatur auf eine solche Geistesüberlegenheit, eine solche Gedankenstärke und (so erschien es mir damals) eine solche Welterfahrung gestoßen. Ich hatte — wie die Zeitgenossen von „Entweder — Oder" — den Kopf damals voll von Heine's Aufsätzen und Gedichten, deren tiefsten und berechtigtsten Inhalt ich — wieder wie die Zeitgenossen des Buches — nicht verstand, aber deren Trotz eben als Trotz mich fesselte; ich war schon seit mehreren Jahren von Lermontow's interessantem, aber für einen Knaben wenig passendem Romane „Der Held unserer Zeit" stark eingenommen gewesen, dessen weltmännischer Ton mir imponirte, und dessen Hauptperson sich durch ihren Muth, ihre Prunklosigkeit, Blasirtheit, Kälte und Skepsis mir zu einer Art von melancholischem und verführerischem Ideale zu gestalten schien, — als ich bei Kierkegaard dieser weit tiefsinnigeren und weit konsequenteren Durchführung der Grundsätze jenes Buches begegnete, sah, was hinter ihnen lag, wohin sie führten, und sie ihr Urtheil empfangen hörte, in das ich von ganzem Herzen mit einstimmen mußte. Und nun der zweite Theil! Was hatte ich z. B. über die Ehe gelesen, das sich hiemit vergleichen ließ? Ich hatte, wie die Mehrzahl der ersten Leser dieses Buches, zu wiederholten Malen harmlos Sibbern's harmlose und liebenswürdige Abhandlung „Ueber die Liebe zwischen Mann und Weib" durchlesen, ich hatte den instinktiven verächtlichen Abscheu jedes

Jünglings vor Konvenienzehen — Das war so ziemlich Alles, was ich über dies Thema gelesen und gedacht hatte. Und nun dieser Reichthum von Untersuchungen, von Erwägungen, von neuen Gedanken in dieser männlichen Sprache, dies würdige Bestreben, jeder untergeordneten Form das ihr gebührende Recht zu geben, die edle Mischung von Milde und Strenge, womit der Mann, an den der Brief gerichtet war, zurecht gewiesen ward, das nicht glühende, sondern gedämpft leuchtende Bild der idealen Ehe, welches langsam, aber sicher vor den Blicken entrollt wurde, mit der Tag aus, Tag ein gleich vollkommenen Ritterlichkeit gegen die geliebte Frau, mit der in den langen Jahren des Zusammenlebens gleich ungeschwächten gegenseitigen Liebe, die zugleich die erste und letzte Beider war! War der erste Theil geeignet, durch Leidenschaft und Witz Bewunderung zu erwecken: der zweite Theil wirkte reichlich so tief durch die Begeisterung für seinen Adel. Ich hörte Andere davon reden, daß der zweite Theil minder gut geschrieben sei, als der erste, daß er öde Stellen enthalte, daß man die besten Partieen Oasen in der Sandwüste nennen müsse — ich hatte Das niemals empfunden, ich verstand Nichts von diesen Einwendungen. Ich hatte den Eindruck, übereinstimmend mit dem Wunsche des Verfassers, als einen untheilbar ganzen in mein junges und wenig kritisches Gemüth aufgenommen, und von da an machte ich mir mit Leidenschaft jedes Werk von Kierkegaard zu eigen, dessen ich habhaft werden konnte.

Von ähnlicher Stärke muß die Wirkung auf aufgeweckte Köpfe gewesen sein, die 1843 die Bekanntschaft des Buches machten. Professor Bröchner spricht sogar in seinen hinterlassenen „Erinnerungen an Sören Kierkegaard“ aus, daß, seit er zum ersten Male Hegel's Logik

gelesen, kein Buch seine Gedanken so in Bewegung gesetzt habe, wie „Entweder — Oder". Man konnte sich in Kopenhagen nicht vorstellen, daß das ganze Werk auf einmal und nach Einem Plane verfaßt sei, man suchte sich gleichsam gegen die Wucht des Eindrucks dadurch zu wehren, daß man die Ansicht in Umlauf brachte, „Entweder — Oder" sei eine Zusammenstellung von Papieren, die der Verfasser lange Zeit in seinem Pulte liegen gehabt habe.

Gegen diese landläufige Ansicht hebt Kierkegaard an verschiedenen Stellen mit Stolz hervor, daß das ganze Werk in nur elf Monaten niedergeschrieben sei, der zweite Theil zuerst, und daß, als er es begann, Nichts anders vorgelegen habe, als ein paar der einleitenden Aphorismen.

Was nun die Zeit anbetrifft, die überhaupt für Kierkegaard hinsichtlich der Werthschätzung seiner Schriftstellerei eine allzu große Rolle spielt, so gilt das alte Wort des Misanthropen bei Molière:

Le temps ne fait rien à l'affaire.

Sein Fleiß, der vielleicht nur von dem Balzac's oder George Sand's übertroffen wird, verdient gewiß alle Bewunderung, und es ist ferner unzweifelhaft, daß ein einziger Plan „Entweder — Oder" streng zusammen hält; aber in Kierkegaard's Hervorheben der Kürze der Zeit liegt doch ein unberechtigter und nicht wahrheitsgetreuer Versuch, seiner ganzen Produktion den Charakter zu geben, als sei sie kraft eines Willensaktes auf halb übernatürliche Weise entstanden, ohne, wie jedes andere Naturprodukt, der Empfängniß und des Wachsthumes bedurft zu haben. Das Buch soll sich nicht naturgemäß aus früheren Keimen und Anlagen entwickelt haben; deshalb wird erklärt, daß kein Abschnitt desselben vorher existirt habe. Das Buch darf nicht ganz sein eigenes Werk sein; denn er hat bei

dessen Ausarbeitung die Vorliebe der Vorsehung für ihn und ihre helfende Hand gespürt; es kann auch nicht ganz und gar das Werk des Weltenlenkers sein, dazu trägt es einen allzu starken Eindruck seiner eigenen Genialität; er spricht daher aufrichtig, wenn auch natur- und vernunftwidrig, von dem Antheil der Vorsehung an seiner Schriftstellerei.

Daß das Werk sich indessen den allgemeinen Entstehungsgesetzen der Naturprodukte nicht hat entziehen können, war nicht allein im Voraus sicher genug, sondern läßt sich auch unwiderleglich beweisen. Aufbewahrte Entwürfe zeigen uns, daß die Abhandlung über Don Juan im Jahre 1837, also volle sechs Jahre vor der Veröffentlichung von „Entweder — Oder", begonnen war; die sogenannten „Diapsalmata" sind, mit äußerst wenigen Ausnahmen, leicht umgearbeitete Tagebuchs-Aphorismen; der Plan zu der Abhandlung über den Reflex des antiken Tragischen war alt, und die Grundanlage zu dem ganzen Werke war schon in der Schrift „Ueber den Begriff Ironie" vorhanden. Hiezu kamen dann, wie ich gezeigt habe, die befruchtenden persönlichen Erfahrungen und Eindrücke des Verhältnisses zu seiner Geliebten, welche schon in diesem ersten Werk auf so vielfache Weise umgedichtet und verarbeitet wurden. Es ist mir also, nach meiner Ansicht, gelungen, zu beweisen, daß und wie die Produktion in Kierkegaard's wie in jedem anderen menschlichen Hirne durch das von einer natürlichen Ideenassociation bewirkte natürliche Wachsthum entstanden ist.

Für die lebhafte Antipathie, welche Kierkegaard in seiner Eigenschaft als Naturverleugner gegen die natürliche Entstehungsweise besaß, liegt ein humoristisches Zeugniß in einem Aphorismus seiner Tagebücher vor, den man symbolisch auffassen kann:

„Wie ungeduldig ich im Grunde bin, sehe ich am besten daraus, daß eine schwangere Frau mir als das Schrecklichste erscheint, weil sie ihre Bürde gerade neun Monate tragen soll, und solchermaßen aller Wille, alle Leidenschaft, die äußerste Kraftanstrengung Nichts vermag."

Trotz all seiner Ungeduld, all seiner Anwendung von Treibhauskultur, unterliegt seine eigene Produktion inzwischen denselben Gesetzen, wie alle anderen menschlichen Erzeugnisse. Es würde ihren Werth nicht erhöht haben, wenn sie vollkommen fertig zur Welt gekommen wäre, es nimmt ihr eben so wenig eine Unze von ihrem Werthe, daß sie auf natürliche Weise in der Seele des Verfassers entsprungen und gewachsen ist.

Der erste Theil von „Entweder — Oder" ward verlockend vor der Lesewelt hingestellt, wie eine festlich gedeckte, blumengeschmückte Tafel, reich besetzt mit duftenden und würzigen Gerichten. Die einleitenden „Diapsalmata" waren, so zu sagen, der Appetitsgang, welcher darauf berechnet war, die Genußlust durch leichte und prickelnde Kleinigkeiten zu erwecken. Von Allem, was Kierkegaard geschrieben hat, ist Nichts so populär geworden, wie diese kleinen glänzenden und phantasievollen Humoresken, welche stabil in jedem Buche nachgeahmt worden sind, das einer seiner Bewunderer geschrieben hat. In all ihrer Kürze sind sie Meisterwerke.

Unter dem Eindrucke seiner geistigen Unfertigkeit hatte Kierkegaard in einem Briefe vom Juli 1838 die Worte geschrieben: „Was ich bedarf, ist eine Stimme, durchdringend wie ein Lynceus-Blick, erschreckend wie das Seufzen der Giganten, ausdauernd wie ein Naturlaut, an Umfang vom tiefsten Basse bis zu den schmelzendsten Brusttönen, modulirt vom heilig-leisesten Flüstern bis zur feuersprü-

henden Energie der Raserei. Das ist's, dessen ich bedarf, um Luft zu bekommen, um Das auszusprechen, was mir auf dem Herzen liegt, um die Eingeweide des Zornes und der Sympathie aufzurütteln." Als diese Worte fünf Jahre später unter den Aphorismen von „Entweder — Oder" gedruckt vorlagen, enthielten sie eher eine Definition von den Gaben des Verfassers, als von Dem, wonach ihn sehnlich verlangte. Sein Wunsch war genau in Erfüllung gegangen. Der Mann, welcher, als er diese Worte schrieb, noch seine Ausfälle gegen Andersen lallte und stammelte, hatte sich mittlerweile, wie Demosthenes, so hartnäckig geübt, daß alles Stammeln verschwunden war und er eine Beredtsamkeit der höchsten Art erlangt hatte. Seine Stimme war, gleich der des griechischen Redners, in der Einsamkeit durch Rufe gestärkt worden, welche das Tosen des Sturms und die Brandung der Wellen übertäubten.

Man kann jedoch ziemlich gewiß sein, daß Viele, welche, als jene Aphorismen erschienen, dieselben witzig fanden und höchlich bewunderten, nur Wenig von Dem verstanden, was ihnen so herrlich gesagt dünkte, und zwar um so weniger, als durch diese Blätter ein Bestreben geht, pikant und glänzend zu sein selbst auf Kosten der Verständlichkeit. Der Ausdruck für manche Stimmung, die ursprünglich warm empfunden war, hat durch den zugespitzten Stil das Aussehen eines bloßen Wortmanövers erhalten.

Man nehme z. B. folgendes Diapsalma: „Ich sage von meiner Trauer, was der Engländer von seinem Hause sagt: meine Trauer is my castle. Viele Menschen erachten es für eine der Bequemlichkeiten des Lebens, Trauer zu haben."

Das Räthselhafte in diesem letzten Satze verschwindet,

wenn man aus dem Tagebuche ersieht, was Kierkegaard weggestrichen hat, um den Satz zu einem Paradox zuzustutzen. Der Anfang lautet dort wie in „Entweder — Oder"; dann heißt es jedoch weiter: „Aber es giebt viele Menschen, welche, wenn sie Anlaß zur Trauer haben (d. h. einen Flor um den Hut tragen), Theilnahme verlangen, nicht so sehr, um ihre Trauer zu lindern, als damit man sie ein bischen hätschele, welche es daher im Grunde für eine der Bequemlichkeiten des Lebens erachten, Trauer zu haben."

Das läßt sich verstehen; es verblüfft weniger, aber es ist wahr.

Ein anderer der berühmtesten Aphorismen lautet, wie folgt: „Ich mag absolut nicht. Ich mag nicht reiten, Das ist eine zu starke Bewegung; ich mag nicht gehen, Das ist zu anstrengend; ich mag mich nicht hinlegen, denn entweder müßte ich liegen bleiben, und Das mag ich nicht, oder ich müßte wieder aufstehen, und Das mag ich auch nicht. Summa Summarum: Ich mag absolut nicht."

Das ist äußerst drollig gesagt; wenn es nur nicht so verwünscht erkünstelt klänge! Es sieht nicht aus, als wäre es Ernst oder wahre Empfindung, sondern wie eine humoristische Stilübung, zum Spaß hingeschrieben. Man vergleiche nun damit die wirkliche Tagebuchsnotiz in ihrer unverfälschten Natürlichkeit:

„Ich mag absolut Nichts. Ich mag nicht gehen — Das strengt an; ich mag mich nicht hinlegen, denn entweder würde ich dann *lange* liegen, und Das mag ich nicht, oder ich würde *gleich* wieder aufstehen, und Das mag ich auch nicht. Ich mag nicht reiten, Das ist eine zu kräftige Bewegung im Verhältniß zu meiner Apathie. Ich mag nur *fahren*, gemächlich, gleichmäßig gerüttelt eine

Menge Gegenstände an mir vorübergleiten lassen, bei jeder schönen Stelle verweilen, nur um meine Mattigkeit zu empfinden . . ."

Wie vollständig fühlt man hier, daß die Worte empfunden und nicht bloß drollig zusammen gestellt sind, um einen Effekt zu erzielen; wie deutlich wird es hier, daß der Schreibende ein Mensch mit Fleisch und Blut und Nerven, mit einem wirklichen Körper und nicht, wie der Aesthetiker in „Entweder — Oder", ein schattenhafter Geist ist, der, selbst todt und begraben, in einem fingirten Raume und einer fingirten Zeit Vorträge für seine „Mitbegrabenen" hält!

Oder man nehme dies völlig barocke Diapsalma:

„Das Unproportionirte in meinem Bau ist, daß meine Vorderbeine zu klein sind. Wie der Hase von Neu-Holland, habe ich ganz kleine Vorderbeine, aber endlos lange Hinterbeine. Gewöhnlich sitze ich ganz still; mache ich eine Bewegung, so ist es ein ungeheurer Sprung, zum Entsetzen aller Derjenigen, mit denen ich durch die zärtlichen Bande der Verwandtschaft und Freundschaft verknüpft bin."

Das ist mindestens eben so dunkel, wie spaßig. Vorderbeine! Hinterbeine! was soll Das heißen?

In den Tagebüchern findet man an einer Stelle die Worte: „Deshalb ist mein Gang durchs Leben so unsicher, weil meine Vorderbeine (Hoffnungen 2c.) in meiner frühen Jugend durch Ueberanstrengung geschwächt worden sind." Und an einer anderen Stelle, wo der Aphorismus entworfen wird, schließt das Gleichniß von dem neuholländischen Hasen, wie folgt: „Gewöhnlich sitze ich für den Augenblick ganz still — mache ich eine Bewegung, so ist es ein ungeheurer Sprung. . . . Ich springe dann über die ganze

gegenwärtige Zeit, das gegenwärtige Leben, kurz alles Gegenwärtige hinweg — und bin abwesend futurisch."

Das burleske Diapsalma bedeutet also schlichtweg: In meiner Jugend spannte ich meine irdischen Hoffnungen zu stark an. Sie gingen nicht in Erfüllung, sie wurden geschwächt, und wenn ich jetzt handle, so geschieht es nicht kraft einer irdischen, sondern kraft einer himmlischen Hoffnung, und meine Handlung erweckt daher natürlich Verwunderung, als unproportionell zu der Welt, in der ich lebe.

Diese Betrachtung gehörte nach seiner Meinung nicht in den Mund des Genußphilosophen. Jedoch in einer unverständlichen, aber possierlichen Form hingestellt, klang sie bizarr, und konnte überallhin gehören.

17.

Die Aphorismen schillerten wie ein Schwarm bunter und prächtiger Schmetterlinge im Sonnenschein. Die Abhandlung über Mozart's „Don Juan", welche darauf folgte, hatte einen Schwung wie der Flug des Falken, der aus der Hand des Jägers empor steigt. Sie trug das Ihrige zu dem Glücke bei, das „Entweder — Oder" machte. Sie offenbarte zum ersten Mal Kierkegaard's eigenthümliche Begabung als Kritiker, welche man als das Vermögen bezeichnen kann, den Gegenstand der Kritik in ein Ideal seiner Gattung zu verwandeln. Ihm fehlte das Talent, einem Werk oder einer Persönlichkeit den rechten Platz in

dem Ensemble, zu dem sie gehören, anzuweisen, und nicht minder das, die Vorzüge und Fehler des Gegenstandes so zu verwenden, daß sie weder hinter einander aufgezählt, noch gegen einander abgewogen werden, noch einander vernichten; aber die Vorzüge werden in den Gegenstand selbst verwandelt, und die Mängel in die sicheren Grenzen oder Kontouren desselben. Er verstand, wie gesagt, mit großem Scharfsinn und begeisterter Lyrik zu idealisiren. Er isolirte seinen Gegenstand so vollständig, wie er es vermochte, aus seinem ganzen historischen Zusammenhange, erklärte und verklärte ihn dann, und erhob sein verklärtes Bild hoch über das Niveau, in welchem andere Menschen ihn sahen. Er warf sich mit anbetender Gebärde vor dem bewunderten Werke aufs Knie, er machte sich zu seinem Diener, seinem Opferspender, seinem Priester, und während er in leidenschaftlicher Verzückung das Rauchfaß vor demselben schwang, stimmte er einen Hymnus zu seinen Ehren an. Seine Bewunderung ist indessen so reflektirt, so gedankenreich und sinnvoll, daß sie nicht, wie andere Bewunderung, ansteckt oder abstößt, sondern gewinnt und überzeugt. In der kritischen Rekonstruktion, die er mit dem Gegenstande vornimmt, sind alle gegenseitigen Proportionen der Theile desselben, alle Verhältnisse nach innen richtig bewahrt, aber zugleich alle Verhältnisse nach außen, zur Umwelt, ja zum eigenen Urheber verschwunden oder verrückt, so überspannt und in der Luft schwebend ist seine kolossale Konstruktion. Er vermag dem Werke, das er verherrlicht und verklärt, einen außerordentlichen Werth für den Leser zu geben, aber er benimmt sich dabei wie ein König Midas, der Alles, was seine Hand berührt, in Gold verwandelt, so daß das Werk vor den Augen des Lesers in einer güldenen Glorie strahlt; allein er vermag

nicht das eben so Schwierige, Allem darin seine rechte, seine natürliche Farbe zu geben.

Die Abhandlung über „das Musikalisch-Erotische“ hat die meisten dieser Vorzüge und die wenigsten Schwächen, weil der Gegenstand, Mozart's „Don Juan“, wirklich ein so bewunderungswürdiges Kunstwerk ist, daß die vergötternde Kritik den Leser nicht zum Widerspruche reizt.

In der Abhandlung über Scribe's Lustspiel „Die erste Liebe“, welche mit eben so großer Virtuosität verfaßt ist, behandelt er das gegebene Werk, wie ein Taschenspieler den Gegenstand, der ihm dargereicht wird. Er zieht eine Fülle von Herrlichkeiten daraus hervor, Ideen, die wie Edelsteine glänzen, demantgleiche, in zahlreichen Facetten blitzende Einfälle; man sieht mit Verwunderung, daß alles Dies in dem Stücke Platz finden konnte; aber man ist nicht so gewiß, daß er selbst es nicht wenigstens zum Theil hinein gebracht hat. Man darf jedoch nicht vergessen, daß nicht Kierkegaard selbst, sondern sein Aesthetiker diese Abhandlung als Replik zum Besten giebt, und daß Kierkegaard selbst mit ganz anderen Augen auf Scribe hinblicken konnte.

Je mehr er sich als Geist entwickelte, desto weniger nahe hielt er sich, wenn er als Kritiker auftrat, an seinen eigentlichen Gegenstand. Derselbe war ihm zunächst ein Vehikel für Das, was er selbst im betreffenden Augenblick gerade seinen Zeitgenossen zu sagen hatte, oder ein Anlaß, auf diesem oder jenem seiner liebsten Steckenpferde einen Extraritt zu machen. Seine Kritik fuhr fort, absolut bewundernd zu sein, aber die Bewunderung gegenüber den noch lebenden Personen hatte nicht mehr den frischen, Alles vergessenden Charakter, den der Enthusiasmus bei dem Kritiker in „Entweder — Oder“ hat. Ich denke an die

Abhandlung über Frau Gyllembourg's „Zwei Zeitalter" und die Artikel „Die Krisis und eine Krisis im Leben einer Schauspielerin", welche, ohne den Namen der Frau Heiberg zu nennen, ihr Weihrauch zu Füßen streuen. Kierkegaard litt an einer Art unglücklicher Liebe zu Heiberg und dem Heiberg'schen Hause, und diese beiden Arbeiten sind Aeußerungsformen derselben. Der Theil von ihnen, welcher sich an die Sache hält, der eigentlich kritische, ist ein Schwall vortrefflich geschriebener und fein ausgesonnener Komplimente. Das Uebrige darin ist Charakteristik seiner Zeit in Kierkegaard's gewöhnlichem Stile, also das direkte Gegentheil von Komplimenten. Frau Gyllembourg's „Zwei Zeitalter", eine sehr talentvolle Novelle, enthält eine Art Vertheidigungsplaidoyer für die Zeit, als die Verfasserin selber jung war, das Revolutionszeitalter nämlich, welches in einem poetischen Lichte erscheint, und eine höchst einseitige und bittere Anklage gegen die damalige Zeit. Die Vertheidigung macht sich Kierkegaard mit gewissen Vorbehalten zu Nutze, weil die Revolutionszeit die von ihm vergötterte Leidenschaftlichkeit besaß (und doch leidet es geringen Zweifel, daß er, wenn er ein Zeitgenoß derselben gewesen wäre, sie als Aufruhr gegen alles Ehrwürdige und Heilige verdammt haben würde); der Angriff ist vollständig Wasser auf seine Mühle. Er nimmt daraus den Anlaß zu einer wahren Donnerrede gegen die Leidenschaftslosigkeit, den Neid, die Nivellirungssucht, Oberflächlichkeit und Koketterie der „Jetztzeit". Die zweite Abhandlung über Frau Heiberg schrieb er aus Veranlassung ihres Wiederauftretens im Theater als Shakespeare's Julie, nachdem sie vierzehn Jahre lang diese Rolle nicht gespielt hatte. Dieselbe enthält, neben einzelnen trefflichen Beiträgen zur Aesthetik der Schauspielkunst, eine Schilderung des Unter-

schiedes zwischen derjenigen Art Genialität, welche nur Jugend ist, und der Genialität, welche Inbrunst, eine zweite Jugend ist, — mit welcher Kierkegaard aus natürlichen Gründen weit mehr sympathisirte. Die Abhandlung giebt ferner (aus Veranlassung der Schwierigkeit, die Gunst und Anerkennung eines Publikums, trotz des die Aufmerksamkeit abstumpfenden Umstandes, beständig für alle sichtbar zu sein, vierzehn Jahre hindurch zu bewahren) eine Schilderung des Gegensatzes zwischen dem Leben Derjenigen, die, um ein leeres Prestige aufrecht zu erhalten, sich vor der Menge verbergen, und der Lebensweise der Wahrheitszeugen; „die unbedingt uneigennützigen Diener der Wahrheit“, sagt er hier, „haben stets die Gewohnheit gehabt, unter den Menschen zu verkehren, sie haben nie Versteckens mit der Menge gespielt, . . . sie haben sich im Gegentheil immer recht eigentlich in Alltagskleidern gezeigt, mit dem gemeinen Manne gelebt, auf Straßen und Gassen geredet, auf jedes Ansehen verzichtet . . .“ Der Artikel kehrt dann, nach dieser Abschweifung, zu Frau Heiberg zurück, deren Genie er volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn es überhaupt Gerechtigkeit ohne individualisirende kritische Züge giebt. Seine Methode macht es ihm indeß unmöglich, Dergleichen anzuführen, er nennt nicht einmal einen Namen, es ist eine Schauspielerin im Allgemeinen, die er schildert, oder vielmehr ein gewisser Typus von Schauspielerinnen, und ein Typus als solcher spielt niemals schlecht. Kierkegaard besaß eine gewisse Art harmloser Malice, welche man bei dieser Gelegenheit spüren kann. Er verkehrte mit Frau Nielsen, die er als Künstlerin hoch bewunderte, und rühmte sie gern auf Kosten der Frau Heiberg. Zu anderen Zeiten benahm er sich gerade umgekehrt. Als Schriftsteller sagte er zuerst der Frau

Heiberg Komplimente in „Entweder — Oder“, dann hielt er der Frau Nielsen eine lange, ziemlich an den Haaren herbeigezogene Lobrede in den „Stadien“, mitten in der Abhandlung über die Ehe, dann endlich empfing Frau Heiberg einige Jahre nachher ihre Verherrlichung in dieser großen Abhandlung, an deren Schlusse er wieder gleichsam aus Neckerei ein Kompliment für Frau Nielsen einflocht.

Wie bemerkt, in späteren Jahren sind seine kritischen Studien von geringerer Bedeutung, als die ersten in „Entweder — Oder“ es waren, wenn auch die Methode dieselbe ist. Jene ersten Abhandlungen sind weder von ihm selbst, noch von Andern übertroffen worden.

Durch ihre schöne Schwärmerei steht die über „Don Juan“ so hoch, — jene Schwärmerei für die Kunst, welche eine der edelsten Eigenthümlichkeiten der romantischen Richtung war. Es ist ein Enthusiasmus, wie er sich mit gleicher Beredtsamkeit, wenn auch mit geringerer Gedankenkraft, in Bettina's Briefhymnen auf Beethoven und Goethe oder in des Hoffmann'schen Kreisler's Verdollmetschungen der größten Tondichter ausspricht. Im Uebrigen ist die Abhandlung über „Don Juan“ auf einer jetzt ganz veralteten metaphysischen Aesthetik von Hegel'schem Zuschnitte aufgebaut. Die Vorzüglichkeit der Oper wird durch das Zusammentreffen und die Uebereinstimmung der beiden Abstraktionen „Stoff“ und „Form“ erklärt, welche Uebereinstimmung nach der Definition des Verfassers zur Klassicität erforderlich ist, die nicht auf irgend ein Vermögen Mozart's zurückgeführt wird. Das beste musikalische Werk soll dort entstehen müssen, wo die abstrakteste Idee das abstrakte Medium der Musik treffe, und durch die absonderliche These, daß „die sinnliche Genialität“ die abstrakteste Idee sei, die sich denken lasse, gelangt der Verfasser dann zu

der Hauptthese, daß wir in Mozart's „Don Juan" die vollendete Einheit dieser Idee und der ihr entsprechenden Form besitzen.

Ich habe an anderer Stelle*) dies Bestreben des Zeitalters geschildert, absolute Muster oder Vollkommenheitsideale zu finden. Es war ein Erbstück jener von Kierkegaard selber so stark bekämpften Philosophie des Absoluten. Man scheute sich vor der Idee des Historischen und des Relativen. Die historische Anschauung, welche keine absoluten Muster kennt, ward beiseit geschoben. Man studirte weder den Künstler, noch seine Zeit, sondern das große Werk (oder die große Persönlichkeit) wurde zum Typus, der, konsequent betrachtet, die ganze Entwicklung der Kunst abschließen zu müssen schien, wie die absolute Philosophie, der Hegelianismus, vermeintlich die Geschichte der Philosophie abschließen sollte. So ward Shakespeare oder Calderon für die Romantiker der absolute Dichter. Hier in Dänemark hatte Heiberg unlängst bewiesen, daß Oehlenschläger's „St. Johannisabendspiel" die vollkommenste Realisation des unmittelbaren Dramas in lyrischer Form sei. Martensen hatte nach dem Recept der damaligen Zeit nachgewiesen, daß Alterthum, Mittelalter und Neuzeit je ihre absolute oder spekulative Dichtung besäßen, das Alterthum in der Offenbarung Johannis, das Mittelalter in der Divina commedia und die neuere Zeit in Faust, und Kierkegaard hatte sich augenscheinlich mit der Idee getragen, einen ähnlichen Stoff, wenn auch auf eine weit genialere Weise, zu behandeln**). Nun war Faust in Anspruch ge-

*) Siehe „Die Hauptströmungen 2c.", Bd. I, S. 287.

**) „Wie unglücklich bin ich — Martensen hat eine Abhandlung über Lenau's Faust geschrieben," heißt es in seinen Tagebüchern vom Juni 1837.

nommen, und er koncentrirte seine Kraft auf Don Juan.

Er war nicht sehr musikalisch; wäre er es gewesen, so hätte er wahrscheinlich weit Mehr von seinem tiefsten Wesen bei Beethoven gefunden, den er niemals erwähnt, als bei dem sorglosen und sprudelnden Mozart. Aber bewunderungswürdig, doppelt bewunderungswürdig ist es, daß er, ohne musikalisch zu sein, so tief in die Seele der Musik einzudringen vermochte. Selbst die Vergötterung der Musik war ein Zug, den er mit den Romantikern gemein hatte, und ich habe schon anderwärts*) zu zeigen gesucht, welche Berührungspunkte zwischen der Abhandlung über „Don Juan" und dem allgemeinen romantischen Streben, musikalische Stimmungen in Worte umzusetzen, stattfinden. Aber ich glaube nicht, daß es irgendwo in der Literaturgeschichte eine Rechenschaftsablage des Geistes über ein Werk der Musik giebt, die einen Vergleich mit Alledem in diesem tiefsinnigen und begeisterten Panegyrikus aushielte, was nicht abstrakt-ästhetische Theorie, sondern Paraphrase und Auslegung der Musik ist. Ich will z. B. auf Das aufmerksam machen, was hier über die Ouvertüre gesagt wird, gerade weil es mir nicht möglich ist, sie so hoch zu stellen, wie Kierkegaard es thut, und weil ich überzeugt bin, daß die meisten Musikkenner darin übereinkommen werden, sie minder bedeutend, jedenfalls minder vollkommen zu finden, als er. Allein, es geht auch hiemit, wie ich vorhin bemerkte: obschon er die Proportionen seines Gegenstandes nach außenhin übertreibt, sieht er alle Verhältnisse desselben nach innen:

„Die Ouvertüre beginnt mit einzelnen tiefen, ernsten,

---

*) Siehe „Die Hauptströmungen rc.", Bd. II, S. 154 ff.

einförmigen Tönen; da erklingt zum ersten Mal aus unendlicher Ferne ein Wink, welcher jedoch, als sei er zu früh gekommen, im selben Augenblicke zurückgenommen wird, bis man später aber- und abermals, kühner und kühner, lauter und lauter, jene Stimme hört, die sich zuerst hinterrücks, kokett und doch wie in Aengsten mit einschlich, aber nicht durchzudringen vermochte. So sieht man zuweilen in der Natur den Horizont finster, umwölkt; zu schwer, um sich selbst zu tragen, stützt er sich auf die Erde und hüllt Alles in seine dunkle Nacht, einzelne hohle Töne erklingen, jedoch nicht in Bewegung, sondern wie ein tiefes Murmeln bei sich selber — da sieht man am äußersten Saume des Himmels, fern am Horizonte, ein Flimmern; schnell fährt es längs der Erde hin, im selben Nu ist es verschwunden. Allein bald zeigt es sich wieder, es nimmt an Stärke zu, es erhellt momentan den ganzen Himmel mit seiner Flamme, im nächsten Augenblick erscheint der Horizont noch finsterer, aber schneller, noch glühender blitzt es auf, es ist, als verlöre die Finsterniß selbst ihre Ruhe und käme in Bewegung. Wie das Auge hier in diesem ersten Flimmern die Feuersbrunst ahnt, so ahnt das Ohr in jenem hinsterbenden Bogenstriche die ganze Leidenschaft. Es liegt eine Angst in jenem Flimmern, es ist, als würde es in der tiefen Finsterniß in Aengsten geboren — so ist Don Juan's Leben."

Wie der Leser, der die Abhandlung nicht kennt sogleich bemerken wird, nimmt Kierkegaard die Sache durchaus nicht von der technischen Seite, er untersucht nicht einmal rein ästhetisch Mozart's Fähigkeiten und Mängel als dramatischer Komponist; Wagner'sche Einwendungen würde er kaum einmal verstehen. Verliebt, wie er ist, in den Gedanken einer absoluten Autorität, gehorcht er dem

Drange seines dankbaren Herzens, Mozart zu einer solchen zu machen, und läßt der Neigung seiner Natur zu demüthiger und anbetender Unterwerfung freien Lauf. Er will weniger Mozart beurtheilen, als aufmerksam auf ihn machen, ihm Platz machen, die Flügelthüren aufreißen und rufen: „Der Kaiser!“ Daher gipfelt seine Kritik Don Juan's in einem lyrischen Ergusse:

„Hört den Beginn seines Lebens! Wie der Blitz aus dem Dunkel der Wetterwolke heraus fährt, so bricht er aus der Tiefe des Ernstes hervor, schneller als der zuckende Blitz, unstäter als dieser, und doch eben so taktfest; hört, wie er sich in die Mannigfaltigkeit des Lebens hinab stürzt, wie er sich an dem festen Damme desselben bricht, hört diese leichten, tanzenden Violintöne, hört das Winken der Freude, hört den Jubel der Lust, hört des Genusses festliche Seligkeit; hört seine wilde Flucht, an sich selbst eilt er vorüber, immer schneller, immer unaufhaltsamer; hört das zügellose Begehren der Leidenschaft, hört das Säuseln der Liebe, hört das Flüstern der Versuchung, hört den Wirbel der Verführung, hört die Stille des Augenblicks — hört, hört, hört Mozart's Don Juan!“

18.

Die Abhandlung über „das Musikalisch-Erotische" ist in einer Stimmung der edelsten Kunstbegeisterung geschrieben. Die über „Die erste Liebe" ist, wie der Assessor Wilhelm sagt, mit „einem fast verzweifelten Enthusiasmus" verfaßt; denn sie ist in der Bitterkeit des Herzens geschrieben, inspirirt von jener unwillkürlichen Verachtung gegen das Weib, welche Kierkegaard natürlich war, welche er nur, wo er als Moralist schreibt, zu überwinden vermocht hat, aber welche wieder von Neuem durchbricht, wo er als religiöser Reformator auftritt; es ist ein mit Kälte empfangenes und mit Spott genährtes Produkt, und der Brillantschimmer, in welchem es strahlt, ist der glitzernde Reif des Verstandes, welcher dicht und kühl auf demselben liegt.

Man hat sich über die Willkür der Auffassung gegewundert, über das Wesen, das Kierkegaard von einer Scribe'schen Bagatelle macht. Allein, um diese Willkür recht zu verstehen, muß man die Abhandlung in dem Lichte betrachten, in welchem Niemand sie bei ihrem Erscheinen sehen konnte, in welches aber Kierkegaard's gesammte Schriftstellerei sie stellt. Sie wird erst ganz verständlich, wenn man sie mit der „Wiederholung", mit Constantin's und Viktor's Reden in „In vino veritas" und mit dem

Schreiben des Frater Taciturnus an den Leser zusammenhält, womit die „Stadien“ schließen.

Zu derselben Zeit, während Kierkegaard den Drang empfand, seinen Schmerz darüber, daß ihm der Tod der Geliebten auf sein Gewissen gelegt worden sei, in „Furcht und Beben“ und „Schuldig? — Nichtschuldig?“ von der tragischen Seite darzustellen, wurde sein Gemüth geplagt und gereizt von der stachlichten Komik all der überflüssigen Noth und Pein, die er sich um eines jungen Mädchens willen gemacht, das, weit davon entfernt (wie sie gemeint hatte), an der Trennung von ihm zu sterben, sehr schnell die glückliche Braut eines Andern geworden war. Es war nicht anders möglich, als daß er mit seinem ungewöhnlichen Blick für das Komische bald das Lächerliche hierin herausfühlen mußte. Er war hinreichend Humorist, um die lächerliche Rolle zu erkennen, die er selbst gespielt hatte. Der Frater ist unerschöpflich in Spöttereien über seinen Helden, der als Liebhaber eine so traurige Figur macht: sein Kummer um das Mädchen ist pure Schwärmerei, lächerlich an sich, komisch dadurch, daß er das Allerverrückteste thut. Er, welcher im Verhältniß zu ihr Schicksal und Zufall hat abschaffen wollen, hat sich daran gewöhnt, beständig an der Nase geführt zu werden, gerade wie es ihm durch verschiedene Aeußerungen über ihre Zukunft widerfährt, die er ihr zu seinem eigenen Unglück entlockt, und bei denen sie sich nichts Erhebliches gedacht hat, als sie dieselben hinwarf, während er sich stets verpflichtet fühlt, sie wiederholend, Alles dabei denken zu wollen. Er bringt nach außenhin gar keine Wirkung hervor, außer was jede Mannsperson eben so wohl bewirken könnte, daß ein Mädchen sterben will u. s. w., er kann nicht einmal ein Mädchen unglücklich machen. Sie

dagegen bringt eine ungeheure Wirkung hervor. Er wird zum Narren durch seine demüthige Ehrerbietung.

Allein bald zwingen die Natur der Sache und der Selbsterhaltungstrieb Kierkegaard, mehr und mehr in seinem stillen Gemüthe den Fluch der Lächerlichkeit auf sie hinüber zu wälzen und gleichsam den Drang zu stillen, der in ihm war, „immer die Lacher auf seiner Seite zu behalten“, indem er ihr Benehmen gegen ihn, ihre feierlichen Versicherungen, ihre Treue, als er mit ihr brechen wollte, und ihre trotz all der großen Worte bald darauf erfolgte Verbindung mit einem Anderen als einen Wirbel von Lächerlichkeiten ansah. Und mit seinem Hange, zu generalisiren, dehnt er in gewissen Stimmungsaugenblicken seine Auffassung dieser relativ harmlosen und liebenswürdigen Lächerlichkeiten bei dem einzelnen Individuum auch auf die anderen jungen Mädchen, auf alle junge Mädchen, auf das ganze weibliche Geschlecht aus, und in solchen Augenblicken lacht er höhnisch über all das Geschwätz von ewiger Liebe und von der ersten Liebe als ewig. In einem solchen Augenblick entstand die Abhandlung über „Die erste Liebe“ mit dem ganzen Sturm von Gelächter, den sie auf das Haupt der von Natur liebenswürdigen, aber durch Romanlektüre erzogenen und verschrobenen Emmeline herabschüttet.

Einmal dazu angelegt, immer wieder eine verhältnißmäßig kleine Reihe von Ereignissen in seinem Gemüthe zu drehen und zu wenden, sieht er jetzt, so zu sagen, jeden Punkt seiner Leidensgeschichte abwechselnd in pathetischer und in komischer Beleuchtung. Der entscheidende Wendepunkt in der „Leidensgeschichte“ (in den „Stadien“) ist dieser:

„Großer Gott .... ich finde ein Billet, das mit einer

verzweifelten Leidenschaft abgefaßt ist; sie kann nicht ohne mich leben, es wird ihr Tod, wenn ich sie verlasse, sie beschwört mich um Gottes, um meiner Seligkeit willen, bei jedem Andenken, das mich bindet [offenbar das Andenken des Vaters], bei dem heiligen Namen, den ich nur selten nenne, weil mein Zweifel mich daran gehindert hat, ihn mir anzueignen, wenn ich ihn auch eben darum wie keinen anderen verehre [natürlich der Name Christi]. So bin ich also mit ihr verlobt."

Man vergleiche hiemit die nachfolgende Tagebuchsnotiz:

„Replik."

„Eine humoristische Individualität trifft mit einem Mädchen zusammen, das einstmals versichert hat, es würde ihr Tod sein, wenn er sie verließe; er findet sie verlobt. Er begrüßt sie und sagt: Darf ich Ihnen danken für die Wohlthat, die Sie mir erzeigt haben? vielleicht gestatten Sie mir, Ihnen meine Erkenntlichkeit zu beweisen (er langt 2 Mark 8 Schillinge aus seiner Westentasche hervor, und reicht ihr dieselben hin). Sie wird stumm vor Entrüstung, bleibt aber doch stehen und will ihm durch ihren Blick imponiren; da fährt er fort: Es bedarf keines Dankes, es ist eine Beihilfe zur Aussteuer, und an dem Tage, wo Sie Hochzeit geben und Ihre Wohlthat krönen, verpflichte ich mich bei Allem, was heilig ist, um Gottes und Ihrer ewigen Seligkeit willen, Ihnen fernere 2 Mark 8 Schillinge zu senden."

Die direkte Parodie ist deutlich genug. Nichts hat augenscheinlich Kierkegaard mehr gequält, als jene Beschwörung, und deshalb läßt er schon in der „Leidensgeschichte" seinen idealen namenlosen Helden, welcher sich durch dieselbe gebunden fühlt, seine Zuflucht zu der burleskesten Karikirung nehmen:

„Wäre es eine Andere, so würde es meinen Zorn beschwichtigen, kund gethan zu sehen, daß diese starken Worte und feierlichen Beschwörungen weder Mehr noch Weniger waren, als, mit Respekt zu sagen, ein böses Aufstoßen, ein kleines Rucksen, vielleicht durch allzu viel Romanlektüre veranlaßt, daß diese Todesgedanken Träume waren, nicht wie die Juliens bei Shakespeare, nachdem sie das Gift genommen hat, sondern wie Grete sie bei Wessel bekommt *), nachdem sie Erbsen gegessen hat."

Weniger bitter und mit größerer Kälte betrachtet der Frater selbst, der fingirte Verfasser der Geschichte, die Handlungsweise des jungen Mädchens; er bemerkt nur, daß sie, wenn ihr Leiden tragisch gewesen wäre, geschwiegen und sich ruhig verhalten hätte; jetzt sei sie in das entgegengesetzte Extrem verfallen und habe nach der Art junger Mädchen den Mund so voll wie möglich genommen, habe sich selbst damit gequält, eine unglücklich Liebende nach größtem Maßstabe sein zu wollen. Er macht zugleich darauf aufmerksam, daß der Held wahrscheinlich die Sache höchst pathetisch als einen „Bruch mit der Idee" ansehen würde, wenn sie sich mit einem Andern verheirathete, daß sie aber doch in der Wirklichkeit dann nichts Anderes thäte, als daß sie sich „sine ira et studio" einen neuen Kavalier auf dem Balle des Lebens anschaffe; „wenn man nämlich den Einen nicht bekommen kann, so nimmt man den Anderen, ungenirt von Idee-Weitläuftigkeiten, und eben deshalb liebenswürdig." Man spürt die Geringschätzung hinter den überlegenen Worten.

Mit solchen Gefühlen im Herzen, mit solchen Gedanken im Kopfe, hat Kierkegaard zu der Zeit, als er zur Aus-

*) In der burlesken Tragikomödie „Liebe ohne Strümpfe."

arbeitung von „Entweder — Oder" schritt, im königlichen Theater gesessen und die Aufführung der „Ersten Liebe" angesehen. Man begreift daher sehr wohl, was der Verfasser der Abhandlung in Wirklichkeit meint, wenn er sagt: „Scribe's Stück hat auf mannigfache Art mein persönliches Leben berührt." Es war für ihn der befreiende Hauch, nach welchem der Groll und Spott in ihm lechzte. Er entlud sich gleichsam auf dem Zuschauerplatze des Stückes all seiner persönlichen Erfahrungen im Kapitel des Weibes und der Bedeutung der ersten Liebe, und sah es mit Entzücken im Meere der Ironie versinken. Er kannte sie ja so gut, Emmelinens inhaltlose Leidenschaft, er kannte so gut diese Reminiscenzen der Romanlektüre, und er verstand es so gut, daß ihre höchst liebenswürdigen, aber unsinnigen erotischen Gebärden die Umgebung in hoffnungslose Verwirrung setzen.

In „In vino veritas" läßt er seinen Constantin sagen, daß kein Jüngling halb so viel Idealität besitze, wie ein junges Mädchen, daß aber die ihrige stets Illusion sei, nur vorhanden im Augenblicke der Phantasie und daher in der Wirklichkeit Spaß, so daß die Formel für jede weibliche Existenz diese sei: „früher Kaiserin in den weiten Gefilden der Liebe und Titularkönigin aller Uebertreibungen der Thorheit, jetzt Madame Petersen an der Ecke der Badstubenstraße." Emmeline in Scribe's Lustspiel illustrirt diesen Satz; denn von der ersten bis zur letzten Scene befindet sie sich in ununterbrochener Illusion, und das ganze Stück ist ein Spott über ihre Sentimentalität und falsche Romantik.

Er läßt ebendaselbst Constantin sagen: „In erotischer Hinsicht glaubt man ihr [jeder Frau] unbedingt . . . . glaubt unbedingt all jene Ausbrüche einer unverbrüchlichen

Romantik, in der sie vermuthlich umkommen würde, wenn man nicht ein Sicherheitsventil anbrächte, durch welches der Seufzer und der Rauch und die Aria*) der Romantik entströmen und den Anbeter selig machen." Es ist diese Situation, welche Emmeline in dem Stücke illustrirt; denn weit entfernt davon, daß die Welt ihr ungünstig wäre, sind alle Verhältnisse so zurecht gelegt, daß sie in romantischen Versicherungen und Floskeln schwärmen kann, ohne die Ironie zu fühlen, welche in der Atmosphäre um sie schwebt.

Einer der Hauptpunkte in der „Leidensgeschichte" war das krampfhafte Festhalten des jungen Mädchens an ihrem Liebhaber in dem Augenblick, wo er sich von ihr zurückziehen will. Aber- und abermals wird in Kierkegaard's Schriften diese Anhänglichkeit in ein hochkomisches Licht gestellt. So in der „Wiederholung", wo es bei demselben Anlasse heißt: „Groß ist die weibliche Treue, besonders wenn man sie sich verbittet, unergründlich und unbegreiflich ist sie zu allen Zeiten." Fast gleichlautend sagt Constantin in den „Stadien": „Unbegreiflich groß ist die Treue des Weibes, so lange sie des Geliebten nicht sicher ist, und eben so unbegreiflich groß, so bald er sich ihre Treue verbittet." Aber in Scribe's Lustspiel „Die erste Liebe" fand Kierkegaard gerade einen vollkommen fertigen Typus der Lächerlichkeit, die er mit so versessenem Eifer deutlich zu machen und zu charakterisiren suchte, und deßhalb ruft der Verfasser des Aufsatzes in „Entweder — Oder" mit Jubel aus: „Emmelinens Treue wird durchaus parodisch. Um keinen Preis will sie ihn aufgeben, weder durch Feuer noch durch Wasser läßt sie sich schrecken; Charles' Ver-

*) Anspielung auf Wessel's vorhinerwähnte Tragikomödie.

legenheit wird immer größer, da er sie loszuwerden wünscht. Eine solche Treue ist ganz in ihrer Ordnung; denn ein kleines Fräulein wie Emmeline pflegt stets am treuesten zu sein, wenn der Geliebte sie loszuwerden wünscht."

Allein der eigentliche springende Punkt in der „Leidensgeschichte" war ja nicht bloß jene wenig erwünschte Treue, sondern das unselige Wort des jungen Mädchens (mag es nun in Wirklichkeit gesagt worden sein oder nicht), daß der Bruch ihr Tod sein werde. Zu derselben Zeit, wo Kierkegaard in „Furcht und Beben" Tragödie auf Tragödie um diese Antwort thürmt, ein ganzes Mausoleum über derselben erbaut, einen prächtigen Kenotaph, mit der trauernden Statuette des jungen Mädchens gekrönt: zu derselben Zeit erweckt diese Antwort seinen wildesten Hohn und veranlaßt ihn, so oft er derselben gedenkt, dazu, sie in wahren Lachparoxysmen unter einem Hagel fauler Eier und einem Bombardement übelriechender Apfelsinen zu begraben.

Man höre nur Constantin Constantius erzählen, wie er seiner Verstorbenen auf der Straße begegnet. Gut, denkt er, ist's für die Mädchen, daß sie nicht jedes Mal, wenn sie sterben, begraben werden müssen. Eine Verstorbene ist ihm eine der amüsantesten Figuren, mit denen man im Leben zusammentreffen kann, sie leistet Alles, was man billigerweise von Beiträgen zum Amüsement verlangen kann. Sie stirbt aus Liebe, Das ist gewiß, denn sie hat es selbst gesagt. Aber sollte sie deshalb nicht wieder lieben können? Warum nicht, wenn man sie nur wieder lebendig machen kann? Dann ist sie ja ein neuer Mensch, und ein neuer Mensch, ein anderer Mensch liebt wieder zum ersten Mal, und darin ist nichts Auffallendes. „O Tod," ruft er aus, „groß ist Deine Macht; nicht das kräftigste

Vomitiv, nicht das stärkste Laxativ könnte so entleerend wirken!"

Allein hier bei der Aufführung der „Ersten Liebe" sah Kierkegaard gerade auch diese seine komische Lieblingssituation auf der Bühne: das junge Mädchen, welches versichert, nicht ohne den Gegenstand ihrer ersten Liebe, Peter, leben zu können, und welches in aller Liebenswürdigkeit zehn Minuten darauf seinem Nachfolger Paul ihre Hand giebt mit der Versicherung, daß das Frühere ein Irrthum gewesen, und daß erst Dies ihre erste Liebe sei. Daher die Worte des Aufsatzes: „Die tiefe Ironie in der Situation liegt also in Emmelinens unverbrüchlicher Treue, die um keinen Preis auf Charles verzichten kann, da es ihr das Leben kosten würde, so wie in Charles' steigender Verlegenheit, der sie nicht loswerden kann."

Aber noch ein letzter Berührungspunkt von einer eigenen und ganz besonders unheimlichen Art fand zwischen Kierkegaard und dem Scribe'schen Stücke statt. Was ist nämlich jener Charles, auf den Emmeline aus purer Illusion nicht verzichten will? Etwa ein natürlicher Gegenstand romantischer Treue? Nein. „Es wird Einem fast schlecht zu Muthe, wenn man den Blick auf die unendlich gesunde Dummheit heftet, die auf seinem Gesichte ausgeprägt liegt. Und doch ist es keine unmittelbare Dummheit, sein Blick hat noch eine Schwärmerei, die in ihrem Blödsinn an eine Vergangenheit erinnert." Aus purer romantischer Orthodoxie und Faselei will Emmeline ihn nicht freigeben. Aber was hat Kierkegaard mit diesem lächerlichen Patron zu schaffen? wird man fragen. In seiner eigenen Gestalt freilich weniger als Nichts. Aber der Held der „Leidensgeschichte" hat mindestens Eine starke Aehnlichkeit mit ihm, da er sich — wiewohl vergeblich —

des Betruges bedient, um seine Geliebte von sich frei zu machen. Man beachte diesen seinen Ausbruch:

„So ergreife mich denn mit all deiner Macht, du gewaltige Leidenschaft, du Fälscher, welcher der Wechselbalg der Wahrheit, aber im Betrug nicht von ihr zu unterscheiden ist! ... Verwandle alle Qual in meiner Brust zu Geschwätz auf den Lippen, alles Pathos darin zu Gefasel, wenn es laut wird! Nimm's fort, nimm es fort, verbirg jeden Zug, jede Miene, jedes Gefühl, jede Spur eines Gefühls, die ihr gefallen könnten, so sicher, daß keine Wahrheit durch den Betrug schimmert! Schaffe mich um, laß mich dasitzen, wenn ich bei ihr sitze, wie eine nickende Pagode, mit einem gedankenlosen Lächeln auf der Lippe, umdünstet von Albernheit!"

War es nicht lächerlich, zum Verzweifeln lächerlich, daß er sich zu einem Charles umgeschaffen hatte, und vergebens? Emmeline hatte sich darin gefallen, ihm gleichwohl treu bleiben zu wollen, und als sie ihn gebührend mit Treue gemartert, hatte sie liebenswürdig und ungenirt Rinville genommen. Begreift man die zitternde Leidenschaft, mit welcher seine beißende Feder die Worte niederschrieb:

„Alles, was Emmeline sagt, erweist sich als Gefasel, das Eheversprechen mit eingerechnet. Ihre alte Verliebtheit in Charles ist Gefasel, ihre neue in Rinville ist auch Gefasel; ihre Schwärmerei ist Gefasel, ihr Zorn ist auch Gefasel; ihr Trotz ist Gefasel, ihre guten Vorsätze sind auch Gefasel."

Das wahre Wesen der kleinen romantischen Gazelle erweist sich als „das unendliche Gefasel."

Die Abhandlung über „Die erste Liebe", ausgelassen witzig, wie sie ist, und von einem negativen und parodirenden Enthusiasmus beseelt, ist also das Satyrspiel zu

der dreitheiligen Tragödie, welche aus der „Wiederholung", „Schuldig? — Nichtschuldig?" und „Furcht und Beben" besteht.

19.

Auf dem Titelblatte von „Entweder — Oder" stehen als Motto zwei übersetzte Verszeilen des englischen Dichters Young*):

„Ist denn die Vernunft allein getauft,
sind die Leidenschaften Heiden?"

ein Ausspruch, den man im Munde eines solchen halbpietistischen Dichters leicht versteht, den aber von einem Geiste wie Kierkegaard gebraucht zu sehen man sich wundern könnte. Sieht man jedoch die Worte scharf an, so entdeckt man eins der tiefsten Charaktermerkmale in Kierkegaard's Schriftstellerei.

Er geht davon aus, daß die Vernunft getauft sei. Die unzähligen feinen Untersuchungen und Analysen, welche seinen ohne Uebertreibung ungeheuren und riesenhaften Werken zu Grunde liegen, sind nicht voraussetzungslos oder vorurtheilsfrei ausgeführt. Auch vermochte ja kein Wort in solchem Grade Kierkegaard's bald witzigen, bald nahezu skurrilen Spott und Hohn herauszuzufordern, wie der große Grundsatz der Philosophen: Es ziemt sich, an Allem zu zweifeln. Die Vernunft, welche hier prüft, ist eine getaufte Vernunft, mit Feuer getauft, aber getauft — es ist eine Vernunft, die zum Voraus ein Gelübde betreffs der Resultate abgelegt hat, zu denen sie gelangen will,

---

*) Are passions then the Pagans of the soul,
Reason alone baptized?
The complaint IV, v. 630.

und die selbstverständlich zu keinem anderen Resultate gelangt. Sie weiß, wie der Schüler, welcher in das Buch des Lehrers geguckt hat, was das Facit ist, ehe sie das Rechenexempel beginnt, und bekommt dasselbe daher bei jeder Rechnung heraus. Das Neue Testament, nach der Auffassung der Orthodoxie gelesen, ist das Buch, in welchem die rechte Lösung aller Aufgaben enthalten ist.

Ich brauche kaum zu bemerken, daß es um die großen und bahnbrechenden Geister anderer Länder in diesem Jahrhundert ganz anders steht: bei Littré und George Sand, bei Goethe und Hegel, bei Shelley und Stuart Mill ist die Vernunft nicht getauft. Dafür sind bei ihnen — bildlich gesprochen — die Leidenschaften getauft. Diejenigen unter ihnen, welche die Leidenschaften dichterisch schildern, lassen sie wohl hin und wieder in ihrer ganzen ursprünglichen Wildheit zu Worte kommen, aber nicht ein ganzes Kunstwerk hindurch, in der Regel sind sie gemildert, geadelt, als feurige, aber gehorsame Rosse vor den Triumphwagen des Geistes gespannt.

Gerade entgegengesetzt bei Kierkegaard. Wie die Vernunft bei ihm getauft ist, sind die Leidenschaften in seinen Schilderungen ungetauft, und Dies verleiht denjenigen seiner Produktionen, in welchen er die „ästhetische" Existenzsphäre, das Genußleben, das Weib als Gegenstand des Verlangens für den Mann darstellt, einen so eigenthümlichen Charakter. Das bekannteste dieser Erzeugnisse ist „das Tagebuch des Verführers", in welchem der erste Theil von „Entweder — Oder" gipfelt, und daran schließt sich die erste Abtheilung der „Stadien": „In vino veritas." Es sind zwei Meisterwerke höchsten Ranges, aber zwei unheimliche, beunruhigende Meisterwerke. Erweckte das unvergleichliche Trinkgelag in den „Stadien", bei dem

Stumpfsinne des Publikums, geringe oder gar keine Aufmerksamkeit, als das Buch erschien, so machte dafür das Tagebuch ein um so größeres Aufsehen beim Erscheinen von „Entweder — Oder", weil das Publikum, das eine Scheu vor schwierigen Büchern hat, aber alle durchschnüffelt, rasch entdeckte, daß das Papiermonstrum des unbekannten Verfassers, außer all seinen Ansprachen an *Συμπαρανεκρωμενοι* und seinen erhabenen Abhandlungen über das Aesthetische und Ethische, die offenbar zum Ueberschlagen bestimmt waren, zugleich das Tagebuch des Verführers enthielt, wovon man sich schon im Voraus einen himmlischen Genuß versprechen konnte.

Es war in der That auch ein höchst geniales Produkt, eine der kapitalen Leistungen jener reichen Periode in der schönen Literatur Dänemarks. Aber es war eine seltsame Art Verführer, den man hier kennen lernte, es war eigentlich der Schatten eines Verführers, phantastisch, blutlos wie ein Schemen. In diesem Tagebuche fand sich keine schöne und glückliche Sinnlichkeit wie unter dem taghellen Himmel Griechenlands, keine milde und edle Sinnlichkeit, wie sie in Goethe's klarem, durchsichtigem Mondschein hervor tritt, keine wild blühende Sinnlichkeit, wie in Byron's funkelnder Sternschnuppennacht, überhaupt keine Sinnlichkeit im eigentlichen Verstande, sondern ein geistesaristokratischer Stolz, das ewig hungrige Lechzen einer unersättlichen Eitelkeit nach Nahrung, und ein Verlangen, das molochartig glühende Arme nach seinem Gegenstande ausstreckt, um ihn in seiner Umarmung zu versengen, zu verzehren, zu vernichten.*)

*) Ueber das Verhältniß zwischen dem Tagebuche des Verführers und verwandten Erscheinungen der europäischen Literatur vgl. „Die Hauptströmungen 2c.", Bd. II, S. 51 ff.

Man versteht das Werk besser, wenn man auch „In vino veritas“ gelesen hat, wo die Hauptperson desselben wieder auftritt. Liest man die Schilderung dieses Trinkgelags in der rechten Stimmung, was nicht ganz leicht ist, wenn man sie häufig gelesen hat, so ist es Einem, als stünden die Redenden nicht in einem erhellten Saale, sondern im Dunklen, und als schlügen ihnen bei ihren Worten blaue Flammen zum Munde heraus. Es ist höchst eigenthümlich für Kierkegaard, daß er bei so außerordentlichen poetischen Gaben niemals ein unschuldiges oder doch schuldloses Bild des ewig Frühlingshaften in der menschlichen Liebe hat geben können oder wollen — sein Ehepaar trägt einen Anflug von Philistrosität, — sondern stets die irdische Lust hat in Verzweiflung zurückschleudern müssen. Es ist bezeichnend, daß es ihm nicht gelungen ist, uns andere Persönlichkeiten irgendwie sichtbar vor Augen zu stellen, als die Apostel der Verzweiflung. Das kam daher, weil er, trotz seines Versuches, die sittliche Sphäre zwischen der ästhetischen und der religiösen einzukeilen, in Wirklichkeit nur an zwei Möglichkeiten glaubte: Hedonismus oder Askese, ein Leben des Genusses oder der Entsagung; beide Lebensformen wuchsen vor seinem Blicke zu einer solchen Macht empor, daß sie die dazwischen liegende natürliche und humane Form des Seins erdrückten. Daher das Unheimliche in jenen Meisterwerken. Liest man „In vino veritas“ kritisch, so fühlt man, wie die Totalstimmung des Vortrags abwechselnd die Klostersehnsucht nach dem Weibe als dem verbotenen Gut und der Mönchshaß gegen das Weib als das unreine Wesen ist, dessen Berührung erniedrigt. Auf diese beiden Grundstimmungen lassen sich alle Ergüsse zurückführen, vielleicht einzig mit Ausnahme der Rede des „jungen Menschen“, welche rein neutral und

geschlechtslos ist. Hinter diesen prunkenden und ausgelassen geistreichen Reden gewahrt man gleichsam in unbestimmten Konturen eine ideale Persönlichkeit, welche bald ihren klapperschlangenhaften Blick begehrlich auf das Weib heftet, bald dasselbe mit katholischem Pfaffendünkel und pfäffischer Verachtung voll Ekel von sich schleudert, — abwechselnd purer Dämon und purer Geist.

Der Verführer ist abwechselnd Dasselbe. Darum sagt Cordelia von ihm: „Bisweilen war er so geistig, daß ich mich als Weib vernichtet fühlte, zu anderen Zeiten so wild und leidenschaftlich, so verlangend, daß ich fast vor ihm zitterte“, also wechselsweise Geist und Dämon. Und, wie das Citat besagt, die Leidenschaft des Helden ist nicht die gewinnende und fesselnde Leidenschaft der Jugend, sondern eine Leidenschaft, vor welcher das Weib zittert, eine ungetaufte, heidnische.

Aber hierin liegt zugleich die tiefe und in ihrer Art ganz einzige Originalität dieser Erzeugnisse. Sie sind unzweifelhaft das in literarischer Hinsicht Vorzüglichste, was Kierkegaard geschaffen hat. Es sind Arbeiten, die, in einer der Hauptsprachen Europas geschrieben, ihren Verfasser weltberühmt gemacht haben würden, zumal da sie nicht vereinzelt, sondern als Glieder eines Ganzen von entgegengesetztem Geiste erschienen. Wenn man das Tagebuch des Verführers mit Schlegel's „Lucinde“ vergleicht, welcher das Motiv, wie schon erwähnt, entnommen ist, und wenn man bedenkt, wie berühmt diese schwache und in jeder Hinsicht unzulängliche Arbeit geworden ist, so fühlt man, welches Unrecht das Schicksal Kierkegaard dadurch zufügte, daß es ihn nicht in einem größeren Lande geboren werden ließ. Und wenn man „In vino veritas“ mit Platon's „Symposion“ zusammen hält, als dessen Gegenstück es sich

darstellt, so muß man mit Bewunderung empfinden, daß es den Vergleich so gut verträgt, wie eine moderne Komposition es überhaupt vermag. Das ist gewiß kein geringes Lob.

Im „Tagebuch des Verführers" stelle ich die Episoden am höchsten; solche Skizzen von wenigen Seiten, wie das Spiel der Zephyre mit den jungen Mädchen oder die Schilderung der Dienstmädchen im Schloßgarten von Frederiksberg*), sind kleine Wunder der Beobachtungsgabe und Darstellung. Sie haben Nichts von dem Gekünstelten der planmäßigen Verführungsgeschichte, Nichts von dem abstoßenden Raffinement der zahlreichen Briefe und Billette des Johannes, geschweige von Cordelia's pedantischen Nachahmungen derselben; sie sind so augenscheinlich nach Motiven aus der Wirklichkeit ausgeführt, daß man hier ausnahmsweise bei Kierkegaard den Grund und Boden der Erde unter seinen Füßen verspürt. Inmitten der abstrakt-dämonischen Sphäre, in welcher der Verfasser heimisch ist, geben sie uns die trefflichsten Lebensbilder aus dem Kopenhagen der damaligen Zeit, klein, aber mit einer phantasievollen Flottheit und Größe des Stils gemalt.

In „In vino veritas" ist aus demselben Grunde der Modehändler die beste Figur, er ist der Einzige, welcher nicht lauter Abstraktion ist, der Einzige, welcher eine andere Profession im Leben hat, als die, jung, Eremit, Beobachter oder Verführer zu sein. Damit soll nicht gesagt sein, daß er irgend einer Wirklichkeit abgelauscht wäre; nach einem so idealistisch verzweifelten Modehändler müßte man wohl lange suchen, und kopenhagenerisch ist er schon deßhalb nicht, weil unsere Verhältnisse viel zu klein waren, um ein solches Produkt der Hypercivilisation zu erzeugen.

*) Uebersetzt in „Das geistige Leben in Dänemark rc.", von A. Strodtmann, S. 113 ff.

Aber es ist bezeichnend für Kierkegaard's geistigen Scharfblick, daß diese Gestalt, welche in Dänemark ein Phantasiebild war, in Frankreich nahezu eine Wirklichkeit war. Man kann in der modernen französischen Literatur ringsum Parallelen zu ihm und seiner Rede finden. Wenn der Modehändler hier sagt: „Es giebt keine distinguirte Gesellschaft, in der mein Name nicht der erste und letzte wäre, und es giebt keine bürgerliche Gesellschaft, in der mein Name, wenn er genannt wird, nicht eine heilige Ehrfurcht wie der des Königs einflößt, und keine Tracht ist so wahnwitzig, daß sie nicht, wenn sie aus meinem Laden stammt, von einem Flüstern begleitet würde, wenn sie durch den Saal rauscht", so findet man eine Parallele dazu in dem Pariser Modehändler in Taine's „Monsieur Grain d'orge", der keine Dame empfängt, die ihm nicht erst vorgestellt worden ist*). Wenn der Modehändler in den „Stadien" von seinen Nähmamsellen spricht, an deren Toilette er Nichts spare, damit die Dogmen der Mode in seinem Laden mit Nachdruck verkündet werden können, wenn er den vornehm nonchalanten Blick schildert, mit welchem er das eintretende junge Mädchen mißt, die Weise, wie sie dann von seinen abgerichteten Handlangern gemessen und taxirt wird, so ist Das nur eine hysterisch-phantastische Uebertreibung des Verfahrens, das von Balzac's wirklich-

*) „Dies kleine trockene Geschöpf, schwarz, nervös, welches das Aussehen einer im Feuer gebräunten Mißgeburt hat, empfängt sie in einer Sammetblouse stolz ausgestreckt auf einem Divan, die Cigarre zwischen den Lippen. Er sagt ihnen: ‚Gehen Sie, drehen Sie sich um; gut; kommen Sie in acht Tagen wieder, ich werde Ihnen die Toilette komponiren, welche Ihnen steht'. Nicht sie treffen die Wahl, sondern er, sie sind nur zu glücklich. Auch bedarf es erst einer Einführung, um von seiner Hand bedient zu werden".

keitsgetreuem Gaudissart und seinen Kommis angewandt wird*).

Droz' kleine Pariser Schilderungen zeigen uns, wie nicht einmal der Zug, daß es eigene Modentrachten für den Kirchgang giebt, in Frankreich fehlt, und die Scenen bei dem Modehändler in Zola's „La curée" liefern einen ernsthaften Kommentar zu des Kierkegaard'schen Modehändlers Schilderung von der Art und Weise, wie die weibliche Lascivität sich in seinem Etablissement verrathe. In den „Stadien" ist der Modehändler, wie bemerkt, nur als eine unwirkliche, unhistorische Abstraktion gedacht, Johannes Climacus giebt sogar später (in der „Abschließenden Nachschrift") das Recept zu ihm, er ist „dämonische Verzweiflung in Leidenschaft".

In der wirklichen Welt war er zu jener Zeit eine gesellschaftliche Macht, und historisch betrachtet in der Juste-milieu-Periode obendrein eine politische Macht ersten Ranges, in Frankreich wählbar, dekorirt und zum Diner in den Tuilerien bei dem Bürgerkönige Ludwig Philipp eingeladen.

---

*) „Diese emeritirten Gaudissarts haben allwöchentlich den Kampf mit tausend Kapricen bestanden, sie kennen alle Vibrationen der Kaschemir-Saite, in den Herzen der Frauen. Wenn eine Lorette, eine respektable Dame, eine junge Familienmutter, eine Löwin, eine Herzogin, eine biedere Bürgersfrau, eine freche Tänzerin, ein unschuldiges Fräulein, eine gar zu unschuldige Fremde sich zeigen, wird Jede von ihnen sofort durch diese sieben oder acht Menschen analysirt, welche sie in dem Augenblicke studirt haben, wo sie die Hand auf den Fallgriff der Ladenthür legte .... Zittert! Niemals täuscht sich dieser hohe Rath der Gaudissarts, welchem der Principal präsidirt. Dann werden die Gedanken eines Jeden durch Blicke, nervöse Zuckungen, Lächeln, Lippenbewegungen mit Telegraphen-Schnelligkeit von Einem dem Anderen mitgetheilt 2c.".



Das Tagebuch des Verführers und das Trinkgelag, die beiden Arbeiten, in denen die Gruppe von Kierkegaard's Schriften, welche das Genußleben darstellen, kulminirt, sind unzweifelhaft das in sprachlicher Hinsicht Hervorragendste, was er geschaffen hat. In sprachlicher Hinsicht sind sie Denkmäler, dauernder als Erz. Nie zuvor hatte die dänische Prosa solche Wunderwerke vollbracht. Die dänische Sprache, die, nach Kierkegaard's eigener Charakteristik, wiewohl nicht ohne Ausdruck für das Große und Entschiedene, „eine anmuthige, gefällige, holdselige Vorliebe für den Zwischengedanken, den Nebenbegriff, das Beiwort und das Geflüster der Stimmung und das leise Summen des Uebergangs hat", ward hier im Dienste einer eben so wortreichen wie gedankenvollen Leidenschaft entwickelt. Unter den Händen dieses Schriftstellers erwuchs nicht allein „eine Literatur in der Literatur", sondern auch eine Sprache in der Sprache, eine Sprache, deren Stil so entfernt, wie möglich, von der Ruhe des Lapidarstils und von der Reinheit des Nationalstiles war, ein gereizter, überladener, ausgetüpfelter und geschnörkelter Stil, in welchem das Eigenschaftswort, das den Vortrag breit macht, eine größere Rolle als das Zeitwort, das ihn kraftvoll macht, und die Stimmung eine größere Rolle als die Kontour spielt, aber wo Alles Leidenschaft war, — ein Sprachkörper, der ganz aus Puls bestand. Wie prunkvoll auch der Ausdruck war, die Leidenschaft, welche er aussprach, war darum nicht minder dämonisch, nicht minder tief empfunden. Er war ein flammengekräuseltes Schwert mit manirirtem Griffe und stark verzierter Klinge, aber Tod bringend mit seinem Stoße. Glücklicherweise ward es niemals gebraucht, um Unheil anzurichten.

Der Stil hier trägt den Charakter, daß er selten

eigentlich gesprochen ist wie die kurze Replik, und selten eigentlich geschrieben ist wie ein Buch; es ist ein Stil zwischen beiden, ungefähr wie der Briefstil, der Etwas von der Vertraulichkeit und dem Nachdruck der mündlichen Unterhaltung, Etwas von dem Periodenbau und der Berechnung der Buchsprache hat. Es ist daher ein reiner Virtuosen-Stil, der mit der Sprache spielt, Kunststücke mit den Worten treibt, sie in einen Knoten schlingt oder zu einer Schleife verknüpft. Er wendet sich — im Gegensatz zu dem jüngeren europäischen Prosastile — mehr ans Ohr als ans Auge, er erstrebt einen gewissen recitativischen Rhythmus, welcher dem Gehörsinne schmeichelt*). Kierkegaard meißelt nicht die Sprache zu einer Statue aus, er verwandelt sie in ein endloses Panorama, das unter

*) Einzelne Billets des Verführers z. B. sind so rhythmisch ausgearbeitet, daß sie sich recht gut als Verse derselben Art niederschreiben ließen, wie sie Tieck in seinen „Reisegedichten eines Kranken" und Oehlenschläger in seiner Elegie „Der Greis an Werther's Grabe" verwendet:

„Meine Cordelia!
Bald, bald bist Du mein!
Wenn die Sonne dann schließt
Ihr spähendes Auge,
Wenn die Geschichte
Vorüber ist,
Und die Mythen beginnen,
Dann werf' ich nicht nur
Meinen Mantel um mich,
Sondern ich werfe als Mantel
Die Nacht über mich,
Und eile zu Dir,
Und horche, um Dich zu finden,
Nicht auf Schritte,
Sondern auf das Pochen des Herzens.
Dein Johannes."

Ein Blick auf den ersten Entwurf zu diesem Billette in den „Hinterlassenen Papieren" zeigt uns die Mühe, welche der Verfasser sich gegeben hat, um das Rhythmische zuwege zu bringen.

einem musikalischen Accompagnement fast zu schnell an unsern Blicken vorüber zieht.

Es ist die Sprache der Leidenschaft, denn es ist Leidenschaft in der ätzenden Ironie wie in der tief bewegten Verwunderung, Leidenschaft vor Allem in der unruhigen Verzweiflung, welche an der Spitze einer Kavallerie von Prädikaten einhaut, deren eines kühner und flinker als das andere ist, und welche abschwenkt, mitten in gestreckter Karrière parirt, was einen Eindruck hervorbringt, als schlüge die Stimme unter der furchtbaren Gemüthsbewegung um.

Wie schneidend klingt es z. B., wenn Constantin sagt: „Die Erklärung ist nicht schwierig, wenn man wirklich Ernst daraus macht, unglückliche Liebe und Tod in Bezug zu einander zu setzen, wenn man den Ernst dazu hat, diesen Gedanken festzuhalten, und so viel Ernst muß man immer haben — des Spaßes halber." — Wie ergreifend wirkt es, wenn „der junge Mensch" seine tiefgedachte und melancholische Rede, eine Jungfernrede in jeder Bedeutung des Wortes, die gleichsam auf nie berührten Schmetterlingsflügeln in der Luft schwebt, mit dem Ausrufe endet: „Will Keiner lachen?" — Und wie viele Dichter vermögen wohl, wie Kierkegaard, den Charakter der kalten Verzweiflung in einer einzigen Replik wiederzugeben! Man lese z. B. das Billet, welches der Selbstmörder in „Entweder — Oder" seinem Bruder schickt:

„Hochverehrter Herr Justizrath!

„Ich schreibe an Sie, weil Sie mir in gewisser Weise am nächsten stehen; in einer anderen Weise stehen Sie mir nicht näher, als andere Menschen. Wenn Sie diese Zeilen empfangen, bin ich nicht mehr. Sollte

Jemand Sie nach dem Grunde fragen, so können Sie sagen: es war einmal eine Prinzessin, die hieß Morgenschön, oder sonst etwas Aehnliches; denn so würde ich selbst antworten, wenn ich hätte die Freude haben können, mich zu überleben. Sollte Jemand Sie nach der Veranlassung fragen, so können Sie sagen, daß es in Veranlassung der großen Feuersbrunst geschah. Sollte Jemand Sie nach der Zeit fragen, so können Sie sagen, daß es in dem für mich so merkwürdigen Julimonat geschah. Sollte Niemand Sie nach dem Einen oder Anderen fragen, so brauchen Sie Nichts zu antworten...

Mit Hochachtung

Ihr ergebenster."

Man darf gar nicht mit dem Citiren stilistisch vortrefflicher Stellen in Kierkegaard's dichterischen Produktionen beginnen, man würde nie ein Ende finden. Aber ich muß, um die Ursache zu erklären, weshalb diese Werke bei all ihren Vorzügen eine verhältnißmäßig so geringe Anzahl Leser gefunden haben, noch auf eine stilistische Eigenthümlichkeit derselben aufmerksam machen. Ich meine die Ungleichartigkeit des Vortrags. Die reinste Lyrik ist hier mit den pursten Abstraktionen einer philosophischen Terminologie gemischt. Bilder, so warm und sinnlich, als hätte Christian Winther sie geschaffen, wechseln mit so trockenen Schulworten, als wären sie von diesem oder jenem norddeutschen hegelianischen Katheder verschrieben.

Man nehme z. B. die Stelle im „Tagebuch des Verführers," wo er seine Beobachtungen und Gedanken in Betreff des Weibes sammelt. „Jede hat das Ihre," sagt er, „das heitere Lächeln, den schelmischen Blick, das sehnsüchtige Auge, das hängende Haupt, den ausgelassenen Sinn, die stille Wehmuth, das tiefe Ahnen, die voraus-

blickende Schwermuth, das irdische Heimweh, die ungebeichteten Regungen," ... und so fährt er noch lange, lange in kleinen, kurzen Sätzen fort, von denen Kierkegaard selbst einmal mit berechtigtem Stolze gegen Professor Bröchner bemerkte, daß in jedem derselben das Motiv zu einem Sonette enthalten sei. Aber eine halbe Seite weiter unten beschließt der Verführer plötzlich: „selber kalt, über das Weib kalt denken zu wollen." Jetzt sucht er ihre „Kategorie," und findet dieselbe: sie ist „Sein für Anderes." Als Sein für Anderes ist sie die reine Jungfräulichkeit. „Jungfräulichkeit ist nämlich ein Sein, das, in so weit es Sein für sich ist, eigentlich eine Abstraktion ist und sich nur für Anderes zeigt. Man kann daher sagen, daß das Weib in diesem Zustande unsichtbar ist." Und so geht es wieder lange in demselben Professorenstile fort.

Am anstößigsten wird diese Mischung von Sinnlichkeit und Pedanterie da, wo sie sich in einem und demselben Satze findet, was nicht selten der Fall ist. Man lese z. B. des Verführers sonst schöne und poetische Charakteristik des Weibes in der enthusiastischen Rede, die er beim Trinkgelag hält:

„So bildeten die Götter sie fein und ätherisch wie aus dem Nebel der Sommernacht, und doch in runder Fülle wie die reife Frucht; leicht wie der Vogel, obschon sie das Verlangen einer Welt in sich trägt, leicht weil das Spiel der Kräfte geeint ist *in dem unsichtbaren Centrum eines negativen Verhältnisses, in welchem sie sich zu sich selbst verhält*, schlank emporgeschossen, bestimmt gezeichnet und doch für das Auge schwellend in den Wellenlinien der Schönheit, vollendet und doch, als würde sie beständig jetzt erst fertig, kühl,

lieblich, erfrischend wie neugefallener Schnee und doch erröthend in stiller Durchsichtigkeit, glücklich wie ein Scherz, der uns Alles vergessen läßt, beruhigend wie das Ziel, an welchem die Begier angelangt ist, befriedigend dadurch, daß sie selbst das Reizmittel der Begierde ist."

Man achte sorgfältig auf den seltsam schlendernden Gang der Ideenassociationen in diesem typischen Satze. Die Bilder sind an und für sich schön, aber sie sammeln sich nicht zu einem Ganzen, im Gegentheil, sie vertreiben einander. Das Weib ist wie der Nebel, wie die Frucht, wie der Vogel, aber Nebel, Frucht und Vogel gehören Jedes zu seiner besonderen Welt. Dann öffnet sich urplötzlich mitten auf dem Blumenpfade des Stiles ein Abgrund philosophischer Tiefe, wir starren „in das unsichtbare Centrum eines negativen Verhältnisses" hinab; der Blick erhebt sich wieder und klammert sich an die „Wellenlinien der Schönheit", verweilt bei Schnee und Erröthen, hofft auf ein sammelndes Schlußtableau, da folgt „das Ziel, welches das Reizmittel der Begierde ist", und der Satz ist zu Ende. Es ist, wie vorhin gesagt, keine Statue, die wir erblicken, sondern ein Panorama einander jagender Bilder, das an uns vorüber zieht. Allein hinter dieser aus Poesie und Reflexion seltsam gemischten Beredtsamkeit liegt jene ungetaufte Leidenschaft, die sich wenig um ihre Mittel bekümmert, wenn es ihr nur gelingt, zu Worte zu kommen, hörbar zu klopfen in jedem malenden oder erklärenden Zeichen.

20.

Wenn man aus dem ersten Theile von „Entweder — Oder" in den zweiten hinüber springt, so ist es Einem, als träte man aus einem verzauberten Garten auf eine Haidestrecke hinaus. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß der zweite Theil in eine Predigt mündet, die auf der jütländischen Haide gehalten wird; das Ganze ist ein Hauch von der Haide. Als Kierkegaard in seinem achtundzwanzigsten Jahre die Heimat seiner Väter besuchte, fühlte er gleichsam die Mächte gegenwärtig, welche auf die Seele seines Vaters und dadurch aus zweiter Hand auf seine eigene gewirkt hatten, und er schreibt in sein Tagebuch: „Die Haide muß gerade geeignet sein, kräftige Geister zu entwickeln; hier liegt Alles *nackt und entschleiert* vor Gott." Seine Vorstellung von dem für die Entwicklung geistiger Kraft am besten geeigneten Elemente behielt stets etwas Haide- oder Wüstenartiges; und es ist daher kein Wunder, daß, als er zum ersten Mal das sittliche Leben und dessen Schönheit zu schildern unternahm, das Werk selber Etwas von dem Ernst der Haide, von ihren großen Formen, ihrer Nacktheit und ihrer Monotonie, erhielt.

Schon in dem Buche „Ueber den Begriff Ironie" war, im Gegensatze zu dem vermeintlich Poetischen, das darin liegen sollte, dunkel und räthselhaft für sich selbst zu sein, hervorgehoben worden, daß die wahre Poesie wie

die wahre Moral umgekehrt darin läge, für sich selbst und Andere offenbar zu werden, sich selbst in seiner eigenen absoluten und ewigen Gültigkeit klar zu werden. Der zweite Theil von „Entweder — Oder" ist die weitere Ausführung dieses Gedankens.

Die Hauptschlacht wird hier in der ersten Abhandlung über „die ästhetische Gültigkeit der Ehe" geliefert, mit welcher die zweite Abtheilung der „Stadien auf dem Lebenswege" aufs genaueste korrespondirt. Die unverkennbare Begeisterung, von welcher die Argumentation dieser Abhandlungen getragen wird, schließt nicht aus, daß sie, aus Kierkegaard's eigenem Gesichtspunkte betrachtet, an einem wesentlichen Uebelstande leiden. Was zu Gunsten der Ehe und des sittlichen Lebens überhaupt gesagt wird, hat nach Kierkegaard's eigener Definition seinen Werth dadurch, daß die Begeisterung dafür keine bloße Dichterbegeisterung ist, sondern „die Zeit überwunden" hat und auf lauter erlebten Eindrücken beruht. Daher muß er auch fingiren, daß es ein Mann ist, welcher erlebt hat, was er verherrlicht, — ein Ehemann, welcher spricht. Was ein Mann mit so viel Wärme zum Preise der Ehe sagt, muß selbstverständlich, wenn die Beweisführung nicht mathematisch ist, erheblich geringere Ueberzeugungskraft haben, falls er selbst nicht verheirathet wäre. Es ist daher, vom Kierkegaard'schen Standpunkte betrachtet, recht fatal, daß der Ehemann hier nur eine erdichtete Person und Das, was er vorbringt, Bauchrednerei eines Junggesellen ist, der noch dazu von einer in Aussicht genommenen Ehe zurückgetreten ist.*) Zu einer Dichterbegeisterung für die

*) Man vergleiche die „Stadien", wo von der Ausnahme, die, außerhalb der Ehe stehend, zu ihrem Preise soll reden können, ausdrücklich verlangt wird, daß sie verheirathet gewesen sein müsse.



Ehe hätte der fingirte Verfasser des ersten Theiles von „Entweder — Oder“ es auch sehr wohl in der Zeit bringen können, welche erforderlich war, um fünf bis sechs Bogen Prosa zu schreiben, er hätte die Poesie der Ehe mit der ehrwürdigen Erfahrung eines Goldbräutigams ausmalen können, ja, es wäre ihm vielleicht ein Genuß gewesen, sich zu einem männlichen Kuppelpelz auszubilden, — nur daß er sich selbst das Privilegium vorbehielt, unverheirathet zu bleiben, um sich mit desto ungehinderterem Eifer der Sorge für das Gedeihen der Ehen und für die Ausbreitung des Ruhmes der Ehe widmen zu können. Was sollte er außerdem dawider haben, die Ehe zu verherrlichen? sein Charakter wird ja ausdrücklich als egoistische und sympathische Schwermuth bestimmt.

Man muß also festhalten, daß es eine reine Dichterbegeisterung ist, welche der Abhandlung über die Ehe in „Entweder — Oder“ zu Grunde liegt, und Kierkegaard hat recht wohl an dieselbe denken können, als er seinen Aesthetiker das Diapsalma niederschreiben ließ: „Vergebens widerstrebe ich. Mein Fuß gleitet aus. Mein Leben wird doch eine Dichter-Existenz ... Ich vermag die Hoffnung so lebendig zu schildern, daß jedes hoffende Individuum meine Schilderung als richtig anerkennen wird; und doch ist es ein Falsum; denn während ich sie schildere, denke ich an die Erinnerung.“

Eine glückliche Ehe war seine Hoffnung gewesen, und will man hier bezeichnendere Worte, als Hoffnung und Erinnerung, einfügen, so hätte der Aesthetiker sagen können: „Ich vermag die Ehe so lebendig zu schildern, daß ein glücklicher Ehemann meine Schilderung als richtig anerkennen wird; und doch ist es ein Falsum; denn während

ich sie schildere, denke ich an das Cölibat." Der Gedanke an dieses liegt im Hintergrunde, Das zeigt sich zur Genüge auf den letzten Seiten der Abhandlung, wo er direkt hindurchbricht; Das könnte man sich zudem selbst sagen, wenn man Kierkegaard's Lehre von den drei Existenzsphären kennt.

Es giebt, lehrt er (besonders in den „Stadien"), drei Existenzsphären, die ästhetische, die ethische und die religiöse. Unter dem Aesthetischen versteht er Dasjenige im Menschen, wodurch er unmittelbar Das ist, was er ist; unter dem Ethischen Dasjenige, wodurch er Das wird, was er wird; unter dem Religiösen die absolute Umbildung der Existenz (Entsagung, Leiden, Glauben) mit dem Ziele vor Augen, eine ewige Seligkeit zu erwerben. Wie man sieht, ist das Moralische nur Uebergangsglied, und die ganze Moral gipfelt in der Reue, welche den Uebergang zum Religiösen vermittelt. Sollte jedoch mit Recht von einem zweiten Stadium, einer zweiten Sphäre gesprochen werden, so müßte diese eine gewisse Selbständigkeit erhalten haben. Wäre es wirklich Kierkegaard gelungen, die drei „Existenzsphären", wenn auch nur rein begrifflich, aus einander zu halten, so müßte die moralische Sphäre streng gegen die religiöse, und mehr noch gegen die christliche oder paradoxe, abgegrenzt sein. Kierkegaard hätte, mit anderen Worten, im zweiten Theil von „Entweder — Oder" und in den „Stadien" den Grundriß zu einer rationellen Moral, einer humanen Ethik geben müssen. Schlimm genug würde es freilich in jedem Falle sein, daß diese rationelle Moral nur aufgeführt würde, um unmittelbar darauf von der paradoxen Religiosität zu Boden geschlagen und in ihrer Nichtigkeit enthüllt zu werden. Allein schlimmer ist es doch, daß sie überhaupt nirgends von dem

Christlichen fern gehalten ist, niemals rein hervor tritt, sondern sich stets an eine fremde Autorität anlehnt.

Was der Assessor in „Entweder — Oder" betreffs der Ehe lehrt, ist daher so weit davon entfernt, wirklich eine selbständige ethische Gültigkeit zu besitzen, daß er vielmehr auf jeder Seite von den christlichen Anschauungen, christlichen Dogmen aus argumentirt, und beständig die rationelle Moral aus dem Auge verliert, wenn anders er überhaupt an eine solche glaubt. Es ist höchst charakteristisch für Kierkegaard's geistigen Habitus, daß es nicht einmal dem Assessor einfällt, sein junger widerspänstiger Freund könnte sich weigern wollen, die traditionelle religiöse Anschauungsweise als Autorität zu betrachten, könnte verlangen, vor das Tribunal der humanen Ethik gestellt zu werden, wenn über ihn schon einmal Gericht gehalten werden soll. So wenig ist Kierkegaard von dem Gang der modernen europäischen Wissenschaft beeinflußt, daß die Moral ihm nur als Moral erscheint, wenn sie von einer positiven Religion getragen wird. Er begründet sie beständig auf der Theologie, ohne zu merken, daß gleichwohl sein Gottesbegriff nur aus humanen ethischen Bestimmungen, die er vergöttlicht hat, zusammen gesetzt ist. Selbst wenn der Assessor (in den „Stadien") ausruft: „Das Ethische ist so unbestechlich, daß, wenn unser Herrgott selber sich bei Erschaffung der Welt eine kleine Bedenklichkeit hätte gestatten müssen, die Ethik sich nicht stören lassen würde, ungeachtet doch Himmel und Erde mit Allem, was darinnen ist, ein ganz artiges Meisterstück sind", — selbst dann fühlt der Verfasser nicht, daß er naiv die Theologie aus der Moral ableitet, während er gerade das Entgegengesetzte zu thun wähnt. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß er sich bei seiner Vertheidigung des Ehe-

standes beständig unter solche ehrwürdige Festungsruinen flüchtet, wie: daß die Ehe „der Gott wohlgefällige Stand" sei, oder daß „Ehen im Himmel geschlossen werden." Es kann nicht Wunder nehmen, daß die Ehe durchgehends nicht als eine ethische, sondern als eine speciell christliche Institution dargestellt wird, welche auf das genaueste mit dieser positiven Religion zusammen hängt, von ihr beschützt wird u. s. w.

Es könnte sicher keinem modernen Apologeten der Ehe einfallen, so zu Werke zu gehen; er würde schon aus der politischen und wissenschaftlichen Entwicklung der letzten zwanzig Jahre gelernt haben, daß man der Ehe keinen schlechteren Dienst erweisen könnte, als den, ihren Werth und Bestand an eine einzelne bestimmte positive Religion zu knüpfen. Wir haben jedoch keine Veranlassung, hiebei zu verweilen. Um so mehr Ursache haben wir, hervor zu heben, daß die Anschauung von der Ehe und dem Christenthume, welche der Assessor Wilhelm vorträgt, eine ganz andere als die ist, zu welcher Kierkegaard selbst später gelangt, ja die direkt entgegengesetzte, so daß Kierkegaard damit endet, in seinem eigenen Namen in den rücksichtslosesten Ausdrücken die Auffassung des Christenthums zu verdammen, welche er hier augenscheinlich in das günstigste Licht zu stellen sucht. Denn was der Assessor hier geltend macht, ist gerade das süßliche und weichliche Christenthum, welches Kierkegaard in seinen letzten Schriften für „die qualificirteste Gottlosigkeit", für „Niedertracht", für „eitel Lüge", für „einen Abgrund von Abscheulichkeit und Unsinn" erklärt. — Schon darum ist es gedankenlos, „Entweder — Oder" als eine berechnete Vorbereitung auf die späteren religiösen Schriften anzusehen.

Die Abhandlung über „die ästhetische Gültigkeit der

Ehe" dürfte das Schwächste sein, was Kierkegaard irgend verfaßt hat. Wenn wirklich der zweite Theil von „Entweder — Oder" vor dem ersten, und folglich diese Abhandlung zu allererst, geschrieben ist, so kann man nur den großen Fortschritt anerkennen, den der Verfasser während der Ausarbeitung seines Werkes gemacht hat. Der Schwerpunkt der Abhandlung ist nicht ethisch, sondern rein theologisch. Der Ausgangspunkt ist dieser: wie schön es doch für den Christen sein würde, wenn er seinen Gott den Gott der Liebe in solcher Art nennen dürfte, daß er auch dabei an „jenes unaussprechlich selige Gefühl, jene ewige Macht in der Welt — die irdische Liebe", dächte. Der Verfasser ersinnt Einwendungen dagegen. Man könnte einwenden, daß der Gott der Christen ein Geist sei, und daß es z. B. für den Christen nicht nothwendig sei, „daß Christus eine irdische Schönheit gewesen", was sogar sehr betrübend gewesen sein würde, „denn wie müßte der Gläubige dann nicht danach schmachten, ihn zu erblicken". Aber, heißt es weiter, man wähne deßhalb nicht, daß das Christenthum das Sinnliche ausschließe oder vernichte; thäte es Das, bemerkt der Verfasser, so würde ja selbst die Gesundheit verdächtig werden, — ein unglückliches Argument, da das Christenthum bekanntlich stets der Gesundheit gegenüber einen sehr häßlichen Standpunkt einnahm. Kierkegaard führt ja selbst schon in den „Stadien" Feuerbach's und Pascal's übereinstimmende Zeugnisse dafür an, daß das Leben des Christen eine beständige Leidensgeschichte sei.

Da „Christenthum", wenn dies Wort nicht in einem streng begriffsbestimmten Sinne genommen wird, indessen ja etwas so Vieldeutiges ist, daß es kaum eine Auffassung desselben giebt, für die sich nicht eine Bibelstelle finden ließe, so beruft sich der Assessor zu Gunsten seiner Auf-

fassung, daß das Sinnliche „in seiner Unschuld" wohl in das Christenthum aufgenommen werden könne, auf den Umstand, daß Christus selbst Kranke geheilt habe. Sei Gesundheit nicht in christlichem Sinne ein Gut, so hätten ja die Aussätzigen sich die Heilung verbitten müssen. Also stehe Nichts der Annahme im Wege, daß die Ehe ein Werk des Himmels sei. Es ist interessant, diese Ansicht mit Kierkegaard's späterer zu vergleichen, daß der Prediger, „wenn er nicht ein Lügner und Meineidiger ist, der auf die niedrigste Weise schnödes Geld verdient", den Brautleuten erklären müßte, daß es im Grunde eben so sonderbar von ihnen sei, sich an ihn zu wenden, wie es sonderbar sein würde, sich zum Polizeidirektor zu verfügen, um ihn zu fragen, wie man es anfange, zu stehlen. Es ist lehrreich betreffs der Vielseitigkeit der Richtungen, nach denen das Christliche sich auslegen läßt, Denjenigen, der in „Entweder — Oder" einen Pseudonymus, mit welchem er damals fast in allen Punkten überein stimmte, ein Mal über das andere die Ehe den Gott wohlgefälligen Stand nennen ließ, nur zwölf Jahre später schreiben zu sehen: „Aufrichtig gesprochen, ich begreife nicht, wie es je einem Menschen eingefallen ist, die beiden Dinge, Christ zu sein und verheirathet zu sein, mit einander vereinen zu wollen."

Es ist eine Folge der ganzen theologischen Anlage der Abhandlung, daß das bürgerliche Wesen der Ehe nicht einmal zur Sprache kommt. Daher ist es auch nicht die Abneigung des im Irrthum befindlichen Jünglings gegen die Ehe überhaupt, welche der Assessor zu überwinden strebt, sondern seine Scheu vor der kirchlichen Trauung mit ihren theologischen Formeln. Es ist dem autoritätsliebenden Gemüthe Kierkegaard's wohl vorgekommen, als würde seinem Buche das Tüttelchen über dem i fehlen,

wenn dasselbe nicht der zügellosen Geistreichigkeit des Aesthetikers diese Glied für Glied durchgeführte Apologie und Verherrlichung des Trauungsrituales einer bestimmten Konfession gegenüber stellte.

Die Einwendungen des Aesthetikers gegen dasselbe werden specificirt. Er nimmt Anstoß daran, daß er feierlich zum Herrn seiner Gattin eingesetzt werden soll, und mit einer Reihe antediluvianischer Anschauungen werden diese Worte gerechtfertigt; es chokirt ihn, daß seine Braut als Sünderin bezeichnet wird, und der strenge Assessor hält sich nicht zu gut dafür, wie ein geschmeidiger katholischer Pater den jungen Mann darauf aufmerksam zu machen, daß in dem Ausdruck Sünderin „etwas Geheimnißvolles liege, das ein interessantes Licht über sie werfe“; der halsstarrige Jüngling ist empört über die Verkündigung der Traurede, daß die Sünde durch die Ehe [die Ehe zwischen Adam und Eva!] in die Welt gekommen sei, und der Assessor antwortet mit Würde, man müsse es doch wohl als etwas Gutes ansehen, daß die Kirche nicht mit einer eitlen Hoffnung schmeichele; der Aesthetiker sträubt sich endlich dagegen, es für eine Strafe der Sünde erklären zu hören, daß das Weib mit Schmerzen Kinder gebären solle, und weit entfernt davon, das Empörende einzuräumen, welches darin liegt, daß eine so natur- und vernunftwidrige Lehre als mit einer göttlichen Autorität ausgerüstet verkündigt wird, macht der hypertheologische Assessor geltend, wie es gerade eine Verklärung des Menschenlebens sei, daß alles darauf Bezügliche auf die Bestimmung Sünde zurückgeführt werde, und daß das Weib somit in einem gewissen Sinne vollkommener als der Mann sei, gerade weil sie einen größeren Theil von Schuld trage.

Nachdem das Trauungsritual solchermaßen aufs kräf-

tigste vertheidigt worden ist, wird die Frage erörtert, ob die Hochzeit in der Stille oder öffentlich stattfinden solle, und der Assessor hält darauf, daß die Trauung in der Kirche geschehe, und daß die ganze Familie eingeladen werde. Er hebt das Schöne hervor, welches darin liege, daß der Prediger den Bräutigam frage, ob er sich mit Freunden und Verwandten berathen habe, so wie darin, daß die Gemeinde angerufen werde, und schließlich vertheidigt er nicht ohne Sentimentalität sogar die Profanation, die in der Publicität der Hochzeit liegt, indem er auf die vielen hinfälligen, einsamen, unglücklichen Geschöpfe hinweist, denen die Anwesenheit bei einem solchen Familienfeste Vergnügen bereiten kann*).

An diese philiströsen Erwägungen schließt sich eine eben so philiströse und triviale wie gutmüthige Polemik wider gewisse Auffassungen der Ehe, an welche noch ein Wort zu verschwenden man nicht für nöthig halten sollte, wie z. B. die Ansicht, daß man heirathen müsse, weil die Ehe eine Schule für den Charakter sei, oder die, daß man heirathen müsse, um sein Theil zur Erhaltung des Menschengeschlechts beizutragen. Hiegegen wird dann sehr gesund, wenn auch nicht sehr überraschend, geltend gemacht, daß man aus Liebe heirathen müsse.

Wie man sieht, ist noch keine ernstliche Antwort auf irgend einen ernstlichen Einwand ertheilt worden, den man gegen die kirchliche Ehe erheben könnte. Einzig der müßte,

*) „In einer Familie, zu der ich komme, sehe ich oftmals eine alte Jungfer, welche bei der Frau im Hause lebt. Sie erinnert sich noch so lebhaft des Hochzeitstages, ach vielleicht lebhafter, als die Frau selber. Möchtest Du nun alle solche Menschen der Gelegenheit, sich zu freuen, berauben, welche Du ihnen verschaffen könntest?“



wie es scheint, für den Assessor Wilhelm einiges Gewicht haben können, daß die Ehe, obschon sie ja nach seiner Lehre auf Liebe beruhen sollte, es doch thatsächlich in zahlreichen Fällen nicht thut, und trotzdem für eben so heilig gilt. Allein diesem Einwande entzieht sich der Assessor sehr behende. Er stellt ein Dogma auf, das als Dogma natürlich nicht psychologisch motivirt, sondern als gegeben betrachtet wird. Es ist dieses: Man liebt nur einmal. Mit Hilfe dieses Dogmas macht sich die Vertheidigung der kirchlichen Ehe von selbst: „Man liebt nur einmal. Um Dies zu realisiren, tritt die Ehe hinzu, und wenn es Leuten, die einander nicht lieben, in den Sinn kommt, sich zu verheirathen, so kann die Kirche ja Nichts dafür.“ Er vergißt, daß die Kirche gleichmäßig die Ehe aus Liebe und die Konvenienzehe einsegnet, daß sie gleichmäßig hinzu tritt, einerlei ob das Paar an die Bedeutung der kirchlichen Trauung glaubt, oder nicht die geringste geistige Gemeinschaft mit der Kirche hat.

Ach ja! es ist eine schmerzliche Enttäuschung, die man erlebt, wenn man diese Abhandlung als Mann durchstudirt, und sich erinnert, wie ideal und überlegen sie Einem erschien, als man ein Jüngling war. Es liegt etwas Wahres in dem Ausspruche, den Victor Hugo einmal gethan hat: man sollte eben so wenig die Ideen wie die Frauen wiedersehn, für die man in seinem achtzehnten Jahre geschwärmt hat.

Glücklicherweise steht und fällt des Assessors Wilhelm Plaidoyer für die Ehe nicht mit dieser unreifen Arbeit. In den „Stadien“ nimmt er das Thema von Neuem auf, und obwohl er von derselben Grundansicht darüber ausgeht, ist sein Blick auf die Sache doch hier weit tiefer eindringend und weit minder theologisch befangen. Hier

ist der Mittelpunkt nicht mehr eine Beantwortung der Frage, ob die Ehe vom Christenthume beschützt werde oder nicht; hier liegt der Schwerpunkt im rein Humanen, in dem Entschlusse, welcher die Verliebung in sich aufnimmt, gleichsam die Verliebung übernimmt, und durch diesen Akt die Ehe konstituirt. Hier finden wir den trefflichen Hinweis auf Aladdin's herrliche, von weihrauchduftenden Fackeln erhellte Hochzeit, mit dem Ausrufe: „Groß ist Aladdin; er hält Hochzeit; jawohl, aber er verheirathet sich nicht. Dazu gebricht es ihm an einem Geist des Entschlusses, und nur der Entschluß könnte für Aladdin bürgen."

Während die Abhandlung in „Entweder — Oder" in einem hochtrabenden, an Aktenstaub erinnernden Stile gehalten war, scheint diese in den Gerichtsferien des Assessors verfaßt zu sein, ihre Gedanken haben ein rascheres Tempo, ihr Ton ist humoristisch, ihre Stimmung herausfordernd. Sie hat das Aussehen, als sei sie von einem glücklichen Manne geschrieben, der in seiner Häuslichkeit zufrieden, seiner Gattin froh ist, der vollkommen das Gute, das er besitzt, zu schätzen weiß, — von einem durch all diese Gunst des Geschickes etwas übermüthigen Manne, der in seiner Freude darüber, eine Wendung Hamann's gebrauchen zu können, „Bäh!" zu manchem Einwande sagt, welcher vielleicht doch eine artikulirtere Antwort verdiente. Der Verfasser verräth sich zugleich als einen etwas pietistisch angelegten Moralisten, der in einem und demselben Athem Goethe wegen seines Mangels an Pathos den Text liest und Young wegen seiner Bündigkeit lobt (eine Eigenschaft, durch welche Young sich fürwahr niemals ausgezeichnet hat), — und als einen warmblütigen, begeisterten Mann, der mit echt Kierkegaard'scher Schwärmerei für das Paradoxe seine religiöse Auffassung des Erotischen in

folgenden kühnen Satz zusammen faßt: „So ist das Wunder der Verliebung in das Wunder des Glaubens, die Absurdität der Verliebung in göttliches Einverständniß mit der Absurdität der Religion empor gelenkt. Frischen Muth! Ein schlichter, biederer Mensch, der den gesunden Menschenverstand achtet, vermag wohl zu verstehen, daß das Absurde existirt, und daß es sich nicht verstehen läßt".

Es ist kaum nöthig, zu sagen, daß ein Mann, der so stark an allem Ueberlieferten hält, wie der Assessor Wilhelm, in allen Stücken die herkömmlichen Ansichten über die Frau theilt, welche in den letzten Decennien überall in Europa mehr und mehr erschüttert worden sind. Nach seiner Anschauung ist die Frau ausschließlich um des Mannes und der Kinder willen da. Daß die Frau emancipirt werden will, ist ihm eins der vielen unschönen Phänomene unserer Zeit, an denen die Männer schuld sind, und nur einer emancipirten Frau könnte es, nach seiner Ansicht, einfallen, Etwas gegen die Ehe in ihrer überlieferten Form einzuwenden. Den „unanständigen Versuchen, die Frau emancipiren zu wollen", stellt er das bekannte Gebot des Paulus an die Frau entgegen, in aller Unterwürfigkeit sich in der Stille belehren zu lassen. Gegen „all das abscheuliche Gerede von Emancipation der Frau" will er „dem Pinsel, welcher die Emancipation predigt", nur sagen: „Siehe, da steht sie in all ihrer Unvollkommenheit, ein geringeres Wesen als der Mann; hast Du den Muth, so schneide die reichen Locken ab, zerschlage diese schweren Fesseln — und laß sie wie eine Wahnwitzige, eine Verbrecherin umherlaufen zum Entsetzen der Menschen!"

Stuart Mill würde sich durch diese Vertheidigung der gesellschaftlichen Stellung der Frau in entschwundenen und entschwindenden Zeiten schwerlich zum Schweigen gebracht

fühlen, — eine Vertheidigung, welche sich auf die Schönheit ihrer langen Haare stützt, mit denen sich zu schmücken, wenn sie Lust dazu hat, ihr wohl kaum Jemand das Recht streitig machen wird. Aber die Stelle ist charakteristisch als Zeugniß für Kierkegaard's Mangel an Vermögen, eine in strengem Sinne moderne Idee zu begreifen.

Wie Michelet, hat er dann, als Ersatz für seine Unterschätzung der Befähigung der Frau zu einem selbständigen Leben, eine Galanterie gegenüber der älteren Frau, welche man in dieser Form nur bei Männern von „der alten Schule“ findet. Michelet behauptet in seinem Buche von der „Liebe“, daß es keine alten Frauen gebe, daß die Frau niemals alt werde; Kierkegaard überbietet ihn fast mit der spiritualistischen Behauptung, daß die Schönheit der Frau mit den Jahren zunehme, und die Entwicklung dieses Gedankens ist eben so ritterlich und schön, wie absurd.

Die Auffassung der Frau steht im engsten Zusammenhange mit der Auffassung der Ehe. Es war unmöglich, daß der Assessor bei freieren und selbständigeren Ansichten über das sociale Recht der Frau ein so großer Bewunderer der Ehe in ihrer damals faktisch vorliegenden Form hätte sein können. Und es war unmöglich, daß er mit dieser Bewunderung Sympathieen für die sociale Gleichstellung der Frau mit dem Manne verbinden konnte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Abhandlungen des Assessors schon heute nur noch einen historischen Werth haben, aber es ist nichtsdestoweniger leicht, den tiefen Eindruck zu begreifen, den sie auf die Zeitgenossen des Verfassers machen mußten. Sie wirkten durch das souveraine ästhetische Gesetz des Kontrastes. Es kam weniger darauf an, daß ihre Argumente überzeugend waren, als darauf, daß sie durch den Ernst des Tones und die Sicherheit des Ver-

fassers im grellsten Gegensatze zu dem flackernden, tanzenden Stile der ästhetischen Plaidoyers standen, gegen welche sie gerichtet waren. Die ganze Bande verzweifelter Junggesellen, welche bei Kierkegaard Angriffe auf die Ehe richtete, sah bei dem Schimmer der Morgensonne, der aus den Abhandlungen des Assessors über sie hin fiel, wie überwachte Nachtschwärmer in der Morgenbeleuchtung aus. Und nahm man die Kierkegaard'schen Untersuchungen und Schilderungen der Idealität der Ehe als ein Ganzes — und es war natürlich, daß sie den Zeitgenossen des Verfassers bald als eine Einheit erschienen, — so verdankten sie ihren durchschlagenden Erfolg auch weit mehr Demjenigen in ihnen, was Bild war, als Demjenigen, was Beweisführung war. Ein Beweis wirkt überhaupt ja niemals so stark, wie ein Beispiel. Das Bild des ritterlichen Assessors, welcher sich hinsetzt und zur Vertheidigung der Ehe schreibt, während seine Gattin, ohne zu wissen, was er vorhat, von seinen verliebten Blicken begleitet, in seinem Zimmer aus und ein geht; das Bild des Assessors und seiner Frau Morgens am Theetisch in der Laube; das Bild des neuvermählten Paares in den „Vorreden", wo die junge Frau so unwiderstehlich liebenswürdig, der Mann so humoristisch glücklich unter dem zartesten Pantoffel ist — diese Bilder sprachen lauter zu Gunsten der Ehe, als die zweifelhaften Argumente. Das kleine Buch „Vorreden", in welchem Kierkegaard so Viel seines besten Witzes niedergelegt hat, giebt vielleicht das reizendste dieser Bilder, und dürfte im Ganzen die Perle unter seinen volksthümlichen Schriften sein, eine der anmuthigsten und witzigsten unter allen kleinen Neckereien, die jemals in dänischer Sprache geschrieben worden sind.

Von den drei Stadien auf dem Lebenswege war in=

dessen das zweite Stadium, das der Sittlichkeit, der Ehe, nur ein Uebergangsglied. Die Lobpreisung desselben war nur eine zeitweilige. Wie unpersönlich ein Schriftsteller jedoch sei — und Kierkegaard war weit davon entfernt, unpersönlich zu sein, — auf die Dauer wird er nie lobpreisen, was nicht mit seinem Wesen und seiner Natur übereinstimmt. Kierkegaard's moralische Arbeiten gruppiren sich um den Satz, daß es die Pflicht jedes Menschen sei, offenbar zu werden*). Es ist sehr natürlich, daß die Pflicht sich so formuliren mußte für eine von Kind auf so verschlossene Natur. Es war Pflicht, sich an den allgemeinen Gesellschaftsaufgaben zu betheiligen, Pflicht, zu heirathen und eine Familie zu gründen und durch die Ehe „dem Staate und Vaterlande und den gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Mitbürger“ anzugehören; es war jedes Menschen Pflicht, einen Freund zu haben, — das Alles, weil es die Pflicht jedes Menschen war, offenbar zu werden.

Aber er selbst war versteckt und undurchsichtig von Geburt an — er selbst war auch jetzt, nachdem er seine entscheidende geistige Krisis durchgemacht hatte, versteckt und undurchsichtig, außer Stande, einen Freund zu haben, gewiß, keine Frau haben, fest entschlossen, nicht das Entfernteste mit Vaterland, Gesellschaftsangelegenheiten oder Staatssachen zu thun haben zu wollen. Auf dem Papier konnte er wohl eine Moral niederschreiben, welche jedem Menschen gebot, „das Allgemeine zu realisiren“; allein Niemand glaubt in letzter Instanz an eine Moral, die seine Natur verleugnet und ihn zwingen will, sich derselben zu entäußern. Natürlich angelegte Menschen weichen aus

*) Siehe die Abhandlung „Vom Gleichgewicht zwischen dem Aesthetischen und Ethischen bei der Ausarbeitung der Persönlichkeit“ im zweiten Theil von „Entweder — Oder“.

dieser Ursache vor der positiv-christlichen Moral zurück und halten sich an die humane. Seine abnorm angelegte und erzogene Persönlichkeit wich aus derselben Ursache vor der humanen Moral zurück und flüchtete sich zu der paradoxen. Am Schlusse jeder seiner moralischen Abhandlungen hielt er sich einen Platz offen für „die Ausnahme,“ welche Nichts von Dem verpflichten konnte, was die Regel, der Weg und das Leben für die anderen Menschen war. So rettete er sich selbst mit seinem ganzen räthselhaften und undurchsichtigen Wesen aus dem ersten Stadium hinüber in das dritte. Was auf dem ersten Stadium sündig war — das Räthselhafte, die Verstecktheit, die Unmeßbarkeit nach dem sittlichen Gesetze, — und was auf dem zweiten Stadium untersagt und verdammt wurde, Das ward auf dem letzten und höchsten Stadium wieder gestattet, ja, es wurde zu jener höheren Inbrunst und Unverständlichkeit für die umgebende Welt, welche, nach seiner Vorstellung, das Leben der religiösen Ausnahme konstituirt. Und dieser paradoxen Inbrunst entsprach dann als Gegenstand des Glaubens das absolute Paradox.

21.

Will man die Keime der Gedanken finden, welche Kierkegaard in Betreff dieses dritten Stadiums auf dem Lebenswege entwickelt hat, so muß man zu jener früheren Abhandlung „Ueber den Begriff Ironie“ zurück gehen, welche der wahre Ausgangspunkt seiner Schriftstellerei ist. Sokrates war der Held dieser Abhandlung und der Held Kierkegaard's; allein Sokrates war im Lauf der Zeiten ein Mal über das andere, zuletzt von Baur, mit Christus zusammengestellt worden, und es war natürlich unver-

meidlich, daß der dänische Schriftsteller über ihr gegenseitiges Verhältniß nachgrübeln mußte. Gegen die Aehnlichkeit, welche man zwischen dem griechischen Ironiker und dem jüdischen Religionsstifter hat finden wollen, protestirt Kierkegaard, und seine erste Disputations-Thesis geht darauf aus, die Unähnlichkeit zwischen ihnen zu betonen*). Er bedauert nur, daß ein näheres Eingehen auf die Sache dort nicht am Platze sein würde. Aber drei Jahre später nimmt er in seiner gedankenreichen kleinen Schrift „Philosophische Brocken, oder ein Bischen Philosophie" den Faden wieder auf, und indem er einerseits die alte schöne griechische Erklärung alles Lehrens als eines Erinnerns geltend macht, zu welchem der Lehrer nur der Anlaß, aber nicht der Urheber wird, andererseits, orthodox wie er ist, die orthodoxe Auffassung Christi als des Gottes festhält, der zugleich Lehrer und Erlöser ist, läßt er den Gegensatz zwischen dem Humanen und dem Christlichen schneidend und grell dem Leser vor Augen treten. Wenn die Wahrheit gelehrt werden soll, so geschieht Das nach der griechischen Auffassung so, daß der Lehrer, indem er die Selbstthätigkeit des Schülers weckt, sich selbst überflüssig zu machen sucht, sich mehr und mehr verwischt und zuletzt verschwindet als die zufällige Veranlassung, daß der Schüler sich über das Wahre klar geworden ist. Er fürchtet vor Allem, hemmend zwischen seinem Schüler und der Wahrheit zu stehen. Direkt entgegengesetzt verhält sich Alles auf christlichem Gebiete. Wenn hier die Wahrheit gelehrt werden soll, ist es so weit davon entfernt, daß der Lehrer gleichgültig und zufällig wäre, daß er im Gegentheil als Gott und Erlöser selbst die Wahrheit ist

*) „Similitudo Christum inter et Socratem in dissimilitudine praecipue est posita."

folglich, weit entfernt, sich zu verwischen, sich als den Gegenstand der Aneignung darstellt. Aber als die in der Zeit existirende Wahrheit, als der unter gewissen historischen Verhältnissen in niederer Menschengestalt auf Erden geborene Gott, als der Lehrer, welcher nicht bloß die Wahrheit, sondern zugleich die Bedingung, um sie sich anzueignen (den Glauben), mittheilt, als der Gegenstand unvermeidlichen, naturnothwendigen Aergernisses, ist dies Wunder „das absolute Paradox". Und mit großer Kraft, mit unwiderleglicher Bündigkeit wird jetzt dargethan, daß das Hervortreten des Gottes in der Zeit nicht um ein Haar weniger paradox für seine späteren Jünger, als für seine zeitgenössischen, sei.

Es quälte freilich Kierkegaard bei seinem logischen Sinne, daß dies Paradox in all seiner Göttlichkeit nicht vollständig sei. In seinen Tagebüchern vom Jahre 1843 schreibt er einmal sehr richtig: „Daß der Sohn Gottes Mensch wurde, ist allerdings das höchste metaphysische und religiöse Paradox, aber es ist noch nicht das tiefste ethische Paradox . . . . Christi Leben hatte ein negativ-polemisches Verhältniß zu Kirche und Staat. Das höchste ethische Paradox würde es sein, wenn der Sohn Gottes in diese ganze Wirklichkeit einträte, ein Glied darin würde, sich unter ihre ganze Kleinlichkeit beugte", und an einer anderen Stelle führt er den Gedanken weiter aus: „Das absolute Paradox würde sein, daß der Sohn Gottes Mensch würde, in die Welt käme, so umher ginge, daß gar Niemand es merkte, im strengsten Verstande ein einzelner Mensch würde, der einen Erwerbszweig ergriffe, sich verheirathete. Das göttliche Paradox ist, daß er bemerkt wird, Wunder thut u. s. w." Dieser Gedanke hat augenscheinlich Kierkegaard viel Kopfzerbrechen gemacht; wenn

man schon für Paradoxe schwärmt, wünscht man sie so vollständig, so absolut wie möglich zu sehen, und es war eine Enttäuschung für ihn, daß der Gott des Christen das Paradox nicht so vollkommen angelegt hatte, wie es folgerichtig gedacht werden mußte, ungefähr wie er sich später im „Augenblick“ darunter krümmt und windet, daß das Neue Testament den ledigen Stand nur „anempfiehlt“, und die Ehe nicht als Todsünde absolut verbietet — allein keine positive Religion ist selbstverständlich so konsequent wie ihre Idee, und Kierkegaard mußte sowohl in der Dogmatik wie in der Ethik sich mit unvollständigen Paradoxen begnügen.

Aber es gelang ihm auf jeden Fall, sein unansehnliches „Bischen Philosophie“ als einen Brander an das unbehilfliche Linienschiff zu befestigen, das unter dem Namen der „spekulativen Dogmatik“ *) auf dem rechten Flügel der Hegel'schen Flotte lag, und die Folge davon war, daß die Versöhnung zwischen dem christlichen Wissen und dem christlichen Glauben in die Luft flog.

Um den Sieg zu verfolgen, sandte er dann einige Zeit nachher im Kielwässer der „Brocken“ sein kolossales Kriegsschiff, die „Abschließende unwissenschaftliche Nachschrift zu den philosophischen Brocken, mimisch-pathetisch-dialektische Zusammenschrift, existenzielles Plaidoyer von Johannes Climacus“, ins Treffen. Die Nachschrift war, wie man es von den Nachschriften der Frauenbriefe zu sagen pflegt, reichlich so wichtig und bedeutend wie Das, was ihr vorausging; sie bestand aus 480 Seiten in Großoktav und bildet den Mittelpunkt in Kierkegaard's Produktion.

Sie setzt den Gedankengang der „Brocken“ fort. Sie

*) Von Johannes Martensen; später „die christliche Dogmatik“ betitelt und unter diesem Namen auch ins Deutsche übersetzt.

fertigt zuerst das objektive Problem von der Wahrheit des Christenthumes ab. Kierkegaard ist selbstverständlich Denker genug, um einzusehen, daß der Umstand, daß es Gemeinden gegeben hat, welche verschiedenen Gefühlen und Dogmen den Namen „christlich" beigelegt haben, kein Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion ist. Die Schwäche der Grundtvig'schen Hypothese*) legt er auf ein Paar Seiten in ihrer Blöße dar. Von der ganzen modernen Religionswissenschaft, von der vergleichenden Mythologie, von den historischen Studien über die älteste christliche Zeit, welche alle eben damals begannen, und welche im Verlauf von zwanzig Jahren die ganze Anschauung von dem Wesen der Religion verändert haben, besitzt er keine Ahnung. Er besaß überhaupt wenig oder gar keinen Sinn für das im Keimen und Aufblühen Begriffene. Statt von dem Werdenden berührt zu werden, erschöpft er sich in einem Schwall von Polemik wider das Vergangene, wider die Hegel'sche Religionsspekulation, mit welcher ein Paar Jahre nachher sich kein Mensch mehr beschäftigte**). Und dann kommt er zu seinem eigenen, seinem entscheidenden Problem, dem subjektiven Verhältnisse zu der Wahrheit des Christenthums, oder mit anderen Worten zu der Frage: Wie kann ich, Johannes Climacus, des Gutes, ewige Seligkeit genannt, theilhaftig werden, welches das Christenthum verheißt? Und die Antwort lautet: Indem ich subjektiv werde.

Es wird kein Hehl daraus gemacht, daß die Vorstellung von einer ewigen Seligkeit der lockende Beweg-

*) Eine ausführliche Darstellung derselben findet sich u. A. in A. Strodtmann's „Das geistige Leben in Dänemark", S. 188 ff.

**) Er selbst ruft einmal triumphirend aus: „Und jetzt, nach 48, wer denkt jetzt ‚an das System'?" und fühlt gar nicht, daß gerade Dies ihn schlagend trifft.

grund ist, welcher all den geistigen Anstrengungen zu Grunde liegt, denen das Ich sich unterwirft, um in strengem Sinne „Subjekt“ zu werden, und es läßt sich nicht leugnen, daß dies äußerliche Motiv jenen Anstrengungen ein erhebliches Theil des Verdienstlichen nimmt, das sie sonst haben möchten. Es liegt indeß nicht bloß an dem Reichthum von Ideen und Erfahrungen, die Kierkegaard zu Gebot standen, daß 30 Bogen von seiner Feder, welche sich ausschließlich um die Erwerbung eines Gutes drehen, das für manchen Leser nur als ein mythisches erscheint, sich mit lebhaftem Interesse lesen lassen, sondern es beruht vor Allem auf der Darstellungsform, auf der Art und Weise der Mittheilung.

Es ist die unwiderstehliche Anzüglichkeit des Stiles, die mit ihrer ununterbrochenen Polemik wider die „Spekulanten“ dem Buche ein fast dramatisches Interesse verleiht. Wenn einer von Shakespeare's Narren Hegel'sche Philosophie studirt hätte, würde er ihre Anhänger und Anbeter in dieser Sprache gehänselt und vernichtet haben. Niemals ist wohl „die zuweilen trübselige Professorengestalt“ in einem Buche mit geringerem Respekt vor der Professorenwürde mißhandelt worden. Die Worte, welche man aus einer philosophischen Diskussion absolut zu verbannen pflegt, wie Grünschnäbel, Zaunkönige, Pensionäre u. s. w., die Wortformen, welche nur in der Sprache der Kinder und Clowns vorkommen, wie z. B. „Mannsen und Weibsen“, Anekdoten, welche gerade damals in Kopenhagen cirkulirten, wie die Frage des Buchhändlers Soldin: „Rebekka, bin ich's, der da spricht?“, Wendungen, die man sonst in der Buchsprache vermeidet, als z. E.: „Wie, zum Satan! sollte es in der Metaphysik ein Entweder — Oder geben können!“, kühne Citate aus Holberg, die Einmischung deutscher und latei-

nischer Wörter, Vergleiche, die den alltäglichsten Erscheinungen, wie Häringsschwärmen und Thiergartenausflügen, entnommen sind, — Das ist das Gewürz, womit die theologisch-philosophische Diskussion so stark gepfeffert ist, daß man selbst ein noch minder nahrhaftes Gericht genießen könnte, wenn es so pikant servirt würde.

Während die ästhetischen Arbeiten sich durch Leidenschaftlichkeit des Stiles auszeichneten, litten die eben besprochenen moralischen Abhandlungen an einer gekünstelten Feierlichkeit und Würde des Vortrags. So originell Kierkegaard's Ausdruck seiner Leidenschaft ist, so affektirt kann sein Pathos klingen. Er hatte sein Ideal des pathetischen Stiles der schlechten alten dänischen Bibelübersetzung entnommen; er war zu autoritätsgläubig, dieselbe nicht zu respektiren und nachzuahmen, daher gebraucht er in seinem höheren Stile Wortformen wie „sänftiglich", „würdiglich", „habet", „liebete" und andere Formen der Kirchensprache, um des pomphaften Klangs willen. Ja, er liebt in den moralischen Abhandlungen einen so auf Stelzen gehenden Stil, daß er z. B. seinen Assessor, nachdem derselbe die Doktrin entwickelt hat, daß die wesentliche Schönheit des Weibes erst mit den Jahren komme, den Uebergang zum folgenden Abschnitte mit der Wendung machen läßt: „Jetzt verlasse ich die Betagten, deren Gesellschaft ich doch gewißlich nicht vermeide," — eine Abschiedsverbeugung vor den alten Damen und eine Schlußreplik, wie wenn ein alter Kavalier sein Fortgehen mit dem Herzensseufzer entschuldigt: So angenehm die Gesellschaft auch ist, muß ich leider dessen doch heute wieder abreisen.

Johannes Climacus schlägt einen anderen Ton an.

Der archaistische Stil paßte nicht, wo es die dogmatischen Seelen, die docirenden Weisen zu stacheln, zu kitzeln

und zu reizen galt, bis sie niesten und aufsprangen und sich wanden und lachten und verriethen, daß sie, weit entfernt davon, das reine Denken zu sein, nur arme vielbelesene Spießbürger seien, die auf Hegel'sche Art die größten weltgeschichtlichen Gegensätze, wie Heidenthum und Christenthum, Religion und Philosophie, auf dem Papiere versöhnten oder „vermittelten", ohne selbst das Geringste erlebt zu haben, was sie dahin bringen könnte, sich auf die eine oder andere Seite zu schlagen, da sie in der Wirklichkeit zu nichts Anderem geworden waren, als zu „Schreibgesellen im Dienste der Vielgeschäftigkeit einer phantastischen Denkerei". Man höre, in welchem Tone er sie über ihr Verhältniß zu diesem gepriesenen Vermitteln und Versöhnen der Gegensätze examinirt: „Man spricht beständig von Vermittelung und Vermittelung; ist denn die Vermittelung ein Mensch, wie der Küster Peter in Holberg's Komödie das Imprimatur für einen solchen hält? Wie fängt Einer es an, um Dergleichen zu werden? gelangt man durch Studiren zu dieser Würde, diesem großen Philosophikum, oder verleiht der Magistrat es wie Glöckner- und Todtengräberbedienungen? Man versuche nur, sich auf diese und andere dergleichen honette Fragen eines honetten Menschen einzulassen, der ja auch gerne die Vermittelung sein würde, wenn er es auf eine rechtliche und ehrliche Art werden könnte, und nicht dadurch, daß er entweder Eins, Zwei, Drei Kukelorum sagen oder vergessen soll, daß er selbst ein existirender Mensch ist, für den also das Existiren etwas Wesentliches und das ethisch-religiös Existiren ein geeignetes quantum satis ist. Einem Spekulanten wird es vielleicht abgeschmackt vorkommen, solchermaßen zu fragen."

Welche Vermessenheit, zu einem wohlerzogenen Uni-

versitätsgelehrten, der sich selbst im reinsten Professoren=dänisch ausdrückte, in einem solchen Kauderwälsch zu reden! einen Doktor der Theologie mit dem Küster Peter zu vergleichen! die Hegel'sche Dreitheilung und Trilogie als ein Kindergeplapper zu bezeichnen und sie Kukelorum zu nennen! Aber es ist Humor, und zwar gesunder Humor in diesem Stil (welcher denn auch unter dem Recepte oder dem Existenzstadium „Humor" in Kierkegaard's Systeme einrangirt ist), und man liest mit Neugier, was der Verfasser in einer so muthwilligen und rücksichtslosen Sprache vorzubringen sich gedrungen fühlt.

Nämlich Folgendes: daß jeder Mensch „subjektiv" werden müsse, und daß Dies die höchste Aufgabe für Jeden sei. Anders ausgedrückt: daß Niemand direkt danach streben solle, Etwas in der äußeren Welt zu vollbringen, noch darüber klagen, wenn eine äußere Wirkung seiner Handlung ausbleibe, sondern einzig das Gute wollen, es nach bestem Vermögen kraft der Freiheit wollen. Subjektiv sein heißt individuell sein, einzeln sein; daher bedeutet jenes Wort „das Gute" in Kierkegaard's Munde auch nichts Objektives. Das Gute ist die Freiheit des Einzelnen selber; die Brücke zwischen ihm und der ihn umgebenden Welt ist, ethisch=religiös betrachtet, abgebrochen. Und so versucht nun Kierkegaard einen entschiedenen Gegensatz zwischen Ethik und Geschichte zu behaupten. Er verweist jeden Einzelnen auf sein eigenes Innere und wird niemals müde, der Spekulanten und der Spekulation zu spotten, die über der Betrachtung des Weltgeschichtlichen, nach seiner Ansicht, Moral und Inbrunst vergessen. Er sucht die Idee des Guten völlig von den kulturgeschichtlichen Zielen des Menschengeschlechts loszureißen, ohne welche sie in der Wirklichkeit nur eine werthlose Abstraktion ist. Er sieht nicht

ein, daß diese kulturgeschichtlichen Ziele eben so sehr das Privatleben und die bescheidenste Thätigkeit zum Besten der Eltern, der Frau und Kinder, wie das öffentliche Leben in der Wissenschaft, der Kunst oder dem Staate umfassen. Es kommt ihm nur an auf die völlige Unterwerfung des Individuums in Gehorsam unter das vermeintliche (subjektive) ethische Gebot, gar nicht darauf, was das Resultat dieses Gehorsams äußerlich wird. Und es ist daher nicht zu Viel gesagt, daß jene Mönche, welche in der ägyptischen Wüste ihre Zeit damit verbrachten, dürre Strecken zu begießen, um die Bedeutungslosigkeit des menschlichen Wirkens gegenüber der übernatürlichen Welt praktisch zu erhärten, im Grunde sein Ideal einer ethisch angestrengten Existenz verwirklichen.

Allein eben so unethisch wie das Bestreben, „weltgeschichtlich“ zu werden, erscheint ihm sogar die Betrachtung des Weltgeschichtlichen. Die philosophische Betrachtung der Geschichte ist ihm, moralisch angesehen, nur Zeitvergeudung, ja die schlimmste Zeitvergeudung, da sie auf einem Falsum beruhe, auf dem Falsum, daß sich im Gang der Geschichte einer Nothwendigkeit nachspüren lasse. Schon in den „Brocken“ müht er sich darzuthun, daß eine Philosophie der Geschichte unmöglich sei, weil, wie er sich ausdrückt, nie Etwas durch Nothwendigkeit, sondern nur durch Freiheit entstehen könne, so daß die anscheinende Nothwendigkeit des Vergangenen eine reine Illusion sei. In der „Nachschrift“ schließt sich dann natürlich hieran eine Argumentation, welche erörtern soll, wie unsinnig es sei, die Entwicklung des Menschengeschlechts als das Höchste zu betrachten und sich in Folge dessen die Aufgabe zu stellen, diese Entwicklung zu fördern.

Hier, wie überall bei Kierkegaard, kann der moderne

Leser sein Bedauern nicht zurückdrängen, den Verfasser seinen ganzen Scharfsinn darauf verwenden zu sehn, gewisse ihm antipathische Theorien auf Grund einer ganz dogmatisch angenommenen Voraussetzung zu prüfen, zu kritisiren und zu analysiren, — einer Voraussetzung, die er weder analysirt noch kritisirt, weder untersucht noch prüft, sondern als eine offenkundige Wahrheit betrachtet.

Wo er die Philosophie der Geschichte verwirft, geht er von einem vorgefaßten Begriffe von der Willensfreiheit aus, der in jeder wissenschaftlichen Psychologie längst überwunden ist, den er aber in seiner Eigenschaft als Theologe als feststehend annimmt. Das liberum arbitrium, von dem Kierkegaard spricht und an das er glaubt, gehört in der Psychologie zu derselben Kategorie, wie die Werwölfe in der Zoologie, und mit demselben fallen selbstverständlich auch die Einwendungen dagegen, daß ein historisches Faktum mit Nothwendigkeit geschehen kann, und gegen die Möglichkeit, Gesetze in der Geschichte zu entdecken *).

Es ist amüsant, an manchen zerstreuten Stellen in seinen Schriften zu sehen, wie er die Vorstellung von jener, der Nothwendigkeit entgegengesetzten Freiheit zur Geltung zu bringen sucht. So geräth Frater Taciturnus (in den „Stadien auf dem Lebenswege") förmlich in Wuth über einen Hinweis Börne's auf die scharfe Widerlegung, welche der Lehre vom freien Willen durch die Verbrecherstatistik zu Theil geworden ist. Es mag gewiß richtig sein, Protest zu erheben, wenn die Statistiker meinen, daß ihre Zahlen

---

*) Vgl. den trefflichen Abschnitt über die Willensfreiheit in Steinthal's Abhandlung „Zur Religionsphilosophie" in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft", Bd. VIII, Heft 3, Jahrgang 1875.

schon Gesetze sind, aber es ist unzweifelhaft, daß sie das Vorhandensein noch nicht erkannter Gesetze beweisen, und daß es nutzlos ist, sich gegen sie zu ereifern. Und ein ganz ähnliches Bestreben, dem Leser die Vorstellung von einer Freiheit à la Buridan's Esel beizubringen, liegt z. B. der Umarbeitung des kleinen Aphorismus „Ich mag absolut nicht“ zu Grunde. Ich habe diese Umarbeitung vom stilistischen Gesichtspunkte betrachtet, allein sie bietet noch einen anderen dar. Wie der Aphorismus ursprünglich lautete (siehe oben S. 114), enthält er eine ausführliche Begründung der Unlust des Redenden, sich hinzulegen, weil er weder lange liegen bleiben, noch gleich wieder aufstehen mag; in „Entweder — Oder“ ist diese Motivirung getilgt. Wie der Aphorismus ursprünglich geformt ist, sieht man die Wagschalen des Willens steigen und sinken, bis eine bestimmte Vorstellung (die des Fahrens) thatsächlich die eine Schale zum Sinken und die Wage zur Ruhe bringt. In „Entweder — Oder“ dagegen fährt das Zünglein der Willenswage fort, steif in die Höhe gerichtet zu stehen, wie bei jenem berühmten Esel zwischen den Heubündeln, und der Redende hat hier jenen ewigen Augenblick der Freiheit gefunden, den die Psychologie nicht anerkennt, der aber, wenn er existirte, sich sehr passend mit dem denkwürdigen Ausruf bezeichnen ließe: „Ich mag absolut nicht.“

An den Einspruch gegen den historischen Determinismus knüpft sich der Einwand gegen die Entwicklung der Generation als das Höchste, Das heißt gegen die kulturgeschichtlichen Aufgaben der Menschheit als die wesentlichen.

„Der Einwand ist dieser“, schreibt Kierkegaard mit gesperrter Schrift: „wie man, wenn man nur die Generations- oder Menschheitsentwicklung statuirt, oder sie doch als das Höchste statuirt, wie man

dann die göttliche Verschwendung erklären will, welche die unendliche Schaar von Individuen in der einen Generation nach der andern gebraucht, um die weltgeschichtliche Entwicklung in Gang zu setzen. Das weltgeschichtliche Drama rückt unendlich langsam weiter. Weshalb beeilt Gott sich nicht, wenn er nur Dieses will? Welche undramatische Langmuth, oder vielmehr, welches prosaische und langweilige Indielängeziehen! Und wenn er nur Dieses will: o Grausen, tyrannisch Myriaden von Menschenleben zu vergeuden!"

Hier, wie so oft, zeigt es sich, daß die im Sinne der positiven Religion religiösesten Geister die im allgemeineren Sinne irreligiösesten sind. Das wirkliche Leben, die wirkliche Entwicklung, der thatsächliche Zustand, wie er ist und von jeher war, erscheint dem frommen Beschauer als ein Wirrsal von Grausen und Tyrannei, und statt sich mit Resignation in das Dasein zu fügen, wie es an uns heran tritt, statt darauf hinzuarbeiten, daß es für nachfolgende Geschlechter freundlicher werde, entrüstet er sich über die bestehende Weltordnung und bildet sich zum Ersatz dafür eine fingirte. Wie oben, argumentirt Kierkegaard auf Grund einer festen Voraussetzung, die er nicht erhärtet, weil er sie als offenkundige Wahrheit betrachtet. Er fordert den Philosophen auf, zu erklären, weshalb Gott verschwenderisch mit den Individuen umgehe, weshalb Gott sich nicht mehr beeile. Wie, wenn ihm der Philosoph antwortete, daß er keine Offenbarung in Betreff Gottes und seines Verfahrens erhalten habe, daß aber die Erfahrung ihm und jedem Beobachter zeige, die Natur gehe verschwenderisch mit den Individuen um, und die geschichtliche Entwicklung scheine sich nun einmal nicht nach unseren Wünschen zu richten oder sich sonderlich zu be-

eilen? Das Unglück ist, daß der Naturbegriff der modernen Wissenschaft Kierkegaard völlig fremd ist, und er deshalb genöthigt ist, seinen Gegnern seinen eigenen theologischen Gottesbegriff aufzuzwingen.

Diesen Mangel an Naturauffassung konnte man schon im Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn auf einem Punkte verspüren, der oben aus anderen Gründen hervorgehoben ward, den man aber jetzt in einem neuen Zusammenhange erblicken kann; ich meine Kierkegaard's Angriff auf Andersen's Ansichten vom Genie. Andersen meinte, das Genie bedürfe vor Allem freundlicher Pflege; Kierkegaard entgegnete, es müsse jede Art von Widerwärtigkeiten oder Widerstand überwinden können, und die Entgegnung war in seinem Munde erklärlich genug. Aber in Wirklichkeit hat der eine der Streitenden nicht mehr Recht, als der andere. Die Natur benimmt sich, wenn vom Menschenleben die Rede ist, ganz eben so wie bei den niedrigsten Thier- und Pflanzenarten, sie säet Tausende von Keimen aus, von denen es nur durch ein Zusammentreffen günstiger Umstände einzelnen der lebenskräftigsten glückt, zur höchsten Blüthe zu gelangen.

Da nun jeder Blick nach außen, auf die Ziele der Menschheit, auf das Geschichtliche, dem Einzelnen untersagt ist, da das Individuum einzig nach innen, mit Inbrunst nach Inbrunst streben soll, folgt schon hieraus, daß es für Kierkegaard keine objektive Wahrheit giebt. Es ist unmöglich, die Wahrheit der Bibel, die Existenz des Bibelgottes objektiv zu beweisen.*) Was nützte es außerdem,

*) „Ich betrachte die Natur, um Gott zu finden, ich nehme ja auch Allmacht und Weisheit wahr, aber ich gewahre zugleich vieles Andere, was mich ängstigt und verwirrt. Summa summarum davon wird die objektive Ungewißheit". Johannes Climacus.

wenn Einer gedankenlos und leidenschaftslos und plappernd, oder wie ein Erasmus Montanus in leerer Eitelkeit, objektive Wahrheiten hersagte? Wäre er wohl in der Wahrheit, wenn sein Verhältniß zu diesen Wahrheiten nicht wahr wäre? Nein, ohne Aneignung, ohne Inbrunst giebt es für den Menschen keine Wahrheit. Und „wenn nur das Wie dieses Verhältnisses in der Wahrheit ist", heißt es in der „Abschließenden Nachschrift", „so ist das Individuum in der Wahrheit, selbst wenn es sich solchermaßen zur Unwahrheit verhielte."

Mit Recht scheint man einwenden zu können, daß bei der nur subjektiven Bestimmung der Wahrheit Tollheit und Wahrheit nicht von einander zu scheiden sind. Kierkegaard parirt den Einwand durch die Bemerkung, daß das Fehlen der Inbrunst ebenfalls Tollheit sei. Und um dieselbe zu charakterisiren, erzählt er eine Anekdote aus einem Irrenhause. Ein Patient in einem solchen beabsichtigt zu entweichen, und springt in der That aus dem Fenster. Er befindet sich jetzt im Garten der Anstalt und ist eben gescheit genug, um zu überlegen, daß man ihn wahrscheinlich zurück transportiren werde, wenn er nicht durch das Vorbringen einer unzweifelhaften, objektiven Wahrheit jeden ihm Begegnenden hinlänglich überzeugen kann, daß sein Verstand ganz in Ordnung ist. Indem er hierüber nachdenkt, sieht er eine Kegelkugel auf der Erde liegen. Er hebt dieselbe auf, steckt sie in die Tasche seines Rockschoßes, und jedes Mal, wenn sie gegen sein Gesäß schlägt, sagt er: „Bums, die Erde ist rund!" Gerade Dies wird der Anlaß zu seiner Wiederergreifung. „Aber", ruft Kierkegaard aus, „ist denn die Erde nicht rund? forbert das Irrenhaus noch ein Opfer um dieser Annahme willen, wie zu jenen Zeiten, wo Alle sie für so platt wie einen

Pfannkuchen hielten?" Nein, aber da sieht man, wie wenig das Aussprechen einer objektiven Wahrheit für die persönliche Stellung des Individuums zum Wahren bedeutet.

Aus Furcht vor diesem Extrem stürzt sich Kierkegaard daher in das entgegengesetzte: die Subjektivität ist die Wahrheit, oder wenn er schon durchaus eine Definition geben muß, so antwortet er: „Die Wahrheit, die höchste Wahrheit für einen Existirenden ist die objektive Ungewißheit, festgehalten in der Aneignung der leidenschaftlichsten Inbrunst." Aber diese Definition der Wahrheit ist nur eine Umschreibung für Glaube. Glaube ist eben der Widerspruch zwischen der unendlichen Leidenschaft der Inbrunst und der objektiven Ungewißheit. Die objektive Ungewißheit sind die 70,000 Faden Wasser, auf denen der Gläubige sich oben hält, und — das Paradox glaubt. Aber was ist das Paradox? Es ist: daß die ewige Wahrheit in der Zeit erschienen, daß Gott in die Welt gekommen, geboren, gewachsen ist u. s. w.

Für Kierkegaard liegt das höchste Gewicht darauf, daß geglaubt werde, alles Dies sei historisch und äußerlich geschehen. Man sollte meinen, für einen Denker dieses Ranges müßte es gleichgültig sein, ob er einen sogenannten historischen Christus oder nur einen idealen Christus hätte. Er selbst sagt ja in den „Stadien": „Fördert es nun den Glauben an das Große, daß man weiß, es sei historisch? Nein, durchaus nicht. Dies Wissen verhilft Einem nur zu einem Sinnenbetrug, der sich vom Stofflichen bethören läßt. Was ist Das, was ich historisch weiß? Es ist das Stoffliche. Die Idealität weiß ich durch mich selbst, und weiß ich sie nicht durch mich selbst, so weiß ich sie gar nicht, alles historische Wissen nützt mir dazu

Nichts." *) So sagt er selbst zuweilen; aber wenn er so spricht, denkt er nur an die sogenannte Profan-Geschichte: Die „heilige" Geschichte gehört für ihn einer anderen Welt an. Und nun entwickelt er auf hundert und aber hundert Seiten, wie der Umstand, daß die ewige Seligkeit des Individuums in der Zeit durch das Verhältniß zu etwas Historischem, das obendrein nur kraft des Absurden historisch ist, das ganze Leben des Individuums umbilden soll und muß. Eine objektive Wahrheit giebt es nicht; denn die Wahrheit ist Inbrunst, und da sich keine leidenschaftlichere Inbrunst denken läßt, als die, welche dazu erfordert wird, sein Leben für seine Ueberzeugung hingeben zu wollen, so gelangt er folgerichtig zum Martyrium als dem eigentlichen Zeugnisse für die Wahrheit.

Allein dies Kriterium dürfte ein gerade so schlechtes sein, wie die objektive Richtigkeit des einzelnen Satzes. „Die Erde ist rund" kann gewiß auch ein Irrsinniger sagen; allein Tausende von Mormonen haben mit Heldenmuth ihren Geist für eine aus Albernheiten zusammengesetzte Religion aufgegeben. Es besteht, ideal angesehen, kein Zwiespalt zwischen Dem, was an und für sich wahr ist, und Dem, was Wahrheit für mich ist. Denn zu etwas an und für sich Wahrem, das solches nicht für unsere Auffassung ist, kann der Menschengeist unmöglich vordringen. Was ich daher zu denken nicht unterlassen kann, ohne daß mein Bewußtsein gestört wird und mein Wesen in Zwiespalt mit sich selbst geräth, ist eben Das, was für den Menschengeist das an und für sich Wahre ist. Für das Paradox ist kein Raum.

*) Vgl. die „Abschließende Nachschrift", S. 246, wo der Satz wiederholt wird, und Renan: Etudes d'histoire religieuse, pag. 214, wo derselbe Gedanke sich ausgesprochen findet.

Für Kierkegaard erfüllte dasselbe jedoch bald den ganzen Horizont.

22.

Ich habe den Ausdruck gebraucht, daß seine Vernunft getauft war. Es ist kaum möglich, das Dogmatische in seinen Untersuchungen kürzer zu bezeichnen. Die erstaunliche Gabe zu scharfem und folgerichtigem Denken, welche er besaß, wandte er ausschließlich dazu an, korrekte Schlüsse ans seinen fixen Voraussetzungen zu ziehen, und der Widerwille gegen das Dogmatische, den philosophisch-kritische Anlagen naturgemäß mit sich führen, und den er beständig empfand, lenkte ihn, da der Autoritätsglaube es ihm untersagte, Dogmen anzugreifen, ausschließlich auf das Dogmatische in der Mittheilungsweise hin, das er unablässig persifflirt und als ein unfehlbares Kennzeichen von Geistlosigkeit und Dummheit charakterisirt. So kam es, daß er in einem so undogmatischen Vortrage, wie möglich, einen rein dogmatischen Inhalt formulirte.

Will man sich seine Begrenzung klar machen, so braucht man nur den Blick auf sein Verhältniß zur Natur und zur Geschichte in seinen reiferen Mannesjahren zu richten.

Es entwickelte sich schnell bei ihm jener Haß gegen die Natur und die natürliche Entwicklung, welchen die Liebe zum Paradoxen und Naturwidrigen erzeugt. Am eigenthümlichsten verräth sich dieser Haß in der dogmatischen Abhandlung „Der Begriff Angst". Hier tritt Kierkegaard wie der reine Joseph de Maistre auf, nur

ausgerüstet mit einem Scharfsinn und einer psychologischen Beobachtungsgabe, hinter denen de Maistre weit zurück steht. Inmitten tiefsinniger psychologischer Entwicklungen entfallen die größten dogmatischen Abgeschmacktheiten wie Dintenklexe seiner Feder. Er gelangt hier zu der Entscheidung, daß die Abstammung von mehreren Menschenpaaren unmöglich sei, daß die Sprache einen übernatürlichen Ursprung habe, daß der Tod die Strafe für die Sünde sei, daß durch das Verspeisen der Frucht der Erkenntniß „der Unterschied zwischen gut und böse, zugleich aber der geschlechtliche Unterschied als Trieb in die Welt gekommen“ sei. Ja, er spottet darüber, daß man in unseren Tagen „sentimental und empfindsam“ bei dem Gedanken werde, daß es keine Hexenprocesse oder Inquisitionsscheiterhaufen mehr giebt. Das Mitleid mit der Seele, der Wille, die Rettung derselben durch alle Mittel zu sichern, aus denen jene strengen Maßregeln hervorgingen, scheint ihm viel würdiger, sittlich „von einer besseren Güte“, als das Mitleid „unsrer aufgeklärten Zeit“ mit den Leiden der Opfer, und er preist Augustinus, weil Dieser noch zu unbekannt mit dem Toleranzbegriffe der modernen Zeit war, um ein so schlaffes Gefühl zu hegen. „War es nicht Augustinus, welcher Strafe, ja Todesstrafe gegen Ketzer empfahl? Fehlte es ihm an Mitleid, oder lag der Unterschied seines Benehmens von dem unserer Zeit nicht vielmehr darin, daß sein Mitleid ihn nicht feig gemacht hatte?“ Und er vergleicht den Widerwillen unserer Zeit gegen eine Kirche, welche inquisitorische Gewalt besitzt und anwendet, mit der Angst, „sich vom Arzte schneiden und brennen zu lassen“, wenn es die Heilung eines kranken Gliedes gilt.

Es wundert Einen nicht, daß ein Mann, der so weit gehen konnte, Autodafés ehrwürdig zu finden, eine stets

zunehmende Antipathie gegen die Naturwissenschaft empfinden mußte, welche denn auch Kierkegaard als „die allerfadeste" Wissenschaft unter allen erschien. Nicht ohne Grund schreibt er mit unterstrichenen Worten in sein Tagebuch: „Alles Verderben wird zuletzt von den Naturwissenschaften herkommen," — alles Verderben nämlich für seinen positiven Glauben. Die Entdeckung des Mikroskops versetzt ihn in einen Zustand krampfhafter Erbitterung: „Wenn man die Erfindung des Mikroskops als ein bischen Amüsement, ein bischen Zeitvertreib ansieht, mag es recht gut sein, aber als Ernst ist es unsäglich albern." Wenn Gott, sagt er in seinen hinterlassenen Papieren, mit einem Stock in der Hand umher ginge, würde er ihn besonders auf die Rücken Derer herabfallen lassen, die mit Hilfe des Mikroskops Beobachtungen anstellen. Daß der Naturforscher heuchlerisch sei, verräth sich nach seiner Ansicht schon dadurch, daß, „wenn man ihm sagen wollte, daß jeder Mensch doch an dem Gewissen und Luther's kleinem Katechismus Genug habe, der Naturforscher die Nase rümpfen würde." Weshalb? „Weil er vornehm Gott zu einer schnippischen Schönheit, zu einem Tausendsasa von Künstler machen will, den nicht Jeder verstehen kann." Und dieser antinaturwissenschaftliche Obskurantismus kulminirt in der Wendung, daß „der Naturforscher das Mikroskop wie der Geck die Lorgnette gebrauche", nur daß die Frechheit unendlich viel größer sei, da er seine Lorgnette „gegen Gott" gebrauche. Hätte Kierkegaard den Darwinismus erlebt, so kann man leider gewiß sein, daß er, ohne einen Blick für die Größe dieser auf allen Gebieten der Natur und des Geistes orientirenden Hypothese, einer der Eifrigsten gewesen sein würde, Witze über die Abstammung des Menschen vom Affen und die

übrigen vereinzelten Stichworte zu reißen, die aus den Arbeiten der Naturforscher dem theologisch erzogenen großen Haufen zu Ohren gekommen sind. Jeder, der in seinem eigenen Gemüthe vergebens mit den Gedanken und Vorstellungen gerungen hat, welche durch jene Hypothese klar werden, Jeder, der nach dem Studium von Kant's „Kritik der Urtheilskraft" über die Zweckmäßigkeit in der Natur gegrübelt hat, ohne sich bei Kant's Beantwortung des großen Problems beruhigen zu können, hat gewiß die Darwin'sche Theorie bei ihrem Erscheinen wie das erlösende und befreiende Wort begrüßt, nach dem er geschmachtet hatte; Kierkegaard hätte sich umgekehrt dieselbe nicht aneignen können, ohne die Auffassung von Natur und Geschichte aufzugeben, in der er die Lösung aller Räthsel gefunden.

Denn wie der obskurantistische Widerwille gegen die Naturwissenschaft seine eine Schranke ist, so ist der völlige Mangel an Sinn für den Entwicklungsgang der Geschichte die zweite. Er hatte ja in seinen „Brocken" entwickelt, daß eine Philosophie der Geschichte unmöglich sei, und damit war schon der Begriff einer historischen Entwicklung geleugnet. Der kulturgeschichtliche Fortschritt mußte ihm schon aus dem Grunde ein Unding sein, weil mit der Einführung des Christenthums in die Welt das Höchste erreicht war. Und so hatte er es sich eigentlich selbst unmöglich gemacht, geschichtliche Erscheinungen in ihrem Verhältniß zu den Voraussetzungen, welche sie vorbereiteten, und in ihrem gegenseitigen Zusammenhange zu erblicken. Das zeigt sich in all seinen Urtheilen über große Schriftsteller, denen es an jeder literaturgeschichtlichen Grundlage gebricht, und die daher oft im höchsten Grade irrthümlich und falsch sind. Selbst für eine so tief eingreifende historische

Thatsache, wie die stufenweise Emancipation der modernen europäischen Literaturen von den biblischen Anschauungen und dem kirchlichen Geiste ist er völlig blind. Ich bemerkte oben, daß er als Kritiker seinen Gegenstand gänzlich aus dem historischen Zusammenhange losriß und ihn auf einen Isolirschemel stellte, um ihn zu würdigen; man begreift jetzt die Ursache davon. Er sah nicht die großen Strömungen in der Geschichte der Literatur und Kunst, nur die einzelnen isolirten Punkte, die für sein Auge keine Gestalt bildeten. Die großen freigeborenen Geister in den modernen Literaturen muß er entweder verdammen oder ihnen seine eigene Anschauungsweise unterschieben, um sich ihnen vertraulich nähern zu können.

Die Schlegel-Tieck'sche Shakespeare-Uebersetzung liest er ein Mal über das andere, er versteht das Pathetische bei Shakespeare wie Wenige, aber er versteht Nichts von dem Geiste der Renaissance in ihm, und spricht daher wiederholt seine Verwunderung darüber aus, daß dieser König der Dichter sich nie darauf eingelassen habe, die eigentlich religiösen Konflikte und Kämpfe zu schildern. Er hat keinen Blick für die Größe in Shakespeare's Geiste, die ihn so hoch über die konfessionellen und religiösen Zänkereien seines Zeitalters erhob.

Unerschöpflich ist er in seinen Aeußerungen der Liebe und Dankbarkeit gegen Lessing. Er fühlte eine gewisse Verwandtschaft mit diesem überlegenen Denker und Dichter, dessen Natur es widerstrebte, sich dogmatisch und docirend auszusprechen, so lange Das, was er auf dem Herzen hatte, sich eben so gut als eine Frage, einen Zweifel, einen Scherz, eine Fabel ausdrücken ließ. Aber wie hat er in seiner Darstellung die Lebensanschauung Lessing's um und um gekehrt, und das direkte Gegentheil aus derselben heraus

gekünstelt! In seiner Darstellung wird Lessing zu einem in ein tiefes Inkognito gehüllten Selbstdenker, von dem man beständig annehmen kann, daß er im Grunde seines Herzens Christ war. Lessing, der offene, kühne, furchtlose Lessing! Spinoza's Schüler, Mendelssohn's Freund, Goethe's Lehrer! Lessing, dessen unsterbliche Ehre es ist, Voltaire's Kampf in Deutschland gekämpft zu haben, ohne sich von der Leidenschaft des Kriegers hinreißen zu lassen wie Voltaire!

Und die Ungenauigkeit der Auffassung wiederholt sich im Kleinen, wie im Großen. Lichtenberg wird entstellt, wie Lessing. Er wird einmal in den „Stadien" citirt, und das Citat verändert den Ausspruch: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, zum Ersatz dafür bildet der Mensch Gott nach dem seinigen"; allein im Original steht nicht: „zum Ersatz bildet der Mensch", sondern „Das heißt vermuthlich, der Mensch bildet", was ein bedeutender Unterschied ist*). Kierkegaard kann weder, noch will er verstehen, daß die Geschichte der neueren Literatur identisch mit ihrer Befreiung von den moralischen und religiösen Vorstellungen der Tradition ist.

Aus derselben Ursache spricht er, der sonst mit seinem Respekte eher verschwenderisch ist, mit so geringem Respekt von Goethe, ja, er giebt sogar in Wolfgang Menzel'schem Stile ein Zerrbild von ihm als einem unmoralischen und irreligiösen Schriftsteller. Er läßt seinen Assessor von ihm schreiben, daß „dieser vergötterte Heros, den man den König im Reiche des Gedankens nennt, so mild wie möglich ausgedrückt nur Titularkönig im ewigen Reiche der

*) Lichtenberg's „Vermischte Schriften", Bd. I, S. 162. Vgl. im Uebrigen Feuerbach's „Wesen des Christenthums", dritte Auflage, S. 151.



Religiosität ist". Er rückt ihn vor, daß er „vornehm über Klopstock lächelt, weil es Diesen so angelegentlich beschäftigte, ob Fanny, seine erste Liebe, die sich mit einem Andern verheirathet hatte, in einem künftigen Leben ihm angehören würde". Er nimmt keinen Anstand, einen Geist wie Goethe zu tadeln, daß derselbe die biblisch-mythischen Vorstellungen, die ihm in seiner Kindheit eingeprägt worden, nicht bis zu seinem Tode bewahrt, daß er „sich zurückgezogen habe, wo es galt, sich selber in seinen Kindheitseindrücken treu zu bleiben, wo es galt, nöthigenfalls bis zur Verzweiflung, unter Verzicht auf jeden Anspruch an das Leben oder an eine bedeutende Existenz, für das theure Andenken der Eltern, für die Gemeinschaft des Glaubens mit den Verstorbenen zu kämpfen". Es ist ihm augenscheinlich unfaßbar, daß es hinsichtlich überlieferter Glaubenssätze eine höhere Pflicht, als die der Pietät, geben könne. Er tadelt Goethe, daß Derselbe nicht wie er gehandelt, sich nicht der ganzen modernen Kulturentwicklung entgegen gestemmt hat, statt ihr Hauptträger seit den Tagen der Renaissance zu werden — er denkt sich die Möglichkeit, daß Goethe sich zu Dem, was er ward, ja zu Mehr als Dem, was er ward, hätte entwickeln können, wenn er, statt die ganze Entwicklung des deutschen Geistes durch Lessing und Winckelmann, Bürger und Wieland, Herder und Kant in sich aufzunehmen, statt als der Alles verdunkelnde Mittelpunkt in dem Sternbilde zu strahlen, das von Schiller, Hölderlin, Kleist, Heine und den anderen freigeborenen Geistern gebildet wird, ein Magus wie Hamann, ein Heiliger wie Lavater oder ein Barde wie Klopstock geworden wäre, die Alle ihren religiösen Kindheitseindrücken treu blieben, aber deren Werke jetzt nur vom Literarhistoriker als Kuriositäten angeschaut werden.

Eben so wenig wie Kierkegaard einen Blick für die religiöse Bewegung der Gegenwart hatte, eben so wenig Sinn hatte er für ihre politische Entwicklung. Was er ein Mal über das andere als „Zeitforderung" verspottet, sind nicht bloß die Lächerlichkeiten, die sich in allen Zeitaltern mit diesem Namen blähen, sondern das moderne Geistesleben selbst. Seine Verachtung der großen und kleinen Propheten der Zeit hindert ihn jedoch nicht, dann und wann selbst zu weissagen; er weissagt falsch, und Das hindert ihn wieder nicht, sich der Richtigkeit seiner Weissagungen zu rühmen. Die aprioristischen Denker jener Zeit machten sich Wenig aus einem Dementi, das ihnen die vulgäre Welt der Thatsachen zu Theil werden ließ. Hegel selbst begann ja seine wissenschaftliche Laufbahn damit, eine Dissertation über die Planeten zu verfassen, worin er die Kepler'schen Gesetze a priori beweisen wollte, und worin er auch so klar, wie 2 mal 2 gleich 4 ist, bewies, daß zwischen Jupiter und Mars kein Planet liegen könne. Nichtsdestoweniger ward gerade zur selben Zeit der Planet Ceres von dem Italiäner Piazzi entdeckt, ohne daß Hegel sich durch diesen unglücklichen Zufall von seiner wissenschaftlichen Methode abbringen ließ. In Kierkegaard's Broschüre über Frau Gyllembourg's Roman „Zwei Zeitalter", welche das politische Treiben der Gegenwart als leeres Geschwätz und gänzlich bedeutungslos schildert, kommen die Worte vor: „Ein Aufstand würde in der Gegenwart das Allerundenklichste sein; eine solche Kraftäußerung würde der berechnenden Verständigkeit unserer Zeit als lächerlich erscheinen". Dies schrieb er im März 1846. Im März 1848, genau zwei Jahre nachher, war bekanntlich „das Allerundenklichste" in Paris, Berlin, Wien, Rom, Ungarn, Polen, Dänemark geschehen. Trotzdem rühmt Kierkegaard

später (in den beiden Broschüren über seine Schriftsteller-thätigkeit) jene Abhandlung über die „Zwei Zeitalter“ gerade, weil sie „ein Bild der Zukunft enthält, welches das Jahr 1848 nicht zur Unwahrheit machte“ *).

Jener Mangel an Sinn für die geschichtliche Entwicklung ward solchermaßen zum Mangel an Wirklichkeitsgefühl seiner Zeit gegenüber. Er hatte von den modernen Literaturen nur diejenige Deutschlands, besonders die romantische Literatur in ihren verschiedenen Verzweigungen, studirt, und wenn er Shakespeare kannte, kam Das nur daher, weil die Romantiker diesen Dichter so eifrig ans Licht gezogen und begünstigt hatten; im Uebrigen waren England und Frankreich für Kierkegaard zwei große verschlossene Bücher. Er kannte nicht die Wissenschaft dieser Länder, er kannte noch weniger ihre Romane; deshalb bemerkte er auch nicht, daß die Psychologie und Ethik der neuen Zeit in ihnen hervorbrach. Die Psychologieen kommen immer in der Darstellung der Lebensanschauung und Seelenkunde eines Zeitalters lange nach den Romanen. Kierkegaard fühlte nicht, daß in Romanen wie denjenigen Auerbach's und George Sand's eine neue Weltanschauung

*) Aus demselben Jahre 1848 findet man in den „Hinterlassenen Papieren“ Kierkegaard's eine in seinem Munde verblüffende Aeußerung: „Die Schuld an dem Ganzen trägt eine eingebildete, halbstudirte, durch Zeitungsschmeicheleien demoralisirte Bourgeoisie, welche in ihrer Eigenschaft als Publikum regieren zu müssen vermeinte. Aber vielleicht niemals in der Geschichte hat man die Nemesis so schnell eintreten sehn; denn in demselben Augenblick, mit demselben Glockenschlage, als die Bourgeoisie entscheidend die Macht an sich zu reißen suchte, erhob sich der vierte Stand. Jetzt soll freilich dieser der Schuldige sein, aber Das ist unwahr, er ist nur das unschuldige Opfer, über das man herfällt, man schießt ihn nieder, verwünscht ihn — und Das soll Nothwehr sein“.



ausgesprochen und dargestellt ward, in Vergleich zu welcher die in der gleichzeitigen dänischen Literatur zu Worte gelangende beschränkt und veraltet war.

Bei diesem Mangel an einem Verhältnisse zur Welt, wurde Dänemark, oder bestimmter Kopenhagen, seine Welt. Abgeschieden lebend, entwickelte er sich dazu, ein großes Phänomen in der Abgeschiedenheit zu werden. Er theilte die abergläubische Ueberschätzung alles Dänischen, welche damals seinen Landsleuten eigen war. Er glaubte (wie er es zuweilen gegen Professor Bröchner aussprach), daß Dänemark in Mynster den größten Kanzelredner des Zeitalters besäße, in Heiberg den größten Aesthetiker, in Madvig den ersten Philologen der Gegenwart, und, was er nicht sagte, aber zuweilen doch auch zu verstehen gab: in ihm den größten zeitgenössischen Prosaschriftsteller, — eine Behauptung, die sich noch eher, als die übrigen, vertheidigen ließ. So Viel ist gewiß, daß er zu groß für sein Heimatland war. Bald sollte er Das mit bitterem Schmerz erfahren.

23.

Es war im December 1845. Kierkegaard hatte das ganze Manuskript der „Abschließenden Nachschrift“ in die Druckerei geliefert, und die Hauptarbeit seiner literarischen Thätigkeit lag hinter ihm. Außer der langen Reihenfolge der oben erwähnten pseudonymen Schriften, hatte er noch „Achtzehn erbauliche Reden“ verfaßt, die unter seinem eigenen Namen gleichzeitig neben den Pseudonymen erschienen. Kierkegaard hat mit besonderem Eifer diesen Umstand betont, aus Furcht, man möchte den Schein erregen, daß er als Schriftsteller als eine Art Byronianer begonnen hätte, und dann mit den Jahren religiös geworden sei. Aber wir haben schon gesehen, wie er von frühester Jugend auf seine Geistesgaben in den Dienst des Christenthums gestellt hatte. Wenn er hin und wieder Anfechtungen hatte, ob es sich auch vom christlichen Standpunkte vertheidigen ließe, Abhandlungen wie das Tagebuch des Verführers und dergleichen zu schreiben, so beruhigte er sich selbst dadurch, daß er gleichsam zur Buße dafür erbauliche Reden verfaßte. Die Form der geistlichen Rede lag ihm nahe; denn als theologischer Student hatte er sich förmlichen Uebungen und Probeversuchen darin unterziehen müssen; er bewunderte Mynster als Kanzelredner, studirte ihn und strebte ihn zu übertreffen, was ihm bei seinem

so ungleich schärferen psychologischen Blicke nicht schwer fiel. Allein abgeneigt, wie er war, sich selbst einen Christen zu nennen, und mehr in christlicher Richtung das Heil suchend, als eigentlich seines Glaubens gewiß, hatte er den Reden, die er veröffentlichte, einen mehr allgemein erbaulichen, als streng konfessionellen Charakter gegeben.

Assessor Wilhelm sagt in „Entweder — Oder": „Gegen Erbauungsschriften und gedruckte Predigten habe ich eine Idiosynkrasie." Selbst wenn man im Allgemeinen dies Gefühl theilt, liest man Kierkegaard's erbauliche Reden mit Respekt. Es waltet ein edler, maßvoll beherrschter Geist darin. Es macht einen ergreifenden Eindruck, denselben Mann, der sich zum Dolmetsch der wildesten Leidenschaften machen konnte, so schlicht, so gemessen, so bekümmert zu seinen Mitmenschen reden und ihnen den besten Trost, der ihm zu Gebote steht, auf die Reise durchs Leben mitgeben zu hören. Es erweckt Ehrfurcht, ihn mit so unerschütterlicher Festigkeit in jeder seiner Vorreden, gleichgültig gegen die Gleichgültigkeit oder Aufmerksamkeit der Menge, aus dem großen Haufen „jenen Einzelnen" hervorheben zu sehen, „den er mit Freude und Dankbarkeit *seinen* Leser nennt." Und es rührt selbst Den, welchen die Rede nicht rührt, die stereotyp wiederholte Dedikation zu erblicken: „Dem verstorbenen *Michael Pedersen Kierkegaard*, früher Wollwaarenhändler in dieser Stadt, *meinem Vater*, sind diese Reden gewidmet."

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Reden selbst die Mängel haben, welche überhaupt dieser ganzen Art von Literatur anhaften. Es sind psychologische Untersuchungen, auf einer mangelhaften und konventionellen Psychologie begründet: es wird von der Annahme ausgegangen, daß Leib und Seele zwei verschiedenartige, in Einem In-

dividuum zusammengekoppelte Wesen sind; es wird unabläſsig ein übernatürliches Eingreifen in das Leben der Seele geschildert; es werden unnatürliche und oft vergebliche Anstrengungen gemacht, den Ausdruck eines alten Bibelübersetzers in Einklang mit gewissen bestimmten seelischen Zuständen zu bringen, an welche der biblische Autor vielleicht niemals gedacht hat; es werden, um gewissen vieldeutigen Worten eine gewisse besondere Bedeutung aufzuzwingen, Anstrengungen gemacht, die an die spitzfindige Gesetzauslegung schlauer Juristen erinnern. Ich weise z. B. auf die Rede über „den Pfahl im Fleische“ hin. Dies gezwungene Verhältniß zum Bibeltexte hemmt die Freiheit der Rede in Betreff der psychologischen Analyse. Sie darf, als erbaulich, niemals aufhören, biblisch zu sein, darf also niemals angewandte Wissenschaft sein.

Andererseits darf sie, als erbaulich, niemals dichterisch, niemals Poesie werden. Sie darf alle Seelenzustände schildern, aber niemals individuell, niemals mit der fesselnden Lebendigkeit der Realität. Da sie nun weder allgemein wie die Wissenschaft, noch individuell wie die Poesie sein darf, so bleibt ihr nur eine Bastardart der Darstellung: die halb allgemeine, halb individuelle. Die Rede schildert nicht, was Unrecht heißen will, sie schildert auch nicht das Leben eines Einzelnen, dem Unrecht widerfahren ist, sondern sie wählt das Dazwischenliegende: das Dasein „Dessen, dem Unrecht geschehen ist“, auszumalen. Man lese z. B. die Rede über „die Heilsbestätigung im inneren Menschen“, deren verschiedene Abschnitte beginnen: „Betrachte ihn, den Bekümmerten, — betrachte ihn, an den die Versuchung herantrat, — betrachte ihn, den Begünstigten“, — und sich solchermaßen unmöglich von Gemeinplätzen fernhalten können.

Und doch ist ein scharfer, strenger Stil in diesen Reden. Nicht selten erreichen sie stellenweise die Höhe von Kierkegaard's pseudonymer Produktion; ja, diejenige unter ihnen, welche den Titel „Bei Gelegenheit einer Trauung“ führt, und der Abhandlung über die Ehe in „Entweder — Oder“ entspricht, steht in ihrer Gesammtheit an Adel und Geist bedeutend höher, als das pseudonyme Plaidoyer.

Gegen Ende des Jahres 1845 hatte seine ganze Schriftstellerthätigkeit also einen vorläufigen Abschluß erreicht.

Es war die letzte Zeit der Regierung Christian's VIII., die Zeit, welche in Paludan-Müller's „Adam Homo“ geschildert wird. Auf dem Throne, hoch oben: Eitelkeit, Dilettantenthum, Halsstarrigkeit und Schwäche. Bei der Geistesaristokratie: Verachtung der politischen Bewegung in den Mittelklassen. Bei der Jugend: ein ungeduldiger Drang nach politischer Freiheit. Der bessere Theil der Presse fruchtlos oppositionell, und zu unterst der ausgelassene Muthwille im „Korsaren“. Was war „Der Korsar“? Er war ein Organ jener Art, das seine Freunde ein Witzblatt, seine Gegner ein Schmutzblatt nennen, und das eine Zeitlang das allgemein beliebte und gehaßte Aergerniß in einer Stadt sein kann. Das Blatt hatte den großen Vorzug, in einem freisinnigen Geiste redigirt, direkt gegen das Perückenwesen und den Autoritätsglauben des Absolutismus gerichtet zu sein, und hatte hierin eine ähnliche Entschuldigung für seine Ausschreitungen, wie sie z. B. Rochefort's „Lanterne“ für die ihrigen bei ihrer Opposition gegen das zweite Kaiserthum in Frankreich hatte. Es neckte heute die Majestät, und brachte morgen Karikaturzeichnungen von den Privatpersonen, denen die Redaktion Eins versetzen wollte Ein wahrer Ernst lag

dem Witz nicht zu Grunde, so wenig wie eine tiefere Freiheitsbegeisterung der Opposition zu Grunde lag; aber das Blatt schaffte Luft, machte Platz und jagte zu jener Zeit, wo man noch davor zitterte, „in die Zeitung zu kommen", der herrschenden Spießbürgerlichkeit einen heilsamen Schreck ein. Sein Witz war häufig beißend und amüsant, sein Pathos fast immer affektirt und hohl. Es war besonders durch seine Portraitzeichnungen eine Macht; es ward überall gelesen, vom Portier gehalten und von der Herrschaft gelesen.

Es war, wie erwähnt, im December 1845. Kierkegaard's erster Drang zur Produktivität war gestillt. Jenes erste Faktum, „das ihn zum Dichter machte", hatte die ganze Reihe von Werken hervorgerufen, zu denen es den Anlaß gab; er hatte dem Sokratisch-Griechischen, dem sein frühestes wissenschaftliches Interesse gegolten, das Christlich-Paradoxe, an das er zuerst und zuletzt geknüpft war, gegenüber gestellt, und er hatte zwischen dem stürmischen und leidenschaftlichen Allegro seiner Produktion geistige Rast in dem ruhigen und sanften Adagio-Takte der erbaulichen Reden gesucht. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo er der Welt zeigen wollte, daß es ihm Ernst mit dem Religiösen, daß er nicht der „interessante und pikante Schriftsteller" sei, für den das Publikum den Verfasser von „Entweder — Oder" hielt, daß er nicht Aufsehen noch Ruhm erstrebe — jetzt wollte er Prediger werden, am liebsten irgendwo drüben auf der jütländischen Haide, in der abgeschiedensten Einsamkeit, wo die Kirche Sonntags nur von ein paar einzelnen Zuhörern besucht würde. Mit seiner Schriftstellerei war er fertig. Was er auf dem Herzen hatte, Das hatte er ausgesprochen.

Da geschah es, daß P. L. Möller's Zeitschrift „Gäa"

in einer literarischen Korrespondenz eine verletzende Kritik der so eben erschienenen „Stadien auf dem Lebenswege" brachte. Es war ein leichtfertiger und unehrenhafter Aufsatz; leichtfertig, weil der Verfasser desselben gar keinen Versuch gemacht hatte, sich mit Dem, worüber er schrieb, vertraut zu machen; unehrenhaft, weil er sich (unter dem Schein, Kierkegaard's Schriftstellerei zu würdigen), wie derartige Artikel zu thun pflegen, auf den Straßenklatsch über sein Privatleben bezog, den Helden des Tagebuchs beschuldigte, „seine Braut auf die experimentale Folterbank zu legen, sie bei lebendigem Leibe zu seciren, ihr die Seele tropfenweis auszuquälen", lauter Anschuldigungen, die gegen Kierkegaard selbst gerichtet schienen.

Kierkegaard, der immer an einer brennenden Lust, zu repliciren, litt, wenn er angegriffen ward, ließ sich zu einer höhnischen und beißenden Erwiderung hinreißen, welche damit schloß, einige Stellen in P. L. Möller's Artikel als „einen jener widerlichen Korsaren-Angriffe auf friedliche, respektable Männer" zu bezeichnen, und welche, mit Bezugnahme auf ein (an und für sich zuverlässiges) Gerücht über P. L. Möller's Mitarbeiterschaft am „Korsaren", den Wunsch aussprach, in diesem Blatte geschmäht zu werden, das bisher die Kierkegaard'schen Pseudonyme in den höchsten Tönen gelobt, ja den Victor Eremita als „für immer unsterblich" bezeichnet hatte. Der Artikel nennt Dies eine Beschämung und einen Schimpf, welcher dem Dichter der Pseudonyme widerfahren sei, und erklärt es „hart für einen armen Schriftsteller, so hervorgehoben zu sein, daß er der Einzige wäre, der im Korsaren nicht geschmäht würde". Diesen Artikel unterzeichnete er „Frater Taciturnus" und zog dadurch unverständig und in unglücklicher Weise seinen Pseudonymus aus der stillen Welt,

in der er, wie man sich denken mußte, lebte, ans helle Tageslicht.

Dann folgte die Fehde Goldschmidt contra Kierkegaard. Der Redakteur des „Korsaren" fühlte sich verpflichtet, den Handschuh um seines Mitarbeiters und seiner selbst willen aufzunehmen. Kierkegaard, der als treuer Diener und Soldat der Autorität den „Korsaren" als eine durchaus widerwärtige Erscheinung betrachten mußte, hat offenbar geglaubt, diesem durch seinen Artikel einen tödtlichen Schlag zu versetzen. Er hat sich gedacht, Goldschmidt, der sich öffentlich als sein größter Bewunderer ausgesprochen hatte, könne unmöglich wagen, ihm jetzt mit Spott zu erwidern, eben so unmöglich könne er fortfahren, ihn zu loben, aber auch zu der Herausforderung nicht schweigen, ohne sein Prestige einzubüßen, kurzum, der Schlag müsse ihn zu Boden fällen. Als gewandter Polemiker umging Goldschmidt indeß alle Schanzen, die Kierkegaard aufgeführt hatte, er ließ das eigene Lob, seine Bücher seinen Witz, seine Weltanschauung u. s. w. ganz außer Betracht, und ging direkt auf seine Privatperson los. Er setzte ihn ins Blatt, wie er auf der Straße stand und ging, mit den dünnen Beinen, mit den Hosen von ungleicher Länge, die hagere Gestalt mit dem Regenschirm unter dem Arme, er ließ ihn auf dem Rücken eines Kindes reitend als Frater Taciturnus zeichnen, der sein Mädchen „trainirt", und jetzt folgten ein paar Monate hindurch im „Korsaren" gutgeschriebene kleine Artikel über die Kierkegaard'schen Pseudonyme, in denen Goldschmidt mit großer Geschicklichkeit die verschiedenen Blößen benutzte, die sein Gegner sich gegeben. Kierkegaard hatte sich vollständig verrechnet, wenn er sich darauf verlassen hatte, daß sein Charakter Goldschmidt Respekt einflößen würde; nicht ein=

mal die Rücksicht, daß „Der Korsar" hier dem bedeutendsten zeitgenössischen Prosaschriftsteller Dänemarks — seit Holberg überhaupt der bedeutendste, den Dänemark hervorgebracht hatte — gegenüber stand, scheint in Betracht gekommen zu sein.

Es war nicht günstig für Kierkegaard, daß sein Artikel in dem Journal „Fädrelandet" veröffentlicht ward, das lange mißgünstig auf seinen jüngeren und glücklicheren Kollegen geblickt hatte und mit Freuden einen Artikel gegen den viel mehr gelesenen „Korsaren" aufnahm*).

Allein Goldschmidt's Situation war doch weit minder beneidenswerth. Es ist etwas Albernes, einen Mann, dessen Lob man so eben gesungen hat, herunter zu reißen, obendrein auf seine eigene Bestellung, und es ist etwas Häßliches, einen seltenen Mann als Karikatur zu zeichnen und die Eigenheiten seines Aeußern und seiner Kleidung dem Gelächter Derjenigen preiszugeben, die immer mit dem Spaßmacher und über die geistige Vornehmheit lachen.

Blickt man jetzt mit den Augen unserer Zeit auf Dergleichen, so dünkt Einem die ganze Sache kaum erwähnenswerth. Oeffentliche Persönlichkeiten sind heut zu Tag so gewohnt, in der sogenannten ernsthaften Presse heruntergerissen zu werden, daß man auf Dergleichen möglichst wenig Gewicht legt. Hervorragende Männer sind es so gewohnt, in den Schmutzblättern attaquirt und lächerlich

*) „Der Korsar hatte eine so enorme, für das Land unverhältnißmäßige Verbreitung erlangt, daß Alle unter dieser Tyrannei ächzten. Und im Bureau des ‚Fädreland' hieß es längst: es muß Etwas geschehen . . . Da handelte ich; es war der größte Dienst, den ich in jenem Augenblicke dem ‚Fädreland' erweisen konnte, Gjödwad kam zu mir gerannt, um den Artikel zu erhalten, und stand neben mir, während ich die Schlußzeilen schrieb". Kierkegaard's „Hinterlassene Papiere", Bd. II, S. 314.

gemacht zu werden, daß sich Niemand über die Thätigkeit härmt, die man entfalten sieht von

Herrn Schnüffelmeier,
Herrn Ehrendieb, Herrn Laus, Herrn Niedertracht,
Herrn Gallengelb und anderm Pack daneben,
Die von des Volkes besten Namen leben*).

Damals scheint jedoch „Der Korsar“ zum mindesten die Macht gehabt zu haben, wie in unseren Tagen die herrschende quasi-seriöse Presse. So sieht man z. B. aus den Nachlaßpapieren des Barons Rosenkrantz, daß „Der Korsar“ fast die Karrière eines Mannes vernichten konnte. Daß Kierkegaard in den „Korsaren“ kam, und zwar auf eine geschickte Weise, ward für ihn ein Ereigniß. Daß „Der Korsar“ die Stimmung der Stadt gegen ihn einnahm, ward für ihn eine jener wenigen Erfahrungen, von denen er Jahre seines Lebens hindurch zehrte, ohne jemals all die Bitterkeit und die Lehre zu erschöpfen, welche für ihn darin lag. Er, der einem Ei ohne Schale glich, empfindlich für die geringste Schramme oder Brausche, fühlte sich wie von einem Dolchstiche ins Herz getroffen. Er suchte zuerst, die Sache bei sich selbst leicht zu nehmen, wie es ihm gelang, sie leicht zu nehmen, wenn er mit Anderen davon sprach; aber seine Seele schloß sich über diesem neuen Eindruck zusammen, wie gewisse Pflanzenblätter sich über einem Insekt schließen, und jetzt begann ein inneres Verarbeiten des Eindrucks, ein förmlicher Behandlungsproceß, der nur sein Seitenstück in der Verarbeitung hatte, der er das Verhältniß zu seiner Jugendgeliebten unterworfen; sein Gemüth ward wieder produktiv, es hatte von Neuem eins jener an und für sich unansehnlichen und vulgären Wirklichkeitselemente in sich aufge-

*) Aus Paludan-Müller's „Adam Homo“, neunter Gesang.

nommen, deren es bedurfte, um daraus die köstlichsten Gedankenstoffe zu spinnen.

Zuerst ward dies neue Faktum in seinem Leben selber, Faden nach Faden, zerfasert, nach allen Seiten hin und her gewandt. Die Tagebuchsaufzeichnungen darüber bilden nicht weniger als zwanzig verschiedene Artikel, die zusammen über 200 Druckseiten füllen. Wer sich darüber wundert, möge bedenken, daß Dies in Wirklichkeit das erste Bemerkenswerthe war, was Kierkegaard seit dem Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn in äußerlichem Sinne erlebt hatte. Er lebte wie ein Eremit; er schrieb vom Morgen bis zum Abend ohne andere Rast, als die, welche er auf seinen Ausflügen zu Wagen und auf seinen Spaziergängen fand, die er obendrein dazu verwandte, seine Schriften im Kopfe auszuarbeiten; er erlebte nicht einmal die Besprechung eines seiner Bücher, oder vielmehr er erlebte eine einzige: Heiberg's flüchtig hingesudelte Beurtheilung von „Entweder — Oder", und dieser verdanken wir denn auch nicht Weniger, als eine lange Folge geplanter und zum Theil ausgeführter Journalartikel, so wie die vorzüglichsten Abschnitte der „Vorreden". In einem an Ereignissen naturgemäß so dürftigen Leben machten die Karikaturzeichnungen des „Korsaren" und die Stimmung, welche sie hervorriefen, Epoche.

Kierkegaard hatte im Begriff gestanden, seine Feder niederzulegen, um als Dorfprediger auf's Land zu ziehen. Ihm war zu Muthe gewesen wie Demjenigen, der gesagt hat, was zu sagen seine Absicht und seine Aufgabe war. Jetzt erwachte ein neuer Produktionsdrang in seiner Seele. Zu der Zeit, wo er sich als Anfänger noch ungewiß über sein Talent und seine Ziele fühlte, war ein „Faktum" in sein Leben getreten, und dies Faktum hatte ihn zum Dichter

gemacht. Jetzt, wo er das Dichterstadium seiner Bahn durchlaufen hatte, trat ein neues Faktum ein, und dasselbe erwies sich gerade als die äußere Befruchtung, deren er bedurfte, um sich eine neue Bahn als christlicher Schriftsteller zu brechen.

24.

Ich habe sein Leben auf Straßen und Gassen geschildert, habe erzählt, wie er als der wunderlich aussehende große Schriftsteller bekannt war. Selbst wenn man ihn nicht kannte, mußte Einem sein Blick auffallen. Derselbe war ungewöhnlich ausdrucksvoll. Er pflegte schon von fern seinen Bekannten mit einer kleinen grüßenden Bewegung des Auges zu winken; aber er vermochte mit diesem Blick, der bald sanft und zärtlich, bald reizend und herausfordernd sein konnte, auch jeden ihm unbekannten Fremden zu nöthigen, ihn anzusehn. Es amüsirte ihn, sich solchermaßen mit jedem Fremden „in Rapport zu setzen", jedes Kind, dem er begegnete, lächeln zu machen, jeden Erwachsenen durch einen Erwiderungsblick verrathen zu lassen, was psychisch in ihm vorgehe; kurzum, er machte psychologische Studien auf der Straße, selbst wenn er nicht, wie es seine Gewohnheit war, mit einem seiner vielen Bekannten ein Gespräch anknüpfte.

Die bewußte Absicht dieser Lebensweise war, wie oben erwähnt, eine religiöse, nämlich die, den Eindruck seiner Bedeutung dadurch zu verwischen, daß er sich in

eine ganz alltägliche Erscheinung verwandle. Immer wieder kommt Kierkegaard auf die Stelle in der Bergpredigt zurück: „Wenn Du aber fastest, so salbe Dein Haupt und wasche Dein Angesicht, auf daß Du nicht scheinest vor den Leuten mit Deinem Fasten", in welcher er die Verstecktheit, die Mystifikation, die teleologische Suspension des Ethischen vorgeschrieben findet, — eine Bibelstelle, die er auch in seinem Exemplar des Neuen Testamentes stark unterstrichen hatte. Immer wieder kommt er ferner auf Heinrich's IV. Worte zu Prinz Heinrich bei Shakespeare zurück, welche ihm die Formel jener Lebensklugheit zu enthalten scheinen, die anwenden zu wollen er zu stolz war:

Hätt' ich so meine Gegenwart vergeudet,
So mich den Augen Aller ausgeboten,
So dem gemeinen Umgang gäng' und feil:
So wär' die Meinung, die zum Thron mir half,
Stets dem Besitze unterthan geblieben,
Und hätte mich in dunklem Bann gelassen,
Als Einen, der Nichts gilt und Nichts verspricht.
Doch, selten nur gesehn, ging ich nun aus,
So ward ich angestaunt wie ein Komet.

Diese Worte sind's, welche Kierkegaard beständig vorschwebten, und deren Grundgedanke entscheidend für die Einrichtung seines täglichen Lebens war. Er hatte stets das Gefühl gehabt, ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit zu sein, gewiß in viel höherem Grade, als es der Fall war. Je mehr er sich in seine eigenen Gedanken einspann und seine Thätigkeit als das Wichtigste oder vielmehr als das einzig Wichtige ansah, was in Dänemark geschah, desto mehr stellte er sich vor, daß Aller Augen auf ihm ruhten. Er bildete sich nun ein, daß es ihm, wenn er auf der Östergade in allerlei wenig angesehener Gesellschaft einherginge, wenn er sich dann und

wann im Theater zeigte, gelingen würde, für einen Tagedieb und Flaneur zu gelten, und er freute sich mit dem kränklichen Hang seines Gemüthes, ein stärkendes Bad in Verachtung, „in einer fast besessenen Aeußerlichkeit“, zu nehmen, daß ihm der Betrug so gut glückte, und daß man ihn für einen pikanten Schriftsteller ohne wahren Ernst hielt.

Und jetzt, als wirklich viel von ihm gesprochen, in Kreisen und Klassen, die früher kaum je seinen Namen gehört hatten, von ihm gesprochen ward, jetzt glaubte er in Aller Augen den „Korsaren“-Spott über sein wunderliches Aeußere, seine schiefe Gestalt, seine Hosen von ungleicher Länge, seine dünnen Beine zu lesen. Gewiß sehr häufig mit Unrecht. In seinen hinterlassenen Papieren schreibt er z. B. als Beweis des demoralisirenden Einflusses des „Korsaren“ auf die Schuljugend eine Notiz nieder, wie der Husarenlieutenant Barth, der ihm mit seinem kleinen Sohne an der Hand begegnet sei, ihn so höflich gegrüßt habe, daß der Knabe, wenn er nicht gewußt hätte, wer er sei, nothwendig den Eindruck hätte empfangen müssen, daß er etwas ganz Außerordentliches sei. „Allein der Junge kannte mich offenbar, er war ein Leser des ‚Korsaren‘“. Herr Cand. polyt. J. C. Barth, der hier erwähnte Sohn des Lieutenant Barth, hat mir selbst mitgetheilt, daß er sich nicht erinnere, als Kind jemals vom „Korsaren“ reden gehört zu haben, und daß er im Gegentheil von frühester Jugend an eine lebhafte Bewunderung für Kierkegaard gehegt habe. Das Kind hat wahrscheinlich den fremden Mann angestarrt, den der Vater so ehrerbietig grüßte, und Kierkegaard hat „Korsaren“-Spott in dem Blicke gelesen. War aber sein Argwohn auch in diesem Fall übertrieben und selbstquälerisch, so hatte er doch nicht Unrecht, die öffentliche Stimmung gegen ihn umgeschlagen zu sehen, seit

„Der Korsar“ seine Person lächerlich gemacht. Denn die Ausfälle des „Korsaren“ waren das Signal für Alles, was an heimlicher Feindseligkeit gegen ihn vorhanden war, sich ans Licht zu wagen, und es schleicht immer viel heimliche Feindseligkeit, viel Privathaß und Neid gegen einen bedeutenden Mann herum. Aus dem vornehmen, reservirten Schriftsteller, „der ohne Makel, ohne den geringsten Flecken dastand, den Keiner bisher anzugreifen oder selbst nur anzutasten gewagt hatte“, sah sich Kierkegaard in eine halb komische, halb verrückte Personnage verwandelt, die auf einem Paar lächerlich dünner, lächerlich bekleideter Beine durch die Stadt lief, von der sich daher Diejenigen, welche sich fürchteten, selbst an den Pranger gestellt zu werden, scheu zurückzogen. Adam Homo, der Kopenhagener Spießbürger, wollte so ungern in den „Korsaren“ kommen und mußte fürchten, daß gar seine Kinder denselben in einem „Haus-Korsaren“ nachäfften. Zum zweiten Mal in seinem Leben war Kierkegaard dem Stadtgeklätsch in Kopenhagen verfallen, und der Eindruck war nicht schwächer, als der erste.

Die unmittelbare Wirkung der „Korsaren“-Angriffe war sein Entschluß, auch fernerhin Schriftsteller zu bleiben. „Es war stets meine Absicht gewesen,“ heißt es in seinen „Hinterlassenen Papieren“, „meine anstrengende Schriftstellerarbeit mit einer stillen Verschollenheit in einem Pfarrhause auf dem Lande zu beschließen . . . Jetzt nehme ich an, daß es mein Beruf ist, auf dem mir angewiesenen Platze auszuharren.“

Allein dann begann die Grübelei über das Ereigniß selbst. Alle verschiedenen Momente desselben wurden, wie zu ihrer Zeit die der Verlobungsgeschichte, eins nach dem andern hervor gezogen.

Zuerst das Unrecht, das ihm geschehen war. Wie alle mit leidenschaftlichem Rechtsgefühl ausgestattete Menschen, vermochte sich Kierkegaard schon aus ethischen Gründen nicht darein zu finden, Unrecht erleiden zu sollen; die von ihm selbst angepriesene Resignation verschwand vor dem einfachen, gesunden Gefühl: es darf kein Unrecht geschehen, nicht einmal gegen mich selber. Und ihm war Unrecht geschehen, Das fühlte er, man mißbrauchte die Kleinheit des Landes, ihn wie ein gejagtes Wild zu quälen, dem jeder Ausweg verrammelt war. „Ich leide," schreibt er, „hier daheim förmlich Unrecht, weil meine ganze Produktivität eigentlich auf einem so kleinen Theater nicht im rechten Licht erscheinen kann, während eine alberne und neugierige und neidische und trotzige Zeitgenossenschaft im Grunde Zwang gegen mich üben will, weil sie meinen, ich sei nun einmal durch die Schranken der Sprache gebunden." Es ward ihm klarer und klarer, daß es in einem kleinen Volke nur möglich sei, ein einigermaßen menschenwürdiges und glückliches Dasein zu führen, wenn man so wenig wie möglich hervortrete. In solchen Augenblicken sagte er sich selbst: „Dein Leben ist im Grunde verspielt, Du bist schließlich Etwas geworden . . . und in Dänemark lebt man nur glücklich, wenn man Nichts ist", oder mit einer anderen Variation: „Kopenhagen ist die angenehmste Stadt, die man sich als Wohnort für einen Jeden denken kann, der Nichts oder noch Weniger ist." Er erkannte, was sein eigenes Leben ihn persönlich nicht früher gelehrt hatte, daß in kleinen Gemeinschaften eine Art Verschwörung der Mittelmäßigkeiten gegen den Selbständigen stattfindet, der die Meinung der Andern nicht annehmen will, sondern so impertinent ist, sie Etwas lehren zu wollen: „Im Grunde ist das Verhältniß dies, daß die

Meisten eine heimliche Vorstellung davon haben, ich sei doch wohl der Mann; aber sie denken: Wenn wir Alle überein kommen, ihn zu hänseln, so muß er doch klein beigeben. Eine solche negative Konspiration ist nur in einem kleinen Lande denkbar . . . Es wäre doch möglich, daß ich trotz all meiner Kleinheit vor Gott, für meine Nation ‚eine Gabe Gottes‘ wäre; Gott weiß, sie haben mich übel genug behandelt, ja mich mißhandelt, wie Kinder ein kostbares Geschenk mißhandeln.“ Und je mehr er darüber nachsann, desto tiefer fühlte er den Stachel des Unrechts; denn weshalb hat er dasselbe erlitten, weshalb ist er als ein Opfer dem Gelächter der Menge preisgegeben? Weil er das Schlechte herausforderte, und weil dieser Schritt „etwas zu hoch, etwas zu ritterlich war, in den Kram der herrschenden Mittelmäßigkeit zu passen“; und unbekannt, wie er ist, mit der schnöden Behandlung, welche die großen ausländischen Schriftsteller dieses Jahrhunderts (ein Shelley, eine George Sand, ein Victor Hugo) erlitten haben, ruft er aus: „Man wird kaum in der Literatur irgend eines anderen Landes einen Schriftsteller aufweisen können, welcher Dergleichen erlebt hat.“

Sodann die eigenthümliche Art dieses Unrechts: daß es unmöglich war, dasselbe zu bekämpfen und zu besiegen. Er hatte gewiß Vertrauen zu seinen Geistesgaben trotz Einem; er hatte, wie er selber sagt, nie daran gezweifelt, daß auch das Tollkühnste, wenn er es sich vornähme, ihm gelingen würde; er hatte bisher das fast Unglaubliche vollbracht, hatte in vier Jahren eine Schriftstellerthätigkeit entfaltet, zu der ein dänischer Schriftsteller nach der Regel zwanzig gebraucht haben würde, hatte mit der Feder in der Hand die Kränklichkeit seines Körpers und die Schwermuth seiner Seele überwunden, hatte Philosophen und

Theologen zum Schweigen gebracht, und hatte, als Heiberg, der allmächtige Rhadamanth der dänischen Literatur, sich ihm in den Weg stellte, ihn wie eine Seifenblase beiseit geblasen — und jetzt scheiterte er hier an dem Unpersönlichen, Anonymen, Verantwortungslosen, Allgegenwärtigen, das er nicht treffen konnte, weil sein Name Legion oder Menge war — an der Presse! Solchergestalt lernte er praktisch eine der Formen der modernen Unpersönlichkeit und Unverantwortlichkeit, die er früher nicht studirt hatte, die Hauptform dafür, kennen, und seine Leidenschaft für die Kategorie „der Einzelne" empfing einen neuen Hochdruck. Er schreibt: „Die Tyrannei der Journalliteratur ist die erbärmlichste, die kleinlichste aller Tyranneien... Wenn man sich einen eminent polemischen Schriftsteller, wie er noch nie existirt hat, denken und ihn einem Journal gegenüberstellen will, muß er verlieren, er müßte denn selbst wieder ein Blatt herausgeben, und in solchem Fall hat er auch verloren, insofern er von einem Schriftsteller zu einem Journalisten herabgesunken ist. Also, der Strauß beginnt: jener ausgezeichnete Polemiker schlägt zu, und es entgeht nicht dem Journalisten selbst, daß der Schlag tödtlich und entscheidend ist. Die klägliche Replik des Journalisten zeigt, welch ein klaffender Abgrund der Unendlichkeit zwischen ihnen liegt. Mittlerweile ist der Journalist seiner Sache ganz sicher, er raisonnirt so: ein Schriftsteller kann sich nicht herbeilassen, häufig auf dieselbe Sache zurück zu kommen, er hört also auf — und dann beginne ich. Ich fahre nun fort, alle Tage oder alle acht Tage einen Artikel loszulassen, Das wird schon auf's Publikum wirken."

Also nicht allein, daß das ihm widerfahrene Unrecht groß, daß es unerhört war, sondern es war auch so

mächtig, daß es sich nicht von Dem bekämpfen ließ, der sich sonst so stark wie kein Anderer fühlte. Und dazu kam ferner noch das Moment, daß er es auch nicht mit Hilfe Anderer bekämpfen konnte. Weshalb? Weil sich Niemand fand, der ihm beistand. Ein seltsamer Gedanke für ihn! Während, wie er niemals müde wird, sich selbst zu wiederholen, „jeder Gebildete, unbedingt Jeder, im Privatgespräche der Meinung war, daß es mit dem ‚Korsaren‘ nicht mehr auszuhalten sei,“ beobachteten die Freunde „das tiefste Schweigen“ von dem Augenblick an, wo er für die Andern gehandelt hatte. So Wenig hatte Kierkegaard äußerlich erfahren, daß er es erst in seinem vierunddreißigsten Jahre erlebte, bei einer ehrenhaften und Allen zu Nutze kommenden Fehde gründlich in Stich gelassen zu werden — und der Eindruck hievon war gewaltig. Aber derselbe ward noch gesteigert; denn nicht genug, daß man schwieg, nein, wie er immer von Neuem bemerkt, man führte seine Handlung selbst auf Eitelkeit und Hochmuth zurück, betrachtete sie halb als Unverstand, halb als Wichtigthuerei, und erhielt so, statt mit sich selbst ins Gericht zu gehen, gar eine Gelegenheit, ihn und seine Handlung zu beurtheilen. Das war also der Lauf der Welt: erst das Urtheil: Es muß gehandelt werden; dann Schweigen, wenn das Leiden, das der guten, weltlich unklugen Handlung folgt, eintritt; dann zuletzt das Urtheil: Er hat nur aus Hochmuth gehandelt, er liegt, wie er sich gebettet hat; mag er sich selbst helfen! — Verallgemeinerte man den einzelnen Fall, so ließ sich eine ganze christlich pessimistische Weltanschauung daraus herleiten. Und größere, immer größere Proportionen nahm die Sache vor seinen Blicken an. Indem er sie unter seinem beobachtenden Auge wie unter einem Mikroskop sah, ward

sie derselben Verwandlung unterworfen, wie die Kunstwerke, die er kritisiren wollte. Die inneren Verhältnisse der Sache blieben, aber sie nahmen unnatürliche Größe an, und alle Verhältnisse der Sache nach außen, zur Umgebung wurden durch den gigantischen Umfang, den das Ereigniß für sein Auge erhielt, vollständig verrückt.

Zuerst und zuvörderst ward „Der Korsar“ vor seinen Blicken umgebildet.

Er war „die Presse der literarischen Eitelkeit, welche eine furchtbare, unverhältnißmäßige Verbreitung erlangt hatte“; er war als „Unflath-Literatur“ ein „Phänomen der Auflösung in Dänemark“, er war „Dänemarks inneres, im Grunde sein einziges Unglück.“ Was that er denn? Er verübte „Abscheulichkeiten“: der angegriffene Mann hielt sich vielleicht stolz aufrecht, aber seine Frau litt, sein Kind erfuhr die Kränkung, in abscheulicher Art von dem Vater reden zu hören. Er hat gesehen, „wie man vom Blick des Ertrunkenen sagt, jenem fast gebrochenen Blick eines Unglücklichen, der umsonst den Schlächter um Gerechtigkeit anfleht, umsonst, er ward geopfert, geopfert, um mit seinem Leid zu kitzeln — barmherziger Gott! — die Lachlust zu kitzeln.“ Er hat gesehen, „wie das Grab sich über Einem schloß, den diese Presse gemordet.“

Daher würde er sich geschämt haben, nicht zu handeln, „während eine so unverhältnißmäßige Preß-Niedertracht Menschen ins Grab beförderte, wenn nicht stets die Angegriffenen, so doch ihre Frauen, Kinder, Verwandten und Freunde verletzte und erbitterte, sich besudelnd in Alles, selbst in die Verhältnisse des intimsten Privatlebens, selbst in das Geheimniß der Schule, selbst in das Heiligthum der Kirche eindrängte, Lüge, Verleumdung, Frechheit, Narrenpossen ausspie: Alles im Dienste verderblicher Leiden-

schaften und elender Geldgier." Wie man sieht, ist „Der Korsar" nicht weit davon entfernt, der leibhaftige Antichrist zu werden.

Begreift man also jetzt, daß er sich demselben entgegen warf? Indem er auf seine Handlung zurück blickt, wächst dieselbe für ihn nach demselben Maßstabe, wie die Furchtbarkeit des „Korsaren." Allgemein menschlicher Muth konnte dazu nicht ausreichen. Mit dem Maßstabe der nur humanen Moral gemessen, erscheint eine solche Handlung wie Raserei, aber der Christ, welcher die Freiwilligkeit gewahrt, mit der hier Leid und Verfolgung übernommen ward, erkennt, daß diese That das Gepräge des paradoxen Christenthums trägt. Den Zeitgenossen, sagt er, mußte der Umstand, daß er „sich freiwillig Alledieſem ausgesetzt, sich darin hinein gestürzt hat", als „eine Art Wahnsinn" vorkommen, und er fährt fort: „O ja, so haben gewiß auch die Zeitgenossen über jenen Römer geurtheilt, der seinen unsterblichen Sprung that, um das Vaterland zu retten; eine Art Wahnsinn, o ja, und nochmals o ja, denn es war, dialektisch genau, christliche Selbstverleugnung." Es war eine Wohlthat, welche „von Denen, um derentwillen ich mich so exponirte, belohnt ward, wie eine Liebesthat gern in der Welt belohnt wird, und welche mittels dieses Lohnes eine wahre christliche Liebesthat ward."

So sind wir also bis zur Selbstopferung des Marcus Curtius für den römischen Staat und bis zur christlichen Selbstaufopferung gelangt, die einen kleinen modernen Staat von „seinem einzigen inneren Unglück" erretten will, — Alles auf Grund jenes Zeitungsartikels gegen den „Korsaren". Er ist alles Dies, Das heißt: er bedeutet für ihn alles Dies.

Von jetzt an wird seine Grundauffassung vom Wesen des Christenthums langsam modificirt. Bisher hatte er das Christenthum immer vorwiegend von der intellektuellen Seite aufgefaßt; es war ihm das für den Verstand Paradoxe. Jetzt tritt diese intellektuelle Seite mehr und mehr hinter der passionellen zurück. Das theoretische Wesen des Christenthums, das die erste Periode seiner religiösen Schriftstellerthätigkeit ausgefüllt hatte, interessirt ihn von jetzt an weniger, als dessen praktischer Charakter. Das Paradox schwindet vor der Passion. Christ sein, bedeutet von jetzt an das Martyrium.

25.

Der tiefe Pessimismus in Betreff der Auffassung des irdischen Lebens, der, wie Schopenhauer richtig empfand, gleich vom ersten Auftreten des Christenthums an durch seine schneidende Wahrheit demselben so viele Anhänger gewonnen hat, nimmt ganz sein Gemüth gefangen. Diesen Pessimismus, welcher eins der wahrsten Elemente des Christenthums ist, ohne darum selber die ganze Wahrheit zu sein, verkündet er von jetzt an mit einer Energie und Erhabenheit, die man in seiner ersten Periode nicht bei ihm fand. Das Leben erscheint ihm als eine Bahn der Leiden für Den, welcher für die Wahrheit zeugt: „Die Welt bleibt im Grunde stets eben so klug, d. h. eben so dumm. Wenn dann ein von seiner Zeitgenossenschaft mißverstandener, verhöhnter, verfolgter, bespöttelter Mann für

eine Wahrheit gestritten hat, so entdeckt die nächste Generation, daß er groß war, und bewundert ihn. Und falls dann in der nächsten Generation ein Begeisterter ist, der jenen Todten wirklich versteht, . . . so wird dieser Begeisterte wieder verfolgt, bespöttelt, mißachtet".

Er fühlt selbst, eine wie große Bedeutung die Karikirung seiner Person für die Entwicklung dieser Lebensanschauung bei ihm gehabt hat. „Wer von Kind auf eine polemische Vorstellung vom Dasein gehabt hat, und jetzt in der letzten Zeit ein Weilchen in der besonderen Pflege des ‚Korsaren' gewesen ist, von Dem kann man annehmen, daß er gute Voraussetzungen im Verhältniß zur Zeit besitzt!" Sein eigenes Martyrium bestimmt er dahin, „Genie in einer Kleinstadt zu sein", und 1848 schreibt er: „Es wird wieder Blut erforderlich sein, aber nicht das der zu Tausenden hingemetzelten Schlachtopfer, nein, das kostbarere Blut, das der Einzelnen, — der Märtyrer".

Es läßt sich ganz deutlich verfolgen, daß Kierkegaard auf dieselbe Weise, wie er sich von Anbeginn seinen Begriff vom Glaubenszustand aus der persönlichen Krise seiner Jugend bildete, mit ihrer vermeintlich nothgedrungenen Pflicht, in weltlichem Sinne Unrecht zu thun, sich zu verstellen und zu schweigen, — es läßt sich deutlich nachweisen, daß er eben so jetzt noch bestimmter seinen Begriff vom Christenthume und vom christlichen Martyrium, das fortan immer dahin definirt wird, verspottet, verlacht, verfolgt, angespieen zu werden, aus dem Umstande herleitet, daß er im „Korsaren" karikirt worden ist. Wie er nach der Auflösung des Verhältnisses zu seiner Geliebten den opfernden Abraham sich direkt gegenüber sah, so erblickt er jetzt nach der Auflösung des Verhältnisses zum Kopenhagener Publikum die Spur des leidenden Christus vor

sich und setzt seine Füße in diese Spur. Durch sein Verhältniß zu Kopenhagen und zum „Korsaren" verstand er erst gründlich das Leben Christi.

Die Erbauungsschriften, welche er jetzt veröffentlicht, stehen alle hoch über jener ersten Serie erbaulicher Reden, die zugleich mit der ersten Reihe pseudonymer Schriften erschienen. Das Gedämpfte und Sanfte stimmte nicht zu seiner Natur; mit der stärkeren und strengeren Auffassung des Lebens erwachten wieder all seine Kräfte. In den „Thaten der Liebe" sprach er aus, was in seiner Seele an tiefem Mitleid mit dem gefallenen Geschlechte und an kräftiger Arznei für die Unglücklichen und die Schlaffen vorhanden war. Dies Buch ist die Orgel in dem großen Concert seiner Werke. Hier schildert er die „Liebe zum Nächsten", welche seiner Lebensweise im Alltagstreiben zu Grunde lag: „Es ist viel leichter und viel bequemer, durchs Leben zu schleichen, indem man in vornehmer Zurückgezogenheit lebt, wenn man ein Vornehmer, oder in unbemerkter Stille, wenn man ein Geringer ist, ja es könnte scheinen, als richte man mehr durch diese schleichende Lebensweise aus, weil man sich nämlich viel geringerem Widerstande aussetzt". Allein es gilt, sagt er, nicht den Widerstand zu vermeiden, sondern den Nächsten zu lieben. Er gedenkt auch hier des „Korsaren": „O, es giebt Verbrechen, welche die Welt nicht Verbrechen nennt, welche sie belohnt und fast ehrt — und dennoch, dennoch wollte ich lieber, was Gott verhüte, aber ich wollte dennoch lieber mit drei bereuten Mordthaten auf meinem Gewissen in der Ewigkeit anlangen, denn als ein ausgedienter Verleumder mit jener grausigen, unübersehbaren Last von Verbrechen, die Jahr nach Jahr aufgehäuft wären, die nach einem fast undenklichen Maßstabe um sich gegriffen, Menschen ins

Grab befördert haben könnten u. s. w." *) Die Strenge in seiner Auffassung nimmt zu, weil er überhaupt, wie schon von Höffding in seiner „Humanen Ethik" richtig bemerkt worden ist, in jeder Seelenregung des Menschen einen Willensakt erblickt, theologisch beim Egoismus als Thatsache stehen bleibt, ohne zu untersuchen, wie und warum das Ich egoistisch wird.

Die „Erbaulichen Reden in verschiedenem Geiste", welche in demselben Jahre (1847) erschienen, gipfeln in einer Schilderung des Hohns und der Verfolgung, denen der Wahrheitszeuge ausgesetzt sei, und wie man Gott ein angenehmes Werk zu erweisen glaube, indem man ihn martere. Dann wird hervorgehoben, wie viel besser Dies doch für den Wahrheitszeugen sei, als mit dem Zuckerbrot der Bewunderung gefüttert zu werden und ein Leben zu führen, das geschmacklos werde, weil es ihm an Salz fehle. Deshalb hätten sich auch die Apostel darüber gefreut, gegeißelt zu werden.

Der letzte Abschnitt der „Erbaulichen Reden" hieß „Das Evangelium der Leiden". Hieran schließen sich die im Jahre 1848 veröffentlichten „Christlichen Reden", in denen man vorzugsweise die Rede: „Es ist doch ein selig Ding, um einer guten Sache willen Hohn zu erleiden", beachten muß, welche den Uebergang zu Kierkegaard's späterer Produktion bildet. Der Gehöhnte, heißt es hier, wird wie ein Aussätziger gemieden; obschon er ein Zeuge der Wahrheit ist, hat er nie als ein Gegenstand der Ehre und des Ansehens gelebt, er ward verachtet, verfolgt, verspottet, so lange er lebte. Und als er lebte, waren es die Geehrten und Angesehenen, die ihn verachteten, „wie

---

*) In den „Hinterlassenen Papieren" wird Dies ausdrücklich auf den „Korsaren" bezogen.

es jetzt die Geehrten und Angesehenen sind, die seinen Namen preisen". Kierkegaard hebt das Entsetzliche hervor, welches darin liege, daß es ein stehender Witz geworden sei: Christus würde, wenn er heute wieder zur Welt käme, abermals gekreuzigt werden; und doch „fällt es Niemand ein, auf dies Blendwerk von der Christenheit aufmerksam zu werden". Er betont daher die Nothwendigkeit, das Christliche nicht in der Entfernung zu halten, sondern es der Mitwelt recht gegenwärtig zu machen.

In der „Einübung im Christenthum" löste er selbst die Aufgabe, welche er gestellt hatte.

Ich halte dies Buch für eine seiner vorzüglichsten Schriften, und es ist überhaupt ein durch Scharfsinn und Wahrheitsliebe ausgezeichnetes Werk. Wer nicht Zeit zu finden vermag, Viel aus der letzten Periode Kierkegaard's zu lesen, müßte wenigstens dies Buch gründlich lesen; er findet dann darin seinen ganzen Gedankengang und sein innerstes Gefühlsleben. Kierkegaard besaß, zum Ersatz für seinen Mangel an historischem Sinn, das schärfste, genialste Vermögen, sich lebendig in jede Situation zu versetzen. Während der Sinn für die Lokalfarbe ihm völlig abging, war der entwickelte Sinn für die abstrakte Situation eine seiner bewundernswerthen Eigenthümlichkeiten. Es war derselbe Sinn, welchen die römischen Geschichtschreiber und die französischen Dichter der klassischen Zeit besaßen. Auf Grund dieses Sinnes sympathisirte er mit Scribe. Und diesen Sinn bethätigte er in seiner Schilderung Abraham's in „Furcht und Beben", wo die mangelnde Zeit- und Ortsfarbe durch die Kraft ersetzt wird, mit der die Situation geschildert ist. Mit derselben Kraft stellte er das Leben Christi dar.

Der Christus, den er malt, ist nicht der verklärte,

nicht das Götterkind Rafael's oder Thorwaldsen's hehrer Versöhner, sondern ein Christus, wie ihn Rembrandt gemalt hat: der Mensch aus niederem Stande, der Freund der mit Arbeit und Mühsal Beladenen, im Kostüm aus des Malers eigener Zeit.

Der Christus, welcher bei ihm sagt: „Kommt her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch Frieden geben", ist nicht der verherrlichte Sohn Gottes, nein, er ist der erniedrigte Jesus, „geboren von einer verachteten Jungfrau, sein Vater ein Zimmermann, verwandt mit anderen schlichten Leuten der untersten Volksklasse". Man lese nur die Urtheile der Zeitgenossen über ihn: daß er sich einfältig betrage, da er, „statt die Menschen im Abstande der tiefsten Unterwürfigkeit von sich zu halten, Allen zugänglich sei"; man höre Kierkegaard von ihm sprechen wie von „einer Art mauvais sujet, einem verlorenen Menschen", dessen „revolutionärer Hochmuth die ganze Intelligenz und Tüchtigkeit des Bestehenden verschmäht, um ganz und gar von Neuem und von vorn zu beginnen mit Hilfe von — Fischern und Handwerkern, so daß es wie ein Motto zu seiner ganzen Existenz im Verhältniß zum Bestehenden klingt, daß er ein uneheliches Kind ist!" Anfangs ist er kurze Zeit ein Gegenstand der Neugier, später sieht man ihn nur in Gesellschaft von „Zöllnern und Sündern, Aussätzigen, Irrsinnigen, Kranken und Elenden, Armuth und Kümmerlichkeit". — Kommt jetzt her, Alle, die ihr mühselig und beladen seid!

Es scheint kein Sinn darin zu liegen; aber, sagt Kierkegaard, „wenn man nun einen zierlichen Mann in seidenem Gewande Dies mit einer angenehmen, wohlklingenden Stimme sagen hört, so daß es schön in den Kirchgewölben wiederhallt, einen seidenen Mann, den anzuhören

Ehre und Ansehen bringt", so scheint Sinn darin hinein zu kommen. Gewiß, lautet die Antwort, aber ein Sinn, welcher dem Christenthume so unähnlich wie möglich ist; denn denkt an Den, welcher die Einladung spricht, an ihn, der „zwischen einem Maurergesellen und einem Bürstenbinderlehrling" herangeschritten kommt, geringgeschätzt „wie eine Art mißrathenes Genie", verachtet und gehaßt als „ein Verführer, Betrüger, Gotteslästerer", nur umringt von „einem jauchzenden Pöbelschwarm". Und diese, zur Beurtheilung der Wahrheit so kompetenten Instanzen, diese Fischer, Schneider und Schuster, sie vergöttern ihn in des Wortes buchstäblichster Bedeutung.

Von kritischem Gesichtspunkte ist es hiebei am interessantesten, Kierkegaard die Christusgestalt aus lauter idealisirten Zügen erschaffen zu sehen, die er aus seinem eigenen Leben kennt und entnimmt.

Erstens: Christi Unkenntlichkeit. Das Inkognito des Gottes als Mensch wird durch ein menschliches Inkognito als solches verstanden und erklärt. Selbst von der Fleischwerdung abgesehen, ist der Erhabene unkenntlich theils durch allzu viel Sichtbarkeit, da er sich täglich in der zufälligsten Gesellschaft auf der Straße blicken läßt, theils durch die anscheinende Niedrigkeit, in die er gehüllt ist. Sollte ein Mensch wie dieser, „ein schlecht gekleideter Mensch", der Erwartete sein?

Zweitens: Die Unmöglichkeit der direkten Mittheilung. Sicherlich kann Christus geradezu sagen: „Ich bin Gott; der Vater und Ich sind Eins". Aber wenn Der, welcher Das sagt, ein einzelner Mensch ist, anscheinend ganz wie Andere, dann ist diese Mittheilung doch nicht so direkt. Die Worte sind freilich direkt genug, aber daß er Etwas

sagt, was den Widerspruch herausfordert, macht die Mittheilung zu einer indirekten. Um deutlich zu machen, daß man aus Liebe zu einem Andern eine Inbrunst verhehlen und etwas Anderes scheinen kann, als man ist, bedient sich Kierkegaard zweier Exempel. Das eine, welches nur angedeutet wird, ist das Verfahren eines Majeutikers, der nach sokratischer Methode eine dialektische Doppelheit hervorbringt, um einen Andern in sich gekehrt zu machen und ihm Freiheit zu geben, — seine eigene literarische Mittheilungsform. Das zweite, weiter ausgeführte Exempel ist dem Verhältnisse zwischen zwei Liebenden entnommen. Er setzt den Fall, der Liebende bekäme den Einfall, seine Braut auf die Probe stellen zu wollen, ob sie an ihn glaube. „Was thut er dann? Er enthält sich aller Mittheilung, verwandelt sich selbst in eine Doppelheit; es sieht in der Möglichkeit täuschend aus, als könnte er möglicherweise eben so gut ein Betrüger wie ein treu Liebender sein.“ — Christi Glaubensforderung wird durch seine eigene Stellung der Geliebten gegenüber als ein Räthsel, Das heißt als die lebendige Frage, ob sie an ihn glaube oder nicht, illustrirt.

Drittens: Die Freiwilligkeit der Leiden. Das Entscheidende beim christlichen Leiden ist, daß man es freiwillig „um des Wortes, um der Gerechtigkeit willen u. s. w.“ auf sich nimmt. Und Kierkegaard braucht, um Dies zu erläutern, ein uns wohlbekanntes Beispiel. Er zeigt, wie albern es ist, wenn der Pfarrer, weil Jemandem seine Frau gestorben ist, von Abraham, der seinen Sohn Isaak opfert, predigen will und den Wittwer gleichsam mit Abraham in Parallele stellt. Denn die Pointe bei Abraham's wie bei den christlichen Leiden ist die unendlich gesteigerte Anstrengung und Freiwilligkeit — freiwillig hatte er mit

der Geliebten gebrochen, freiwillig den „Korsaren“ herausgefordert.

Viertens: Die Gleichgültigkeit gegen alle weltlichen Zwecke. Das Buch ist im Jahre 1848 verfaßt, also gerade zu einer Zeit, wo eine starke nationale Bewegung das Volk durchzuckte. Kierkegaard fühlte sich ganz außerhalb derselben stehend. Ihn interessirte nur Eins: die Idee seines Lebens. Deshalb schreibt er von Christus: „Das kleine Volk, dem er angehörte, stand unter fremder Herrschaft, und, wie natürlich, beschäftigten sich Alle mit dem Gedanken, das verhaßte Joch abzuschütteln.“ Man weist Jesu den Zinsgroschen, er giebt seine ausweichende Antwort, und Kierkegaard ruft aus: „O weltliche Parteileidenschaft, und selbst wenn du heilig und national genannt wirst, nein, so weit reichst du nicht, daß du seine Gleichgültigkeit gefangen nehmen kannst! Er fragt: ‚Wessen Bild ist auf die Münze geprägt?‘ Man antwortet: Das Bild des Kaisers. ‚So gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist‘. Unendliche Gleichgültigkeit! Ob der Kaiser Herodes oder Salmanassar heißt, ob er Römer oder Japanese ist, ist ihm das Gleichgültigste von der Welt“.

Dann wird Christi Leiden und Tod geschildert; Pilatus fragt: Was ist Wahrheit? Und Kierkegaard antwortet treffend und konsequent: Die Wahrheit ist nicht, die Wahrheit zu wissen, sondern die Wahrheit zu sein. Christus war die Wahrheit, und für die Jetztlebenden ist sie: ihm nachzufolgen. Allein hierin liegt denn auch, daß das Christenthum in der Christenheit „ganz buchstäblich entthront“ ist; und ist es Das, so ist es „abgeschafft“. Nur die streitende Kirche ist Wahrheit, nur der Nachfolger, nicht der Bewunderer von Christi Leben ist der wahre

Christ. Nur wer in der Lage des Zeitalters gegenüber der leidenden Wahrheit sich an diese halten und die Folgen davon auf sich nehmen will — und diese Folgen sind zu allen Zeiten die gleichen, — nur Der kann ein Wahrheitszeuge genannt werden. „Und wenn alle Pfaffen, mögen sie nun in Sammt, in Seide, in Tuch, in Bombassin einhergehn, etwas Anderes sagen wollten, so werde ich sagen: ihr lügt, ihr betrügt die Menschen mit euren Sonntagspredigten!"

26.

In den religiösen Schriften aus dieser Periode war Kierkegaard der Geistlichkeit und ihrem Hauptvertreter in Dänemark, dem Bischof Mynster, immer drohender auf den Leib gerückt. Ein paar dämpfende Einleitungsworte waren in der „Einübung im Christenthum" die einzige Schirmwand, welche den Angriff auf das Officielle in der Christenthumsverkündigung der dänischen Staatskirche verdeckte. Fast gleichzeitig mit diesem Buche erschien „Das zu Tode Kranksein", eins der tiefsten und am sorgfältigsten durchgearbeiteten Werke Kierkegaard's, klar und leicht zu überblicken wie ein trefflich geordnetes Lazareth, worin er von Neuem das Problem der Verzweiflung vornimmt, das die Abhandlung über das Ethische in „Entweder — Oder" nur so unvollständig beantwortet hatte, und wo er eine Antwort darauf giebt, deren Tiefsinn selbst seine verknöcherte Orthodoxie nicht zu verhüllen vermag. Wenn

man den Schluß des Buches liest, kann man zwar nicht umhin, des Satzes zu gedenken, auf den Kierkegaard so häufig zurückkommt, daß es kein großes Genie ohne einen Funken von Wahnsinn giebt, allein man muß einräumen, daß hier selbst in der Tollheit Methode ist. In diesem Buche, das 1849 herauskam, wird eine Charakteristik von dem geistlichen Redner geliefert, so anzüglich gegen die Geistlichkeit, so direkt auf ihr Oberhaupt selber, den Bischof Mynster, gemünzt, daß man fast nicht begreift, wie sie ohne Erwiderung bleiben konnte. Hier wird das unendlich Komische geschildert, welches darin liege, daß Der, welcher eben noch auf der Kanzel „mit einem Aplomb der Erscheinung, mit einer Kühnheit im Blick, einer Korrektheit der Pas, die bewundernswerth sind", alle Mächte der Hölle unter die Füße trat, fast in demselben Augenblick, fast noch „mit der Samarie angethan", dem kleinsten Ungemach feig aus dem Wege rennen kann. „O wenn man Einen sieht, welcher versichert, durchaus verstanden zu haben, wie Christus in Gestalt eines niederen Dieners einher ging, arm, verachtet, verspottet, wie die heilige Schrift sagt: angespieen — wenn ich dann denselben Mann so sorglich dorthin eilen sehe, wo es weltlich gut sein ist, sich dort aufs behaglichste einrichten, wenn ich ihn so ängstlich, als handele es sich um das Leben, jedem Hauch eines ungünstigen Windes von rechts oder links entfliehen sehe, so glückselig, so äußerst glückselig, so herzensfroh, ... von Allen, unbedingt Allen geehrt und geschätzt zu sein, dann habe ich mir oft bei mir selber gesagt: Sokrates, Sokrates, Sokrates! sollte es möglich sein, daß dieser Mensch verstanden hat, was er verstanden zu haben behauptet?"

Fünf Jahre vergingen. Kierkegaard's Schriftstellerei

war zu dem Punkte gelangt, daß er sie als ein Ganzes überblickte. In seinen „Kommunionsreden am Freitag“ führte er dieselbe, so zu sagen, an den Fuß des Altares, und gab dann in einer kleinen Broschüre „Ueber meine Schriftstellerthätigkeit“ dem Publikum seinen Rückblick über das Ganze, worin Alles auf die Idee: „der Einzelne“ hingeführt wird. Offen und ehrlich sagt er: „So verstehe ich jetzt das Ganze; von Anbeginn habe ich nicht so überschauen können, was ja zugleich meine eigene Entwicklung gewesen ist.“

Da brach er im December 1854 sein jahrelanges Schweigen als Schriftsteller. Bischof Mynster war gestorben. Martensen hatte ihn in seiner Grabrede „einen Wahrheitszeugen, einen der rechten Wahrheitszeugen, ein Glied in der heiligen Kette“ genannt. Im Februarmonat schrieb Kierkegaard seinen berühmten Artikel dagegen: „War Bischof Mynster ein Wahrheitszeuge, einer der rechten Wahrheitszeugen — ist Das Wahrheit?“ und ließ ihn dann neun Monate lang ungedruckt liegen. Er, der in seiner Jugend so ungeduldig war, hatte jetzt gelernt, einen Entschluß lansam reifen zu lassen. Im December schleuderte er nach beendigter Ueberlegung den Artikel in die Oeffentlichkeit. Martensen, der wenig ahnte, was bevorstand, gab eine ablehnende Antwort, in welcher er Kierkegaard als einen Thersites bezeichnete, der auf dem Grabe des Helden (d. h. Mynster's) tanze. Dann erwiderte Kierkegaard, und hiemit begann seine großartige Agitation wider die ganze bestehende Staatskirche und die ganze Christenheit der heutigen Welt.

27.

Als die römischen Missionäre, nachdem sie die Angelsachsen in Northumberland zum Christenthume bekehrt hatten, sie aufforderten, die Götzenbilder, welche sie bisher angebetet, selbst umzustürzen, wagte Keiner die Hand an die Gestalten zu legen, die so lange ein Gegenstand des Glaubens und des Gebets gewesen. Da erhob sich inmitten des allgemeinen Zögerns ein Priester und fällte mit einem Axthiebe das Götzenbild, dessen Nichtigkeit er besser als irgend Jemand kannte. Der Angriff, den der geistlich Gebildete wider die Kirche richtet, hat immer einen eigenthümlichen Charakter von Bestimmtheit und Kälte; man fühlt an den Schlägen, die er ertheilt, daß die Hand eine Sicherheit besitzt, welche die Hand des Laien nicht leicht zu erlangen vermag *).

Kierkegaard hatte der Geistlichkeit zu nahe gelebt, um den Respekt bewahren zu können. Der treue Ritter der Autorität ward zu dem Manne, der ihr den Todesstreich versetzte. Der Dichter, der Denker, der Prediger, der Reformator, der seinen Stolz und seine Ehre darein gesetzt hatte, in einer hunderttausendmeiligen Entfernung von der Endlichkeit und dem Augenblicke zu wirken, ward in einen Agitator verwandelt. Allein was ihn dazu um-

*) **Ernest Renan: Essais de morale et de critique, pag. 141.**

wandelte, war der zutiefst in seiner Natur liegende Hang, mit der Entrüstung der Pietät seine Verachtung auszusprechen. Es hatte freilich stets etwas Agitatorisches in seiner Thätigkeit gelegen, in so fern er nach seiner eigenen Erklärung immer dahin strebte, „Unruhe mit der Absicht auf Verinnerlichung“ zu erwecken. Allein diese Definition selber schloß ja zugleich jede Absicht auf die Erweckung von Unruhe nach außenhin aus. Der Mann jedoch, welcher selbst mit Recht das Charakteristische seiner Schriftstellerei dahin bestimmte: aufmerksam zu machen, war naturgemäß besonders zum Agitator geschaffen; denn diese Worte bezeichnen das nächstliegende Ziel jeder großen und vornehmen Agitation.

Und er war ein großer Agitator — er, dessen Seele von einer so lebhaften Entrüstung erfüllt war, der die Sprache so vollständig in seiner Gewalt und durch den erbaulichen Vortrag sein Vermögen, zum Verständniß des gemeinen Mannes zu reden, ausgebildet hatte, der endlich einen solchen Köcher voll scharfgespitzter, stachlichter Pfeile besaß. Er war der Mann, eine Agitation zu leiten, wie sie nur selten in unserm Jahrhundert ins Werk gesetzt worden ist, er, welcher das Selbstgefühl Lassalle's mit der Beredsamkeit eines O'Connell und dem schneidenden Hohn eines Swift verband.

Es nützt Nichts, sein Verfahren zu schildern. Man muß ihn selbst die Verachtung im sprachlichen Ausdruck meißeln, das Wort zurecht hämmern sehn, bis es sich zur größtmöglichen, zur blutigsten Injurie formt, — ohne daß es jedoch einen Augenblick aufhört, Träger einer Idee zu sein. Man lese seine ersten Artikel wider die Geistlichkeit in der Gesammtausgabe seiner „Zeitungsartikel“, welche auch die Repliken gegen ihn von den verschiedenen

Repräsentanten des Bestehenden — meist Anonymis in der „Berling'schen Zeitung", „Fädrelandet" und „Dagbladet" — enthält, um die Flammenschrift seiner Begeisterung auf dem Hintergrunde von Schlaffheit, leerem Geschwätz und Grimassenschneiderei der Zeitgenossen, der die unentbehrliche Folie dafür bildet, leuchten zu sehn. Man begreift leicht, daß die Geistlichkeit sofort in Alarm gerieth, da in öffentlichen Journalen und von einer solchen Feder geschrieben stand, der religiöse Zustand im Lande sei der: „Das Christenthum existirt gar nicht" (26. März 1855), oder, wie es zwei Tage später hieß: „Hier ist Nichts zu reformiren; worauf es ankommt, ist, ein Jahrhunderte lang fortgesetztes . . . christliches Kriminalverbrechen zu beleuchten." Man antwortete, so gut man vermochte, mit Ueberlegenheit, mit Entrüstung, mit Salbung, mit Strenge. Da jedoch Dies auf den vermessenen Angreifer der Staatskirche nicht mehr Eindruck machte, als hätte er auf einem andern Planeten gewohnt, so verstummte allmählich all diese Beredsamkeit, und man hörte Sören Kierkegaard's Stimme allein.

Was für eine Sprache führte diese Stimme? Sie rief:

Das Christenthum ist ausgebreitet. Weshalb? Weil der Staat, wenn Einer Nichts mit dem Christenthume zu schaffen haben will, hilfreich hinzu tritt: „Wie! Fühlst Du keinen Drang zum Christenthume, so fühlst Du vielleicht einen großen Drang, Nichts zu werden; denn ohne daß Du Christ bist, sind Dir alle Wege in der Gesellschaft verrammelt. — Ah! Das kam der Praxis des Predigers zu Statten." — „Habt Dank, ihr Seide- und Sammt-Prediger, die in stets zahlreicherem Schwarme zu Dienst standen, als es sich zeigte, daß der Profit auf Seiten des Christenthums war, habt Dank für euren christlichen Eifer!"

Das Thema, das Kierkegaard hier wieder und wiederum variirte, war: so lange es in Dänemark tausend königliche Stellen für Lehrer im Christenthum gebe, sei alles Christenthum im Lande nothwendigerweise verderbt. „Nehmt ein Beispiel, sagt er. Wenn es dem Staat einfiele, alle wahre Poesie verhindern zu wollen, wie hätte er Das anzufangen? Er brauchte nur tausend Stellen für königliche Dichter-Beamte einzurichten; dann wird das Land bald mit schlechter Poesie so überfluthet sein, daß wahre Poesie fast zur Unmöglichkeit wird. Nehmt ein anderes Beispiel, sagt er. Gesetzt, der Staat käme auf die Idee, die Religion einzuführen, daß der Mond aus einem grünen Käse gemacht sei, und gesetzt, er richtete zu dem Ende tausend Stellen für einen Mann mit Familie ein, mit regelmäßigem Avancement, gleichem Range mit Kanzleiräthen, — zweifelt man daran, daß dann nach einigen Generationen ein Statistiker müßte bestätigen können, jene Religion (der Mond ist aus einem grünen u. s. w.) sei die herrschende im Lande?“

Und er faßt seinen Angriff auf die Staatskirche in den energischen und rücksichtslosen Satz zusammen: „Dafern Du glaubst, und Das glaubst Du ja doch, Stehlen, Rauben, Plündern, Huren, Verleumden, Schlemmen u. s. w. sei Gott zuwider: das officielle Christenthum und dessen Gottesdienst sind ihm unendlich widerwärtiger.“

Er bespricht die wichtigsten Momente des Gottesdienstes, eins nach dem andern, und löst sie alle in Possenspiel auf.

Die Taufe. Sie wird nach seiner Vorstellung nur durch die Geldgier der Pfaffen aufrecht erhalten. „Die Pfaffen, diese heiligen Männer, verstehen schon ihr Geschäft, und eben so, daß, wenn es geschähe, wie das Christen-

thum und jeder vernünftige Mensch es unbedingt verlangen muß, daß man erst, wenn man großjährig und mündig wird, sich entscheiden dürfte, welcher Religion man angehören will — die Pfaffen wissen sehr gut, daß es dann um ihre Erwerbsquelle schlecht stünde. Und deshalb drängen sich diese heiligen Wahrheitszeugen in die Wochenstuben ein."

Die Konfirmation. Sie wird nach seiner Vorstellung beibehalten, weil die Pfaffen, die „selbst Meineidige sind", ein Interesse haben, dahin zu arbeiten, daß „die ganze Gesellschaft zu Meineidigen wird". Und es ist „gleichsam hierauf berechnet", fünfzehnjährige Knaben religiöse Versprechungen ablegen zu lassen. Man sieht also leicht, sagt er, die Konfirmation ist ein noch größerer Unsinn, als die Kindertaufe, eben weil die Konfirmation Anspruch darauf macht, Das ergänzen zu sollen, was bei der Kindertaufe fehlte: eine wirkliche Persönlichkeit.

Das Abendmahl. Das nach seiner Auffassung Anstößige in der Art und Weise, wie das Sakrament ertheilt wird, erörtert er durch die Schilderung eines Gewerbtreibenden, dessen wirkliche Religion die ist: Jeder ist Spitzbube in seinem Gewerbe. „Zwei oder vier Mal im Jahre legt dann dieser Mann schöne Kleider an — und geht zum Altare. Dort erscheint dann ein Pfaff, ein Pfaffe, der (gerade wie die Pelzmännchen, die, wenn man auf eine Feder drückt, aus einer Dose springen) herbei springt, so bald er ‚einen blauen Zettel' erblickt*). Und darauf wird die heilige Handlung gefeiert, von welcher der Gewerbtreibende oder beide Gewerbtreibende (der Pfaff und der Bürger) zu ihrer gewohnten Lebensweise heimkehren, nur

*) Die dänischen Fünf-Reichsbankthaler-Noten waren von blauer Farbe.

daß man von dem einen derselben (dem Pfaffen) nicht sagen kann, er kehre zu seiner gewohnten Lebensweise heim; er ist ja nicht von derselben abgewichen, sondern vielmehr als Gewerbtreibender in Thätigkeit gewesen."

Die Trauung. Kierkegaard hebt nachdrücklich den Umstand hervor, daß das Neue Testament den ledigen Stand anempfehle, und die Ehe höchstens als ein nothwendiges Uebel betrachte. Gegen die populäre Auffassung, daß die Ehe durch die Gegenwart des Priesters geheiligt werde, ruft er aus: „Von christlichem Standpunkte müßte man sagen: gerade der Umstand, daß ein Priester dabei mitwirkt, ist das Schlimmste bei der ganzen Sache. Willst Du Dich verheirathen, so suche doch lieber, von einem Schmiede getraut zu werden!" Denn „der Schmied und die beiden Liebenden haben doch keinen Eid auf das Neue Testament abgelegt"; aber ein Spott auf das Christenthum wird die Trauung, „wenn der Pfaff mit seiner — heiligen Gegenwart hinzu kommt".

Angriffe von dieser Art waren, so viel mir bekannt, seit den rücksichtslosesten Tagen der französischen Revolution nicht gegen den christlichen Kultus gerichtet worden. Kein freidenkender Schriftsteller dieses Jahrhunderts hat sich auf Dergleichen eingelassen, einestheils weil die Freidenker, von der Toleranzidee ausgehend, sich in die inneren Angelegenheiten der Religionen nicht einmischen, sondern sich damit begnügen, die sociale Gleichstellung mit den positiv Gläubigen, auf welche die Civilisation des Jahrhunderts ihnen ein Recht giebt, zu verlangen, anderntheils weil die wissenschaftliche Auffassung des Wesens der Religionen in den letzten siebzig Jahren die Polemik wider herausgegriffene Dogmen oder gegen die Einzelheiten des kirchlichen Kultus gänzlich verdrängt hat.

Und wie die Freidenker selber nicht solche Angriffe gemacht haben, so haben sie auch ihrer nicht bedurft, als sie kamen; sie haben Nichts aus ihnen gelernt, und sie fühlen keinen Drang, sie wieder aufzunehmen. Nur dann würde Anlaß sein, sie von Neuem geltend zu machen, wenn die officielle Geistlichkeit das Auftreten Kierkegaard's wirklich in dem Grade der Vergessenheit anheimgefallen wähnte, daß sie sich zu Gunsten der Kirche auf ihn berufen könnte, — auf ihn, für den die Geistlichen, „ohne eine einzige Ausnahme" Meineidige, ja, wie er sich ausdrückt, Menschenfresser waren, in so fern sie nämlich von den Leichen der Märtyrer leben, ein jährliches Salär, silberne Tafelaufsätze, Ritterkreuze, gestickte Lehnstühle u. s. w. erhalten, um die Leiden und den Opfermuth derselben zu schildern.

Statt in die leidenschaftlichen Kriegsrufe der Kierkegaard'schen Agitation gegen die in Dänemark bestehende Staatskirche einzustimmen, will ich leidenschaftslos auf zwei entscheidende Punkte in den Auslassungen aus seiner letzten Lebenszeit aufmerksam machen.

Der erste Punkt ist sein starkes Betonen des Umstandes, daß die Christenheit gar nicht christlich, daß das Christenthum überhaupt gar nicht in die Welt eingedrungen sei; es sei bei dem Vorbilde und ein paar Aposteln verblieben. Hierin stimmt Kierkegaard genau mit Allem überein, was die moderne Wissenschaft in Betreff des Mißverständnisses klar gemacht hat, das Ausdrucksweisen wie christlicher Staat, christliche Kunst, christliche Gesellschaft zu Grunde liegt. In allen denkenden Ländern ist man jetzt zu der Einsicht gelangt, daß solche Mächte wie Staat, Recht, Gesellschaft und Kunst von rein humaner Natur sind, auf einer rein humanen und nicht auf irgend einer konfessionellen Grundlage beruhen.

Der zweite Punkt ist sein, durch seine ganze Schriftstellerei hindurchlaufendes bestimmtes Betonen, daß er selber kein Christ sei, bald mit der Wendung, daß er es noch nicht sei, am häufigsten mit der Wendung, daß er nur oder beinahe nur ein Dichter sei, der wisse, was Christenthum sei, bald, wie in der Zeitschrift „Der Augenblick", mit der Wendung, daß er sich selbst nicht zu der christlichen Lebensauffassung zu erheben vermöge, sondern sich mit „einer weit leichteren, einer jüdischen", behelfe. Sein Standpunkt in diesem Streite — und Das ist es, was ihn hier so groß macht — ist kein konfessioneller oder sektirerischer, sondern der der Wahrheitsliebe. Daher kommt es auch, daß er, als er von Gegnern gefragt wird, was er wolle, nicht antwortet, er wolle dies oder jenes Einzelne, sondern: „Ganz einfach, ich will Redlichkeit … ich bin nicht eine christliche Strenge gegenüber einer herkömmlichen christlichen Milde. In keiner Weise; ich bin weder Milde, noch Strenge — ich bin: menschliche Redlichkeit."

Es ist nicht möglich, seinen Standpunkt auf eine edlere und humanere Weise zu formuliren. Und kraft dieses, über allen konfessionellen Kämpfen erhabenen menschlichen Beweggrunds darf Kierkegaard hier auch wagen, sich in so extremer Art auszudrücken, daß er sagt:

„Ich will Redlichkeit. Ist es Dies, was die Generation oder die Mitwelt will; will sie ehrlich, redlich, ohne Vorbehalt, offen, geradezu sich wider das Christenthum empören, zu Gott sagen: ‚Wir können, wir wollen uns nicht unter diese Macht beugen' — aber wohlgemerkt, daß es ehrlich, redlich, ohne Vorbehalt, offen, geradezu geschehe: nun wohl, wie seltsam es erscheinen möchte, ich bin mit dabei; denn Redlichkeit will ich". Diese Worte

(vom 31. März 1855), die eine neue Perspektive zu eröffnen scheinen, sind vielleicht nur ein auf die Spitze gestellter Ausdruck einer glühenden Wahrheitsliebe, aber sie zeigen, daß Kierkegaard, wenn Alles, was zu lieben werth war, genannt wurde, ein „magis amica veritas" hinzuzufügen vermochte.

Die großartige Kierkegaard'sche Agitation, welche schon als Agitation betrachtet so mächtige Vorzüge hatte, besaß einen erheblichen Grundfehler, nämlich ihre Gewaltsamkeit. Der rechte Agitator darf nicht seine ganze Kraft, vielleicht kaum die Hälfte derselben aufwenden; man muß ihn wie ein Drohgewitter für die Zukunft empfinden. Kierkegaard dagegen setzt solchermaßen das ganze Leben ein, kämpft mit einer so äußersten Anstrengung, wie kein Mann sich ihr unterziehen kann oder darf, der sich nicht unmittelbar darauf hinlegen und sterben will.

28.

Das war — leider! — seine Absicht und sein Loos.

Er sehnte sich fort von der Erde, fort aus dieser Welt, die er als „eine jämmerliche, eine verderbte, eine böse Welt, nur berechnet auf Buben und auf Gewäsch", erfand und bezeichnete. Er sehnte sich fort von Kopenhagen, wo er jetzt nicht mehr nur beneidet und gehaßt war, sondern wo es Pflicht gegen Gott und alles Heilige war, ihn als Feind der Kirche und der Geistlichkeit zu verabscheuen. „O unschätzbare Kleinstadt, wie unbezahlbar bist du, wenn

du die Samarie anlegst, heilig wirst, wenn sich jedem widerlichen Gelüst des Neides, der Rohheit, der Pöbelhaftigkeit hinzugeben, zugleich der Ausdruck einer Verehrung Gottes wird!“ Er sehnte sich fort von seinem armen, gequälten, leidenden Körper, der durch Schlaflosigkeit erschöpft war und von heftigen Krankheitsanfällen gefoltert ward. Vermochte er bisweilen in Gegenwart Anderer seine körperlichen Schmerzen nicht zu beherrschen, so sagte er: „Erzählt es nicht weiter; wozu brauchen die Leute zu wissen, was ich erdulde!“ Er sehnte sich „nach der Ewigkeit“.

Er beschleunigte selbst seinen Tod durch die alle Schranken und Rücksichten zerbrechende, aufreibende Agitation. Aber er scheint das Herannahen desselben gerade zu der Zeit, wo er ihn fortriß, geahnt zu haben. Von dem Vermögen, das er von seinem Vater ererbt hatte, war Nichts mehr übrig. Er hatte kurz nach dem Tode des Vaters sein ganzes Kapital seinem Schwager, dem Justizrath Lund, mit der Bitte übergeben, ihm dasselbe aufzubewahren, d. h. nicht so, daß es verzinst würde — denn Kierkegaard hielt es bei seiner altväterischen Erziehung für Sünde, für Wucher, Zinsen zu nehmen, — sondern so, daß er sich jährlich eine gewisse Summe des Kapitals auszahlen ließe. Daher kam es, daß das Kapital, einerseits durch Kierkegaard's nicht eben sparsame Lebensweise, andererseits durch seine gutherzige Wohlthätigkeit, vollständig aufgezehrt wurde. Es fanden sich nach seinem Tode nur 250 Reichsbankthaler in baarem Gelde vor.

Im Oktober 1855 ließ er sich nach dem Frederikshospital bringen.

Unter den ordnungsmäßigen Journalen des Frederikshospitals befindet sich eins, worin eine Abtheilung mit den Worten eröffnet wird: „Dr. Sören Kierkegaard (42 Jahre

alt) aufgenommen 2./10. 1855, gest. 11./11. 55 um 9 Uhr Nachm."

Der junge Kandidat der Medicin, welcher das Journal führte, hat sich nicht mit rein ärztlichen Aufzeichnungen begnügt, sondern sich an einzelnen Stellen bemüht, allgemeine Aeußerungen des Kranken wiederzugeben, z. B. gleich am ersten Tag folgende Worte: „Er hält seine Krankheit für tödtlich; sein Tod sei nothwendig für die Sache, auf deren Lösung er seine ganze Geisteskraft verwandt, für die er einzig gewirkt habe, und für die er nur geschaffen sei; daher das scharfe Denken in Verbindung mit einem so zarten Körper. Bleibe er am Leben, so müsse er seinen religiösen Kampf fortsetzen, allein derselbe werde dann ermatten, wogegen er durch seinen Tod seine Stärke, und, wie er meint, seinen Sieg behaupten werde". Und unterm 12. Oktober heißt es wieder im Journal: „Er behauptet immer noch seinen nahe bevorstehenden Tod".

So kurzgefaßt und wenig inhaltsreich dies Journal sonst ist, giebt es doch ein deutliches Bild von zwei in psychologischer Hinsicht interessanten Charakterzügen: erstlich von der asketischen Tendenz des Kranken, der es sich „auf Grund religiöser Ansichten" zuweilen ausbittet, von dem einen oder andern Erfrischungs- oder Linderungsmittel dispensirt zu werden; sodann von der jungfräulichen Verschämtheit oder Schamhaftigkeit des Patienten, die ihm hier bei mehrfachen Gelegenheiten zur Plage wird, und von welcher der ärztliche Kandidat nach einer Unterhaltung mit ihm schreibt: „Er glaubt, dieser Fehler habe einen durchgreifenden Einfluß auf sein Leben gehabt und ihn zum Sonderlinge gemacht."

Am Abend des elften November verschied er.

Man hat gesagt, er sei zur rechten Zeit gestorben. Wenn man so redet, betrachtet man sein Leben ästhetisch: sein letztes Auftreten war ein fünfter Akt, und was bleibt dem Helden der Tragödie nach dem fünften Akte übrig, als zu sterben? Ich vermag Kierkegaard's Leben und Tod nicht als ein Schauspiel anzusehen. Ein großer Genius, der mit 42 Jahren stirbt, stirbt niemals zur rechten Zeit für seine Mitwelt. Ich wünsche, er wäre am Leben geblieben.

Schon der Umstand, daß er am Leben geblieben wäre, hätte ihn zum Aussprechen neuer schlagender und stets wahrerer Gedanken genöthigt. Unmöglich hätte er auf dem Punkte stehen bleiben können, auf dem er bei seinem Tode stand, er hätte neue Konsequenzen ziehen müssen, — und diese hätten ihn nothwendigerweise immer weiter von der in Dänemark herrschenden Kirchlichkeit entfernt; denn alle anderen Wege waren ihm verrammelt.

In der Abhandlung „Der Begriff Angst“ kommt an einer Stelle beiläufig die Wendung vor: „Diese Anschauung, welche man christlich nennen mag oder wie man will, ist sicherlich die richtige.“ Man könnte sich eine solche Wendung durch seinen ganzen Gedankengang durchgeführt denken. Denn wir sehen ihn noch in den siegreichsten Augenblicken seiner Agitation sich gehemmt fühlen, weil er genöthigt ist, nicht die Wahrheit, sondern die orthodoxe Korrektheit seiner Anschauung darzuthun, und sich auf die ganze Misère des Citirens von Bibelstellen einlassen mußte. Er findet nun eine Bibelstelle pro, die Gegner eine contra, da es ihm natürlich nicht gelingt, etwas so Ungleichartiges wie das Alte und das Neue Testament unter das System Einer Lebensanschauung zu bringen. Ja, er citirt bisweilen willkürlich, bisweilen unrichtig aus lauter Eifer, sich auf

eine Bibelstelle berufen zu können*). Man könnte sich denken, daß der Augenblick eingetreten wäre, wo er dessen müde geworden.

Er war in den letzten Monaten seines Lebens auf dem Wege dazu, aber der Weg war nicht gut. Wie andere große, zu Tode gehetzte Reformatoren, erblickte er zuletzt das verkannte Recht seiner Persönlichkeit als das einzige in der Welt. Selbst wenn er sich auf die Bibel berief, berief er sich in Wirklichkeit auf seine Auslegung derselben, auf sich selbst. Wie der Absolutismus gesagt hatte: „Der Staat bin ich", so dachte er jetzt: „Die Wahrheit bin ich." Die Wahrheit richtete sich nach ihm, nach seinem Leben. Zu der Zeit, als er selbst zuweilen in der Frauenkirche predigte, war die Kirche ehrwürdig und heilig; jetzt war jede Kirche „ein zweideutiger Ort". Vor wenigen Jahren hatte er die Gemeinde eindringlich aufgefordert, in den Kirchen und an ihren Altären das Heil zu suchen; jetzt, da er selbst erklärte, lieber die ärgsten Verbrechen begehen, als eine Kirche betreten zu wollen, jetzt sollte es plötzlich Allen einleuchtend sein, daß die Wahrheit nicht im Schooße der Kirche zu finden sei.

Und er bestimmte nicht nur die Wahrheit, sondern auch den Moment, da die Zeit erfüllt sei. So lange er es selbst passend und recht fand, bei jeder Gelegenheit den Bischof Mynster zu ehren, mußten auch alle Andern Mynster den tiefsten Respekt erweisen. Er wartete, sagt er, mit

*) In Magnus Eirikson's tüchtigem und gewissenhaftem Werke „Gott und der Reformator" findet man eine Darstellung von Kierkegaard's Inkonsequenzen dem Bibelwort gegenüber. Seine Willkür in der Behandlung von Bibelstellen hat Erik Bögh in Betreff der Art und Weise nachgewiesen, wie Kierkegaard die Legende von Jonas benutzt.

seinem Angriff auf Mynster und die Geistlichkeit, bis Martensen, den er „eine subalterne Persönlichkeit“ nennt, Bischof von Seeland geworden war; denn er dachte sich, es könne Martensen unangenehm sein, wenn der Angriff erfolgt wäre, so lange „er Kandidat für diesen Posten sei“. Aber wenn er selbst nun vorher gestorben wäre! er, der selber sagt, daß er oft nur von einem Tage auf den anderen lebte! Und nach gewöhnlichen menschlichen Vorstellungen müßte man denken, daß, wenn Martensen wirklich so „subaltern“ war, wie Kierkegaard meinte, es dann doch besser gewesen wäre, ihn nicht in Ruhe den obersten Bischof des Landes werden zu lassen. Allein Kierkegaard entscheidet selbst, wann der geeignete Augenblick gekommen ist. Er weiß, daß Gott mit ihm ist, und daß Das, was er schreibt, Gottes allerhöchstes Gefallen hat.

Das war die einzige Form, unter welcher dies große, religiös erzogene Genie, wie Pascal, wie Lamennais, eine Befreiung vom Joch der Kirche zu Wege brachte. Allein er befreite sich, wie es in seinem Vermögen lag. Von der Christenheit kämpfte er sich in jedem Falle los.

Von seiner frühesten Jugend an waren zwischen ihm und der geistigen Freiheit alle erdenklichen Schranken aufgethürmt. Er war durch Erziehung, durch Pietät, durch Lebensschicksale in die bestehende Kirche eingeschlossen, wie Der, welcher in einen Kerker durch einen Ring von Gefängnißmauern nach dem andern eingeschlossen ist. Er arbeitete sich dennoch durch alle hindurch, und gelangte ans Tageslicht hinaus. Dieser Kampf ist's, den die Journalartikel in der Wahrheitszeugen-Fehde und vor Allem die Zeitschrift „Der Augenblick“ bezeichnen, und deshalb wird „Der Augenblick“ sich in der Literatur erhalten als das kürzeste Resumé Dessen, was er dachte und wollte,

als die eigentliche und entscheidende That seines Lebens. Dies allein unter all seinen Werken ist tief ins Herz des dänischen Volkes gedrungen, es ist gegenwärtig eins der bedeutsamsten Gährungselemente in der Arbeiterbewegung, es wird vielleicht mit der Zeit einmal eins der kräftigsten Gährungselemente in einer Bewegung werden, die das ganze Volk umfaßt; dann wird auch jene Trennung von Kirche und Staat, welche die Entwicklung des Jahrhunderts immer eindringlicher fordert, und welche mit größerer Energie und größerem Talent als irgend ein anderer seiner Landsleute verlangt zu haben Kierkegaard's unverwelklicher Ruhm ist, in Dänemark eine Wirklichkeit werden.

Es ist Kierkegaard's große Bedeutung für das staatskirchliche Geistesleben Dänemarks, daß er die Probe darauf gemacht hat. Der bestehende religiöse Zustand war, von außenher, vom humanen Standpunkte der Wissenschaft aus betrachtet, längst als werthlos erkannt worden. Durch ihn ward derselbe von innenher, von seinem eigenen Ideal aus, angegriffen, mit seinem eigenen Maße gemessen, und durch seinen Mund beurtheilte und verurtheilte er sich selbst.

Als Kierkegaard seine Laufbahn begann, schien er der freien Wissenschaft der gefährlichste aller Gegner werden zu sollen. Ein Denker von diesem Range — und zugleich ein Prediger! ein Philosoph, so groß angelegt wie keiner zuvor in Dänemark — und Bischof Mynster's demüthiger Bewunderer! In ihm ward die Probe auf das Exempel gemacht. Er endete damit, selber die Axt wider sein Gottesbild zu erheben. Durch ihn ward das dänische Geistesleben zu jenem äußersten Punkte hingedrängt, von wo ein Sprung geschehen muß, ein Sprung in den schwarzen Abgrund des Katholicismus hinab, oder hinüber auf die Landspitze, von welcher die Freiheit winkt.

In Kierkegaard gipfelt und mit ihm schließt die dänische Literatur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, und was auf ihn in der zweiten Hälfte desselben gefolgt ist, ist entweder zu geringfügig oder zu jung, um irgendwie gegen seine Werke ins Gewicht zu fallen. Es giebt keine Maßstäbe in der Literatur. Es giebt kein Loth, mit welchem man die geistigen Tiefen ergründen kann, kein Thermometer, welches die Wärme der Leidenschaft anzeigt, keinen Höhenmesser für den Schwung des Geistes. Aber gäbe es Dergleichen, so würde es sich zeigen, daß kein Schriftsteller in unserer Literatur tiefer in die Abgründe des Menschenherzens hinabgetaucht ist, daß keiner inniger gefühlt, schärfer gedacht oder einen höheren Schwung in seiner Begeisterung für die Ideale der Reinheit und Festigkeit genommen hat.

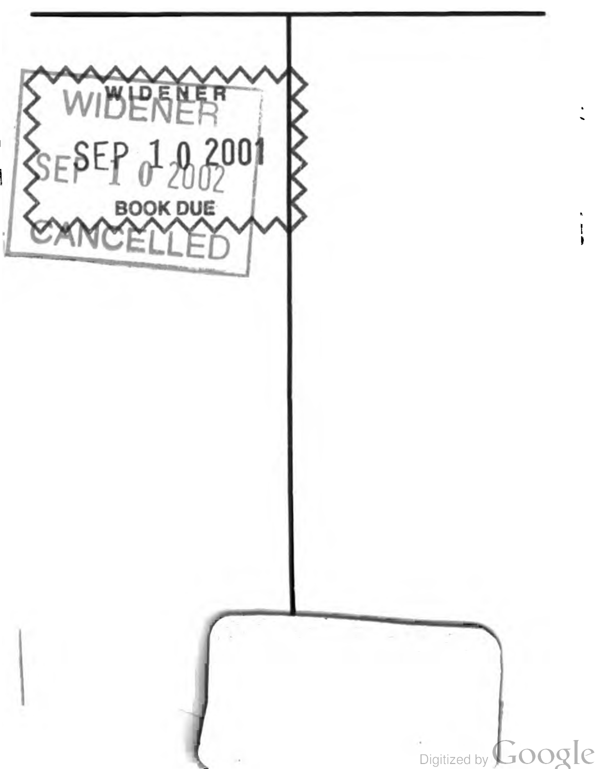
Seine Persönlichkeit ist zu reich und sein Werk zu vielseitig, als daß man ihn und dieses durch eine Formel charakterisiren könnte. Er war auch nicht, wie man unverständigerweise gesagt hat, von Anfang an „innerlich fertig". Im Gegentheil, er läßt sich nur dann verstehen, wenn man sich die Geschichte seines Genius aus den ersten Keimen der Charakterbildung und Produktion klar zu machen sucht, und wenn man die verschlungenen, einander kreuzenden Linien seiner Entwicklung so gut, wie möglich, von den ersten Anlagen bis zu den letzten Resultaten verfolgt, ohne einen Ausgangspunkt oder ein Zwischenglied zu überspringen, aber auch ohne konsequenter oder gradliniger als die Natur sein zu wollen.

Ein Versuch dazu ist hier gemacht worden.

die
en
ste
zu
zu
Es
sen
der
ing
sich
eser
ist,
nen
ale

zu
nel
n=
ich
en,
ten
zu
der
ch,
er=
ed
d=

Leipzig,
Druck von Metzger & Wittig.


WIDENER
WIDENER
SEP 10 2001
SEP 10 2002
BOOK DUE
CANCELLED

